Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt

Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt

Magazin
B
252
HumbW
28
Nicht entleihbar

13,35
259

WILHELM VON HUMBOLDT.

Briefwechsel

zwischen

Schiller und Wilhelm von Humboldt

Dritte vermehrte Ausgabe

mit Anmerkungen

von

Albert Leitzmann

Nebst einem Porträt Wilhelm von Humboldts

Stuttgart 1900

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

Nicht verleihbar

B 252 Hümb W 28

Alle Rechte vorbehalten.

Ratsbibliothek von Groß-Berlin

55:774 o

M

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Frau Estella Meyer

Frau Hedda Sauer

in Verehrung und Freundschaft.

Vorwort.

Die vorliegende neue Auflage des Schiller-Humboldtschen Briefwechsels ist die erste, welche durchweg auf einer Vergleichung der Originalhandschriften beruht und diese ganz unverkürzt zum Abdruck bringt. Beide Neuerungen dürften allseitige Billigung finden. Über die Provenienz der Handschriften, für deren Benutzung ich auch an dieser Stelle den Besitzern den herzlichsten Dank sage, bemerke ich folgendes: alle Briefe Schillers befinden sich im Humboldtschen Archiv in Tegel; von den Briefen Humboldts sind fünf (Nr. 27. 57. 58. 60. 63) sowie das Gedicht (Nr. 9) der Radowitzschen Sammlung der königlichen Bibliothek in Berlin (zuerst von mir herausgegeben im Euphorion 3, 64), zwei (Nr. 66 und 68) dem Schillerarchiv in Weimar zugehörig, der ganze übrige Rest ist im Besitz der Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart mit einziger Ausnahme von Nr. 1, deren Original nicht auffindbar war und die ich aus den Briefen an Schiller S. 100 übernommen habe. Was die Totalität des Abdrucks betrifft, so konnten natürlich die Rücksichten, die Humboldt 1830 bestimmten den Bestand des Briefwechsels so unbarmherzig zu dezimieren, heute nicht mehr maßgebend sein. Aber auch über die in der zweiten Auflage von 1876 enthaltenen Zusätze hinaus erwiesen sich die Handschriften fast aller Briefe Humboldts reich an bisher ungedruckten, teilweise sehr bedeutenden und interessanten Stellen, abgesehen davon, daß fast kein Satz ohne kleinere Fehler und Versehen bisher gedruckt

war, obwohl Humboldts Hand für den, der sich eingelesen hat, keinerlei zweifelhafte Lesungen zuläßt.

Eine weitere Neuerung ist der eingehende Kommentar. Statt eines sehr lückenhaften Registers, das die zweite Auflage aufwies, habe ich ausführliche Erläuterungen, eine tabellarische Übersicht über die gesammte Korrespondenz und ein erschöpfendes Register beigegeben. Erst durch einen genauen Kommentar werden die Schätze einer solchen Briefsammlung wirklich fruchtbar. Ich habe versucht die Einzelanmerkungen durch einen Text zu verbinden und so das Material für die Geschichte dieses einzigen Freundschaftsbundes möglichst vollständig zusammenzustellen.

Da im Allgemeinen nur ein Portrait Humboldts, das ihn als Greis darstellt, in unsrer Schillerliteratur reproduziert zu werden pflegt, gereicht es mir zu besondrer Freude diesem Buche ein Bild des jugendlichen Humboldt beigeben zu können, das gerade aus der Zeit stammt, in welcher er am eifrigsten mit Schiller korrespondierte. Das Original, ein Relief-Medaillon, befindet sich im Schlosse Tegel; Frau Konstanze von Heinz, geb. von Bülow, danke ich auch an dieser Stelle für die auf meine Bitte hin freundlich gewährte Erlaubniß zur Vervielfältigung. Es stammt von Martin Klauer, damaligem Hofbildhauer in Weimar, dessen Medaillonportraits Goethes lebhaften Beifall fanden (vgl. Goethejahrbuch 14, 5 und Goethes Briefe 11, 28), und ist nach dem übereinstimmenden Zeugniß mehrerer Zeitgenossen von sprechender Ähnlichkeit.

Jena, 4. Oktober 1899.

Albert Leitzmann.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Vorerinnerung. Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung 1

Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt . . . 39

1. Humboldt an Schiller, 19. März 1790 41
2. Humboldt an Schiller, 8. Mai 1792 41
3. Humboldt an Schiller, 12. Oktober 1792 44
4. Humboldt an Schiller, 9. November 1792 46
5. Humboldt an Schiller, 7. Dezember 1792 48
6. Humboldt an Schiller, 14. Januar 1793 50
7. Humboldt an Schiller, 18. Januar 1793 51
8. Humboldt an Schiller, 22. September 1794 53
9. Humboldt an Schiller, Canzone, 1794 56
10. Humboldt an Schiller, 17. Juli 1795 57
11. Humboldt an Schiller, 28. Juli 1795 62
12. Humboldt an Schiller, 4. August 1795 65
13. Schiller an Humboldt, 9. August 1795 70
14. Humboldt an Schiller, 15. August 1795 71
15. Humboldt an Schiller, 18. August 1795 77
16. Humboldt an Schiller, 21. August 1795 84
17. Schiller an Humboldt, 21. August 1795 90
18. Humboldt an Schiller, 25. August 1795 94
19. Humboldt an Schiller, 29. August 1795 100

Seite

20. Humboldt an Schiller, 31. Auguſt 1795 104
21. Schiller an Humboldt, 7. September 1795 115
22. Humboldt an Schiller, 8. September 1795 122
23. Humboldt an Schiller, 11.—12. September 1795 . . . 125
24. Humboldt an Schiller, 14. September 1795 134
25. Humboldt an Schiller, 15. September 1795 137
26. Humboldt an Schiller, 22. September 1795 138
27. Humboldt an Schiller, 26. September 1795 145
28. Humboldt an Schiller, 28. September 1795 146
29. Humboldt an Schiller, 2. Oktober 1795 149
30. Humboldt an Schiller, 5. Oktober 1795 153
31. Schiller an Humboldt, 5. Oktober 1795 156
32. Humboldt an Schiller, 12. Oktober 1795 160
33. Humboldt an Schiller, 16. Oktober 1795 164
34. Humboldt an Schiller, 23. Oktober 1795 171
35. Schiller an Humboldt, 26. Oktober 1795 181
36. Humboldt an Schiller, 30. Oktober 1795 184
37. Humboldt an Schiller, 6. November 1795 192
38. Schiller an Humboldt, 9. November 1795 200
39. Humboldt an Schiller, 13. November 1795 203
40. Humboldt an Schiller, 20. November 1795 206
41. Humboldt an Schiller, 27. November 1795 212
42. Schiller an Humboldt, 29.—30. November 1795 220
43. Humboldt an Schiller, 4. Dezember 1795 228
44. Schiller an Humboldt, 7. Dezember 1795 232
45. Humboldt an Schiller, 11. Dezember 1795 237
46. Humboldt an Schiller, 14. Dezember 1795 241
47. Schiller an Humboldt, 17. Dezember 1795 244
48. Humboldt an Schiller, 18. Dezember 1795 246
49. Schiller an Humboldt, 25. Dezember 1795 251
50. Humboldt an Schiller, 29. Dezember 1795 257
51. Schiller an Humboldt, 4. Januar 1796 260

Seite

52. Schiller an Humboldt, 9.—11. Januar 1796 262
53. Humboldt an Schiller, 12. Januar 1796 266
54. Schiller an Humboldt, 25. Januar 1796 269
55. Schiller an Humboldt, 1. Februar 1796 272
56. Humboldt an Schiller, 2. Februar 1796 275
57. Humboldt an Schiller, 20. Februar 1796 280
58. Humboldt an Schiller, 2. März 1796 281
59. Schiller an Humboldt, 21. März 1796 282
60. Humboldt an Schiller, 19. Juli 1796 286
61. Schiller an Humboldt, 22. Juli 1796 288
62. Schiller an Humboldt, 27. Juni 1798 290
63. Humboldt an Schiller, 18. Mai 1802 295
64. Schiller an Humboldt, 17. Februar bis 3. März 1803 . 296
65. Schiller an Humboldt, 18. Auguſt 1803 299
66. Humboldt an Schiller, 27. Auguſt 1803 301
67. Schiller an Humboldt, 12. September 1803 304
68. Humboldt an Schiller, 22. Oktober 1803 305
69. Schiller an Humboldt, 2. April 1805 318

Anhang. Brief Humboldts an Körner vom 8. Juni 1805. Briefwechsel zwiſchen Humboldt und Körner im Februar bis Mai 1830 323

Humboldt an Körner, 8. Juni 1805 325
1. Humboldt an Körner, 12. Februar 1830 328
2. Körner an Humboldt, 16. Februar 1830 330
3. Körner an Humboldt, 24. Februar 1830 331
4. Humboldt an Körner, 7. März 1830 331
5. Körner an Humboldt, 9. März 1830 332
6. Humboldt an Körner, 13. März 1830 333
7. Körner an Humboldt, 16. März 1830 333
8. Humboldt an Körner, 28. März 1830 334
9. Körner an Humboldt, 30. März 1830 334
10. Humboldt an Körner, 4. April 1830 335
11. Körner an Humboldt, 6. April 1830 336

Seite

12. Humboldt an Körner, 15. Mai 1830 337
13. Körner an Humboldt, 18. Mai 1830 338
14. Humboldt an Körner, 23. Mai 1830 339
15. Körner an Humboldt, 25. Mai 1830 340

Anmerkungen 341
Zu Humboldts Vorerinnerung 343
Zu den Briefen 349
Zum Anhang 415

Übersichtstafel über die gesammte Korrespondenz zwischen Schiller und Humboldt 427

Register 445

Vorerinnerung.

Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

Mein näherer Umgang und mein Briefwechsel mit Schiller fallen in die Jahre 1794. bis 1797. Vorher kannten wir uns wenig, nachher, wo ich mich meistentheils im Auslande aufhielt, schrieben wir uns seltener[1]). Gerade der erwähnte Zeitraum war aber ohne Zweifel der bedeutendste in der geistigen Entwicklung Schillers. Er beschloß den langen Abschnitt, wo Schiller seit dem Erscheinen des Don Carlos von aller dramatischen Thätigkeit gefeiert hatte, und gieng unmittelbar der Periode voran, wo er, von der Vollendung des Wallensteins an, wie im Vorgefühl seiner nahen Auflösung, die letzten Jahre seines Lebens fast mit ebenso vielen Meisterwerken bezeichnete. Es war eine Krise, ein Wendepunkt, aber vielleicht der seltenste, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat. Das angeborene, schöpferische Dichtergenie durchbrach, gleich einem lange angeschwollenen Strome, die Hindernisse, welche ihm zu mächtig angewachsene Ideenbeschäftigung und zu deutlich gewordenes Bewußtseyn entgegensetzten, und es trug aus diesem Kampfe selbst die Form idealer Nothwendigkeit reiner und klarer heraus. Den glücklichen Erfolg dieser Krise verdankte Schiller der Gediegenheit seiner Natur und der rastlosen Arbeit, mit der er auf den verschiedensten Wegen der einzigen Aufgabe nachstrebte, die reichste Lebendigkeit des Stoffs in die reinste Gesetz-

[1]) Die gegenwärtige Sammlung enthält alle von uns noch vorhandene Briefe, einige wenige ganz uninteressante ausgenommen. Es fehlt aber dennoch eine gute Anzahl. Schiller muß meine Briefe nicht vollständig aufbewahrt haben, und ein großer Theil der Schillerschen an mich ist auf dem Landsitz, wo ich dies schreibe, in den unglücklichen Kriegsereignissen des Jahres 1806 verloren gegangen.

mäßigkeit der Kunst zu binden. Er bedurfte hierzu zugleich der schöpferischen und der beurtheilend formenden Kräfte; so sicher er aber seyn konnte, daß ihm die ersteren nie entstehen würden, so fanden sich doch in ihm Stunden, Tage des Zweifels, der Kleinmüthigkeit, ein scheinbares Schwanken zwischen Poesie und Philosophie, ein Mangel an Zuversicht auf seinen Dichterberuf, wodurch jene Jahre zu einer so entscheidenden Epoche seines Lebens wurden. Denn Alles, was ihm in derselben das leichte Gelingen dichterischer Arbeiten erschwerte, erhöhte die Vollkommenheit der endlich zur Reife gediehenen.

Es war im Frühjahre 1794. als Schiller von einer in sein Vaterland gemachten Reise zurückkam, um sich wieder in Jena häuslich niederzulassen. Die große Krankheit, die seine ganze Gesundheit erschüttert hatte, und von der er eigentlich nie ganz wieder genas, hatte, verbunden mit der Reise, eine Unterbrechung in allen seinen Arbeiten zur Folge gehabt, und Schiller kehrte mit dem doppelt regen Streben nach Thätigkeit zurück, das eine solche Unterbrechung und eine neue Niederlassung gewöhnlich hervorbringen. Der damals beginnende Umgang mit Göthe trug noch mehr dazu bei, seine geistige Lebendigkeit anzuregen. Es entstand also nun die Frage, was er unternehmen solle? was er mit Hoffnung des Gelingens unternehmen könne? Eine wirklich angefangene Arbeit hatte er, außer den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, nicht vor sich. Im Dichten hatte er sich seit dem Jahre 1790. nicht versucht. Die Neigung zur Geschichte war erkaltet, dagegen fühlte er sich zu philosophischen Forschungen hingezogen. Indeß standen im Hintergrunde immer die Malteser[1]) und Wallenstein, allein unter den damaligen Umständen, wie durch eine große Kluft selbst von dem Entschlusse, sich für einen beider Plane zu bestimmen, geschieden. Ich hatte, um Schiller nahe zu seyn, meinen Wohnsitz in Jena genommen, und war wenige Wochen

[1]) Ein Schauspiel, zu welchem Schiller den Plan lange mit sich herumtrug, und von dem auch in dem nachfolgenden Briefwechsel die Rede seyn wird.

vor ihm dort angekommen. Wir sahen uns täglich zweimal, vorzüglich aber des Abends allein und meistentheils bis tief in die Nacht hinein. Alles eben Berührte kam da natürlich zur Sprache, und diese Unterredungen machten die Grundlage zu dem hier dem Publicum mitgetheilten Briefwechsel aus, der auch größtentheils davon handelt, und schrittweise den Weg sehen läßt, auf dem Schiller sich seiner großen letzten Productionsepoche näherte. Aus diesem Grunde können, auch noch einzelne vortrefliche und genievolle Entwickelungen in den Schillerschen abgerechnet, die hier nachfolgenden Briefe sich vielleicht Hoffnung machen, Interesse bei denjenigen zu erwecken, welche dem Geiste eines großen Mannes gern über dasjenige hinaus folgen, was davon seinen Werken aufgeprägt ist.

Es giebt ein unmittelbareres und volleres Wirken eines großen Geistes, als das durch seine Werke. Diese zeigen nur einen Theil seines Wesens. In die lebendige Erscheinung strömt es rein und vollständig über. Auf eine Art, die sich einzeln nicht nachweisen, nicht erforschen läßt, welcher selbst der Gedanke nicht zu folgen vermag, wird es aufgenommen von den Zeitgenossen und auf die folgenden Geschlechter vererbt. Dies stille und gleichsam magische Wirken großer geistiger Naturen ist es vorzüglich, was den immer wachsenden Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk immer mächtiger und ausgebreiteter emporsprießen läßt. In Schrift gefaßte Werke und Literaturen tragen ihn dann gleichsam mumienartig verschlossen über Klüfte hinweg, welche die lebendige Wirksamkeit nicht zu überspringen vermag. Die Völker aber haben schon immer Hauptschritte zu ihrer Geistesentwicklung vor der Schrift gethan, und in diesen dunkelsten, aber wichtigsten Perioden des menschlichen Schaffens und Bildens ist nur die lebendige Einwirkung möglich. Nichts zieht daher die Betrachtung mehr an, als jeder, wenn selbst schwache Versuch, zu erforschen, wie ein merkwürdiger Mann des Jahrhunderts die Bahn alles Denkens: das Gesetz an die Erscheinung zu knüpfen, über das Endliche hinaus nach dem Unendlichen zu streben, in seiner individuellen Weise durchlief. Dies hat mein Nachdenken über Schiller oft

beschäftigt, und unsere Zeit hat Keinen aufzuweisen, dessen inneres geistiges Leben in dieser Hinsicht merkwürdiger zu verfolgen wäre.

Schillers Dichtergenie kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künstler sogar roh erscheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesko von einer entschiednen großen Naturkraft. Es verrieth sich nachher durch die, bei ganz verschiedenartigen philosophischen und historischen Beschäftigungen, immer durchbrechende, auch in diesen Briefen so oft angedeutete Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigentlichen Heimath seines Geistes. Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die gewiß noch lange der Stolz und der Ruhm der deutschen Bühne bleiben werden. Aber dies Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervor, die Alles, ergründend, spalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schillers besondre Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedanken, und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit, letzteres auf zweifache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkührlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, um das Größeste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellectualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete. Diese Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schillers Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend, weniger die leichte glückliche Geburt des Genies, als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit des Geistes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur

die wirkliche intellektuelle Größe Schillers die Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte.

Ich würde es für überflüssig halten, zur Rechtfertigung dieser Behauptungen in eine Zergliederung der Schillerschen Werke einzugehen, die jedem zu gegenwärtig sind, um nicht, welches auch seine Meinung seyn möchte, die Anwendung selbst zu machen. Dagegen ist es vielleicht dem Leser des Briefwechsels angenehm, wenn ich mit Wenigem zu entwickeln versuche, wie diese meine Ansicht von Schillers Eigenthümlichkeit zugleich und besonders durch meinen Umgang mit ihm, durch Erinnerungen aus seinen Gesprächen, durch die Vergleichung seiner Arbeiten in ihrer Zeitfolge und die Nachforschungen über den Gang seines Geistes entstand.

Was jedem Beobachter an Schiller am meisten, als charakteristisch bezeichnend, auffallen mußte, war, daß in einem höheren und praegnanteren Sinn, als vielleicht je bei einem Anderen, der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbstthätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie, und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Uebels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dies zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeineren Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Discussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herderschen. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was, bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite, nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie

für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck mit der Anmuth und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstande herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eignen Erahnden übrigläßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so gieng man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechselthätigkeit des Gesprächs. Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dies Streben, und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräch immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrengter Selbstthätigkeit. Auch seine Briefe zeigen dies deutlich. Er kannte sogar keine andre. Bloßer Lecture überließ er sich nur spät Abends und in seinen, leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein, oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße, von keinem andren unmittelbaren Zweck, als dem des Wissens, geleitete Studiren, das für den damit Vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht, und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm

zu stoffartig, und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen, als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er die allerdings höhere Thätigkeit des Geistes, welche selbstthätig aus ihren eignen Tiefen schöpft, mehr schätzte, konnte er sich weniger mit der geringeren befreunden. Aber die seinige entschädigte ihn dafür. Denn es ist merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrath des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche andren ihn zuführen, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Theil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkührlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; doch lag auch dieser keine eigne Ansicht zum Grunde. Aber was Schiller durch eigne Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anschaulich machte, was ihm bloß fremde Schilderung zuführte. Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lecture zu machen, auch was er in dieser Art Dienliches zufällig fand, prägte sich seinem Gedächtniß fest ein, und seine rastlos angestrengte Phantasie, die in beständiger Lebendigkeit bald diesen, bald jenen Theil des irgend je gesammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das Mangelhafte einer so mittelbaren Auffassung.

Auf ganz ähnliche Weise eignete er sich den Geist der Griechischen Dichtung an, ohne sie je anders, als aus Uebersetzungen zu kennen. Er scheute dabei keine Mühe, er zog die Uebersetzungen vor, die darauf Verzicht leisten, für sich zu gelten, am liebsten waren ihm die wörtlichen lateinischen Paraphrasen. So übersetzte er die Scenen und die Hochzeit der Thetis aus dem Euripides. Ich gestehe, daß ich diesen Chor immer mit großem Vergnügen wiederlese. Es ist nicht bloß eine Uebertragung in eine andre Sprache, sondern in eine andre Gattung von Dichtung. Der Schwung, in den die Phantasie von den

ersten Versen an versetzt wird, ist ein verschiedner, also gerade das, was die rein poetische Wirkung ausmacht. Denn diese kann man nur in die allgemeine Stimmung der Phantasie und des Gefühles setzen, die der Dichter, unabhängig von dem Ideen-Gehalte, bloß durch den seinem Werke beigegebenen Hauch seiner Begeisterung im Leser hervorruft. Der antike Geist blickt, wie ein Schatten, durch das ihm geliehene Gewand. Aber in jeder Strophe sind einige Züge des Originals so bedeutsam herausgehoben, und so rein hingestellt, daß man dennoch vom Anfang bis zum Ende beim Antiken festgehalten wird. Ich meinte indeß nicht vorzugsweise diese Uebersetzung, wenn ich von Schiller's Eingehen in Griechischen Dichtergeist sprach, sondern zwei seiner späteren Stücke. Auch hierin hatte Schiller bedeutende Fortschritte gemacht. Die Kraniche des Ibycus und das Siegesfest tragen die Farbe des Alterthums so rein und treu an sich, als man es nur irgend von einem modernen Dichter erwarten kann, und zwar auf die schönste und geistvollste Weise. Der Dichter hat den Sinn des Alterthums in sich aufgenommen, er bewegt sich darin mit Freiheit, und so entspringt eine neue, in allen ihren Theilen nur ihn athmende Dichtung. Beide Stücke stehen aber wieder in einem merkwürdigen Gegensatz gegen einander. Die Kraniche des Ibycus erlaubten eine ganz epische Ausführung, was den Stoff dem Dichter innerlich werth machte, war die daraus hervorspringende Idee der Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust. Diese Macht der Poesie, einer unsichtbaren, bloß durch den Geist geschaffenen, in der Wirklichkeit verfliegenden Kraft gehörte wesentlich in den Ideenkreis, der Schiller lebendig beschäftigte. Schon acht Jahre, ehe er sich zur Ballade in ihm gestaltete, schwebte ihm dieser Stoff vor, wie deutlich aus den Künstlern aus den Versen hervorgeht:

vom Eumenidenchor geschrecket,
zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
das Loos des Todes aus dem Lied.

Diese Idee erlaubte aber auch eine vollkommen antike Ausführung; das Alterthum besaß Alles, um sie in ihrer ganzen

Reinheit und Stärke hervortreten zu lassen. Daher ist Alles in der ganzen Erzählung unmittelbar aus ihm entnommen, besonders das Erscheinen und der Gesang der Eumeniden. Der Aeschylische bekannte Chor ist so kunstvoll in die moderne Dichtungsform in Reim und Sylbenmaaß verwebt, daß nichts von seiner stillen Größe aufgegeben scheint. Das Siegesfest ist lyrischer und betrachtender Natur. Hier konnte und mußte der Dichter aus der Fülle seines Busens hinzufügen, was nicht im Ideen- und Gefühlskreise des Alterthums lag. Aber im Uebrigen ist Alles im Sinne der Homerischen Dichtung ebenso rein, als in dem andren Gedicht. Das Ganze ist nur, wie in einer höheren, mehr abgesondert gehaltnen Geistigkeit ausgeprägt, als dem alten Sänger eigen ist, und erhält gerade dadurch seine größesten Schönheiten. An einzelnen, aus den Alten entnommenen Zügen, in die aber oft eine höhere Bedeutung gelegt ist, sind auch frühere Gedichte Schillers reich. Ich erwähne hier nur die Schilderung des Todes aus den Künstlern,

den sanften Bogen der Nothwendigkeit,

der so schön an die ἀγανὰ βέλεα (die sanften Geschosse) bei Homer erinnert, wo aber die Uebertragung des Beiworts vom Geschoß auf den Bogen selbst dem Gedanken einen zarteren und tieferen Sinn giebt.

Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist in den Columbus überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigenthümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbar inwohnende Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Uebereinstimmung geben muß zwischen ihr, und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen seyn kann, war ein charakteristischer Zug in Schiller's Ideensystem. Ihm entsprach auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellectuellen Aufgabe so lange nachgieng, bis sie befriedigend gelöst war. Schon in den Briefen Raphaels an Julius in der Thalia in dem kühnen, aber schönen Aus-

Kalsbibliothek Groß-Berlin

druck: „als Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meer eingieng“ findet sich der gleiche Gedanke an dasselbe Bild geknüpft.

Dem Inhalte und der Form nach, waren Schillers philosophische Ideen ein getreuer Abdruck seiner ganzen geistigen Wirksamkeit überhaupt. Beide bewegten sich immer im nämlichen Gleise und strebten dem gleichen Ziel zu, allein auf eine Weise, daß die lebendigere Aneignung immer reicheren Stoffs, und die Kraft des ihn beherrschenden Gedanken sich unaufhörlich zu wechselseitiger Steigerung bestimmten. Der Endpunkt, an den er Alles knüpfte, war die Herstellung der Totalität in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte in ihrer absoluten Freiheit. Beide dem Ich, das nur Eins und ein Untheilbares seyn kann, angehörend, aber die eine Mannigfaltigkeit und Stoff, die andre Einheit und Form suchend, sollten sie durch ihre freiwillige Harmonie schon hier auf einen über alle Endlichkeit hinaus liegenden Ursprung hindeuten. Die Vernunft, unbedingt herrschend in der Erkenntniß und Willensbestimmung, sollte die Anschauung und Empfindung mit schonender Achtung behandeln und nirgends in ihr Gebiet übergreifen, dagegen sollten diese sich aus ihrem eigenthümlichen Wesen, und auf ihrer selbstgewählten Bahn zu einer Gestalt emporbilden, in welcher jene, bei aller Verschiedenheit des Princips, sich der Form nach wiederfände. Diese, nicht auf entdeckbaren Wegen entstehende, sondern wie durch plötzliches Wunder überraschende Uebereinstimmung zu vermitteln, den in sich unabweisbaren Widerspruch beider Naturen durch einen in ihrer Wechselbeziehung auf einander gegründeten Schein aufzuheben, und dem Menschen dadurch in der Erscheinung ein Bild desjenigen zu geben, was außer aller Erscheinung liegt, vermag allein die Richtung in ihm, welche wir die ästhetische nennen. Denn sie behandelt den Stoff mit einer, auf dem Gebiete der Sinnlichkeit entsprungenen, nicht von der Idee erborgten, und dennoch als Freiheit erscheinenden Selbstthätigkeit.

In Anmuth und Würde und in den Briefen über die aesthetische Erziehung des Menschen ist diese Vor-

stellungsweise ausführlich dargelegt. Ich zweifle, daß diese, mit den gehaltreichsten Ideen und einer seltenen Schönheit des Vortrags ausgestatteten Aufsätze jetzt noch häufig gelesen werden, aber es ist in vieler Rücksicht zu bedauern. Zwar sind beide Werke, und namentlich die Briefe, nicht von dem Vorwurfe frei zu sprechen, daß Schiller, um seine Behauptungen fest zu begründen, einen zu strengen und abstracten Weg gewählt, und es sich zu sehr versagt hat, seinen Gegenstand auf eine in der Anwendung fruchtbarere Weise zu behandeln, ohne doch dadurch den Forderungen einer Deduction bloß aus Begriffen wirklich zu genügen. Aber über den Begriff der Schönheit, über das Aesthetische im Schaffen und Handeln, also über die Grundlagen aller Kunst, so wie über die Kunst selbst enthalten diese Arbeiten alles Wesentliche auf eine Weise, über die es niemals möglich seyn wird hinauszugehen. In diesem ganzen Gebiet dürfte schwerlich eine Frage vorkommen, deren richtige Beantwortung sich nicht würde bis zu den in diesen Abhandlungen aufgestellten Principien hinaufführen lassen. Dies liegt nicht bloß in der scharfen Absonderung und Begränzung der Begriffe, sondern fließt bei weitem mehr aus dem viel seltneren Verdienst, alle in ihrem ganzen Umfange, ihrem vollen Gehalte, schon mit der Ahndung aller aus ihnen hervorgehenden Folgerungen hingestellt zu haben. Ueberhaupt werden die Ideen in diesen Aufsätzen nicht sowohl gespalten und zerlegt, als, wenn mir das Gleichniß erlaubt ist, gewissermaßen in Facetten geschnitten, von denen jede ein neues Licht empfängt und zurückwirft. Dies gilt vorzüglich von der letzten Hälfte von Anmuth und Würde, wo die Unterschiede zwischen verschiedenen Arten der Gesinnung und des Betragens geschildert sind.

Niemals vorher sind diese Materien so rein, so vollständig und lichtvoll abgehandelt worden. Es war aber damit unendlich viel nicht bloß für die sichere Scheidung der Begriffe, sondern auch für die aesthetische und sittliche Bildung gewonnen. Kunst und Dichtung waren unmittelbar an das Edelste im Menschen geknüpft, dargestellt als dasjenige, woran er erst zum Bewußtseyn der ihm inwohnenden, über die Endlichkeit hinaus

strebenden Natur erwacht. So waren beide auf die Höhe gestellt, welcher sie wirklich entstammen. Sie auf dieser vor der Entweihung jeder kleinlichen und herabziehenden Ansicht, jeder nicht aus ihrem reinen Element entsprungenen Empfindung zu sichern, war im eigentlichsten Verstande Schillers beständiges Bemühen, erschien als seine wahre, ihm durch seine ursprüngliche Richtung gegebene Lebensbestimmung. Seine ersten und strengsten Forderungen ergehen daher an den Dichter selbst, von dem er nicht bloß gleichsam abgesondert wirkendes Genie und Talent, sondern eine, der Höhe seines Berufs zusagende Stimmung des ganzen Gemüths, nicht bloß eine augenblickliche, sondern eine zum Charakter gewordene Erhebung verlangt. „Ehe er es unternimmt, die Vortrefflichen zu rühren, soll er es zu seinem ersten und wichtigsten Geschäft machen, seine Individualität selbst zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern." Die Recension der Bürgerschen Gedichte, aus welcher diese Stelle genommen ist, hat Schiller'n den Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen diesen mit Recht beliebten Dichter zugezogen. Allerdings ist sie streng. Denn solange der ungefähr gleiche Zustand der Sprache den Gedichten unsrer Zeit in Deutschland allgemeinen Eingang verstattet (eine Bedingung, an welche das Wirken aller Dichtung geknüpft ist), wird Bürger gewiß jede Phantasie auf das poetischste anregen, und jedes Gemüth mit einer ihm ganz eignen Wahrheit und Innigkeit ergreifen. Schiller gesteht in einem seiner späteren Briefe auch selbst ein, in jener Kritik das Ideal zu unmittelbar auf einen besonderen Fall angewendet zu haben. Allein an den darin aufgestellten allgemeinen Forderungen würde er darum gewiß nichts nachgelassen haben, und diese verdienen gerade hier, als wahrhaft individuelle und persönliche Ansicht Schillers, herausgehoben zu werden. An niemand richtete er diese Forderungen so streng, als an sich selbst. Man kann von ihm mit Wahrheit sagen, daß, was auch nur von fern an das Gemeine, selbst an das Gewöhnliche gränzte, ihn niemals berührte, daß er die hohen und edeln Ansichten, die sein Denken erfüllten, auch ganz in seine Empfindungsweise und sein Leben übertrug, und im Dichten

immer mit gleicher Lebendigkeit, auch bei kleinen Productionen, vom Streben nach dem Ideale begeistert war. Daher findet sich in seinen Werken so Weniges, was man matt oder mittelmäßig nennen müßte. Allerdings trug dazu auch das, was ich früher berührte, sehr viel bei, daß nämlich seine Geisteskraft immer mit gleicher Anstrengung arbeitete, und daß es ihm durchaus fremd war, sie bei einer gleichsam erholenden Arbeit eine Abspannung finden zu lassen. Es mag Individualitäten geben, welchen seine ganze Dichtungsweise, und seine ganze philosophische Ansicht minder zusagt. Allein nur wenig Einzelnes wird man, als seiner nicht würdig, ausstoßen, indem man das Andre enthusiastisch erhebt, und der Tadel selbst, um dies hier im Vorbeigehen zu bemerken, wird gerade seine individuellsten Seiten treffen, und also die hohe Einheit seiner Natur in ein noch helleres Licht stellen. Die Strenge seines Urtheils über seine frühesten Productionen spricht eine Stelle in der Bürgerschen Recension klar und mit Stärke aus, und noch deutlicher die zwei Jahre vor seinem Tode geschriebene Vorerinnerung zu der Sammlung seiner Gedichte. Allein was darin seinen großen und zarten Sinn verletzte, der in dem, was man die zweite Epoche seines Lebens nennen kann, im Don Carlos so hell leuchtend hervortrat, und seitdem nie durch einen Flecken getrübt ward, gieng nicht die Individualität, nicht die Persönlichkeit des Dichters an. Seine hohe, reine, nach Totalität strebende Ansicht der menschlichen Natur und des Lebens spricht auch aus jenen Productionen. Das in ihnen Verletzende bedurfte nur einer künstlerischen Berichtigung, entsprang nur aus misverstandenen Begriffen von poetischer Wahrheit, aus noch nicht hinlänglich gefühlter Nothwendigkeit der Unterordnung der Theile unter die Einheit des Ganzen, dann im Einzelnen aus nicht gehörig geläutertem Geschmack. Zugleich trugen die gewählten Stoffe dazu bei. Im Carlos befand sich Schiller, wie in einer anderen Sphäre. Hier stellte sich ihm der große Gegensatz weltbürgerlicher Ansicht und sich tief dünkender, beengter Staatsklugheit dar, und zeigte ihm von aller Erfahrung absehende Ideen im Kampf mit einer Beschränktheit, die Erfahrung

ohne Ideen möglich hält. Unmittelbar daran hieng das Schicksal in ihren Volks- und Gewissensrechten gekränkter, in gerechtem Abfall begriffener Provinzen, und in dies große politische Interesse war eine in ihrem ersten Aufwallen reine und schwärmerische, und schuldlos und zart erwiederte Liebe verwebt. So umgab ihn dieser Stoff, wie mit einem höher emportragenden Element. Allerdings entsprang die Wahl desselben aus der ihr vorangehenden Stimmung des Gemüthes. Diese zeigt sich auch in der veränderten äußeren Form, dem Verlassen der Prosa, zu der er zwar in den ersten Entwürfen zum Wallenstein zurückkehrte, bald aber, wieder zum Verse hingerissen, seinen Irrthum, und nun für immer, erkannte. Die erste Scene zwischen Max und Thekla, früher ausgearbeitet, als die ihr vorangehenden, widerstrebte dem prosaischen Ausdruck; sie war die erste in Versen.

Der Poesie unter den menschlichen Bestrebungen die hohe und ernste Stellung, von der ich oben gesprochen, anzuweisen, von ihr die kleinliche und die trockene Ansicht abzuwehren, welche, jene ihre Würde, diese ihre Eigenthümlichkeit, verkennend, sie nur zu einer tändelnden Verzierung und Verschönerung des Lebens machen, oder unmittelbar moralisches Wirken und Belehrung von ihr verlangen, ist, wie man sich nicht genug wiederholen kann, tief in Deutscher Sinnes- und Empfindungsart gegründet. Schiller sprach, nur auf seine individuelle Weise, darin aus, was seine Deutschheit in ihn gelegt hatte, was ihm aus den Tiefen der Sprache entgegenklang, deren geheimes Wirken er so trefflich vernahm, und so meisterhaft wieder zu benutzen verstand. Es liegt in der großen Oekonomie der Geistesentwicklung, welche die ideale Seite der Weltgeschichte, gegenüber den Thaten und Ereignissen, ausmacht, ein gewisses Maß, um welches der Einzelne, auch am günstigsten Bevorrechtete, sich nur über den Geist seiner Nation erheben kann, um, was dieser ihm unbewußt verlieh, durch Individualität bearbeitet, in ihn zurückströmen zu lassen. Die Kunst nun, und alles ästhetische Wirken von ihrem wahren Standpunkte aus zu betrachten, ist keiner neueren Nation in dem Grade, als der Deutschen, gelungen, auch denen nicht, welche sich der Dichter rühmen, die

alle Zeiten für groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen, und in Allem, was hieran geknüpft ist. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neueren Nationen, und in näherer Bestimmung des Begriffes der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er sucht Poesie und Philosophie, er will sie nicht trennen, sondern strebt sie zu verbinden, und solange dies Streben nach Philosophie, auch ganz reiner, abgezogener Philosophie, das auch sogar unter uns nicht selten in seinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemisdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern, und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geister in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poesie und Philosophie stehen, ihrer Natur nach, in dem Mittelpunkte aller geistigen Bestrebungen, nur sie können alle einzelnen Resultate in sich vereinigen, nur von ihnen kann in alles Einzelne zugleich Einheit und Begeisterung überströmen, nur sie repraesentiren eigentlich, was der Mensch ist, da alle übrigen Wissenschaften und Fertigkeiten, könnte man sie je ganz von ihnen scheiden, nur zeigen würden, was er besitzt und sich angeeignet hat. Ohne diesen zugleich erhellenden und Funken weckenden Brennpunkt, bleibt auch das ausgebreitetste Wissen zu sehr verstückelt, und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des Einzelnen, der Nation und der Menschheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Eindringens in die Natur und den Menschen und den noch nie ganz erklärten Zusammenhang beider seyn kann. Das Forschen um der Wahrheit und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen, werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzusuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen sich nicht zerstreut an einzelnen Gegenständen, sondern als reine Objecte des Geistes offenbaren. Schiller kannte keine andre Beschäftigung, als gerade mit Poesie und Philosophie, und die Eigenthümlichkeit seines intellectuellen Strebens bestand gerade

darin, die Identität ihres Ursprungs zu fassen und darzustellen. Die obigen Betrachtungen knüpfen sich daher unmittelbar an ihn an.

Eine Idee, mit der Schiller vorzugsweise gern sich beschäftigte, war die Bildung des rohen Naturmenschen, wie er ihn annimmt, durch die Kunst, ehe er der Cultur durch Vernunft übergeben werden konnte. Prosaisch und dichterisch hat er sie mehrfach ausgeführt. Auch bei den Anfängen der Civilisation überhaupt, dem Uebergange vom Nomadenleben zum Ackerbau, bei dem, wie er es so schön ausdrückt, mit der frommen, mütterlichen Erde gläubig gestifteten Bund verweilte seine Phantasie vorzugsweise gern. Was die Mythologie hiermit Verwandtes darbot, hielt er mit Begierde fest; ganz den Spuren der Fabel getreu bleibend, bildete er Demeter, die Hauptgestalt in diesem Kreis, indem er sich in ihrer Brust menschliche Gefühle mit göttlichen gatten ließ, zu einer ebenso wundervollen, als tief ergreifenden Erscheinung aus. Es war lange ein Lieblingsplan Schiller's, die erste Gesittung Attika's durch fremde Einwanderungen episch zu behandeln. Das Eleusische Fest ist an die Stelle dieses unausgeführt gebliebenen Planes getreten.

Hätte Schiller das Aufleben der Indischen Literatur erlebt, so würde er eine engere Verbindung der Poesie mit der abgezogensten Philosophie kennen gelernt haben, als die Griechische Literatur aufzuweisen hat, und die Erscheinung würde ihn lebhaft ergriffen haben. Die Indische Poesie, in ihrer früheren Epoche nämlich, hat überhaupt einen mehr feierlichen, frommen und religiösen Charakter, als die Griechische, ohne darum, gleichsam unter fremder Herrschaft stehend, an eigner Freiheit einzubüßen. Nur am Vorzug des Plastischen möchte sie dadurch wirklich verlieren.

Es ist in hohem Grade zu beklagen, aber auch gewissermaßen zu verwundern, daß Schiller bei seinen Raisonnements über den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts auch nicht Einmal der Sprache erwähnt, in welcher sich doch gerade die zweifache Natur des Menschen, und zwar nicht abgesondert, son-

dern zum Symbole verschmolzen, ausprägt. Sie vereinigt im genauesten Verstande ein philosophisches und poetisches Wirken in sich, letzteres zugleich in der im Wort liegenden Metapher und in der Musik seines Schalles. Zugleich bietet sie überall einen Uebergang ins Unendliche dar, indem ihre Symbole die Kraft zur Thätigkeit reizen, allein dieser Thätigkeit nirgends Gränzen stecken, und auch das höchste Maß des in sie Gelegten durch ein noch größeres überboten werden kann. Sie hätte daher gerade in Schiller's Ideenkreis als ein willkommener Gegenstand erscheinen müssen. Indeß gehört die Sprache allerdings der Nation und dem Geschlecht, nicht dem Einzelnen an, und der Mensch kann sie, ehe er sie begreifen lernt, lange, als ein todtes Werkzeug gebrauchen, ohne von dem sie durchdringenden Leben ergriffen zu werden. Unbedingt kann sie daher nicht als ein Bildungsmittel gelten. Es giebt doch aber, wenn gleich keine ursprünglich schaffende, aber doch still fortbildende Wechselwirkung zwischen dem Menschen und seiner Sprache, und die Sprachen haben ihren höchsten poetischen und musikalischen Gehalt immer in ihrer früheren, dann mit einem besondren Schwunge der Phantasie der Völker, die sie reden, verbundenen Formung. Sie verlieren von diesem Gehalt im Laufe der Zeit, allein ihr Aufsteigen dazu ist wenigstens uns selten sichtbar, und bleibt eher problematisch. Wenn man daher von der Betrachtung des wundervollen Baues von Sprachen ganz culturloser Nationen, sich ihrer Zergliederung, wie der eines Naturgegenstandes, mit offnem und unbefangnem Sinne hingebend, zur Erwägung des in ewiges Dunkel gehüllten ursprünglichen Zustandes des Menschengeschlechts übergeht; so sollte man, da die Sprache mit dem Menschen gegeben ist, und vor ihr nichts Menschliches in ihm gedacht werden kann, eher ahnden, daß dieser Zustand ein friedlicher, besonnener, sich keinem tieferen und zarteren Eindruck verschließender gewesen sey, und daß gesellschaftliche Verwilderung erst einer späteren Periode angehöre, wo der Kampf widriger Ereignisse mit wilder Leidenschaft die Stimme der eignen Brust übertäubte. Wenigstens würde Schiller auf diesem Wege schwerlich die Schilderung eines Naturstandes, wie sie die

aesthetischen Briefe enthalten, nothwendig erachtet, und überhaupt weniger scharf getrennt haben, was in der entschieden primitivsten Emanation der menschlichen Natur, in der Sprache, als fest vereinigt und innig verschmolzen erscheint.

Der Trieb nach Beschäftigung mit abstracten Ideen, das Streben, alles Endliche in ein großes Bild zu fassen, und es an das Unendliche anzuknüpfen, lag von selbst, und ohne fremden Anstoß in Schiller; es war mit seiner Individualität gegeben. Es entwickelte sich am freiesten und lebendigsten in der zweiten und dritten Periode seines Lebens, wenn man die erste seine drei früheren, die vierte seine letzten Trauerspiele, vom Wallenstein an, einnehmen läßt. Von Don Carlos habe ich in dieser Rücksicht schon gesprochen. Die zuerst in der Thalia abgedruckten philosophischen Briefe, mit welchen die Resignation, die ein Product desselben Jahrs ist, in dem kühnen Schwunge einer leidenschaftlich philosophirenden Vernunft eine auffallende Verwandtschaft hat, sollten den Anfang einer Reihe philosophischer Erörterungen machen. Aber die Fortsetzung unterblieb, und eine neue Epoche des Philosophirens begann für Schiller in Anmuth und Würde, hauptsächlich begründet durch seine Bekanntschaft mit Kantischer Philosophie. Jene beiden Stücke könnte man nur mit Unrecht als einen Ausdruck wirklicher Meinungen des Dichters selbst ansehen, sie gehören aber zu dem Besten, was wir von ihm besitzen. Die Briefe sind mit hinreißendem Feuer geschrieben, und mit einem, noch vom Zwange keiner Schule, auch nur von fern, berührten Geiste. Die Resignation trägt Schillers eigenthümlichstes Gepräge in der unmittelbaren Verknüpfung einfach ausgedrückter großer und tiefer Wahrheiten und unermeßlicher Bilder, und in der ganz originellen, die kühnsten Zusammenstellungen begünstigenden Sprache an sich. Den durch das Ganze durchgeführten Hauptgedanken kann man nur als vorübergehende Stimmung eines leidenschaftlich bewegten Gemüths ansehen, aber er ist darin so meisterhaft geschildert, daß die Leidenschaft ganz in der Betrachtung aufgegangen, und der Ausspruch nur Frucht des Nachdenkens und der Erfahrung zu seyn scheint.

Kant unternahm und vollbrachte das größeste Werk, das vielleicht je die philosophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt hat. Er prüfte und sichtete das ganze philosophische Verfahren auf einem Wege, auf dem er nothwendig den Philosophieen aller Zeiten und aller Nationen begegnen mußte, er maß, begränzte und ebnete den Boden desselben, zerstörte die darauf angelegten Truggebäude, und stellte, nach Vollendung dieser Arbeit, Grundlagen fest, in welchen die philosophische Analyse mit dem durch die früheren Systeme oft irre geleiteten und übertäubten natürlichen Menschensinne zusammentraf. Er führte im wahrsten Sinne des Worts die Philosophie in die Tiefen des menschlichen Busens zurück. Alles, was den großen Denker bezeichnet, besaß er in vollendetem Maße, und vereinigte in sich, was sich sonst zu widerstreben scheint; Tiefe und Schärfe, eine vielleicht nie übertroffene Dialektik, an die doch der Sinn nicht verloren gieng, auch die Wahrheit zu fassen, die auf diesem Weg nicht erreichbar ist, und das philosophische Genie, welches die Fäden eines weitläuftigen Ideengewebes nach allen Richtungen hin ausspinnt, und alle vermittelst der Einheit der Idee zusammenhält, ohne welches kein philosophisches System möglich seyn würde. Von den Spuren, die man in seinen Schriften von seinem Gefühl und seinem Herzen antrifft, hat schon Schiller richtig bemerkt, daß der hohe philosophische Beruf beide Eigenschaften (des Denkens und des Empfindens) verbunden fordert. Verläßt man ihn aber auf der Bahn, wo sich sein Geist nach Einer Richtung hin zeigt, so lernt man das Außerordentliche des Genies dieses Mannes auch an seinem Umfange kennen. Nichts weder in der Natur noch im Gebiete des Wissens läßt ihn gleichgültig, alles zieht er in seinen Kreis, aber da das selbstthätige Princip in seiner Intellectualität sichtbar die Oberhand behauptet, so leuchtet seine Eigenthümlichkeit am strahlendsten da hervor, wo, wie in den Ansichten über den Bau des gestirnten Himmels, der Stoff, in sich erhabner Natur, der Einbildungskraft unter der Leitung einer großen Idee ein weites Feld darbietet. Denn Größe und Macht der Phantasie stehen in Kant der Tiefe und Schärfe des Denkens unmittelbar

zur Seite. Wieviel oder wenig sich von der Kantischen Philosophie bis heute erhalten hat, und künftig erhalten wird, maße ich mir nicht an zu entscheiden; allein dreierlei bleibt, wenn man den Ruhm, den er seiner Nation, den Nutzen, den er dem speculativen Denken verliehen hat, bestimmen will, unverkennbar gewiß. Einiges, was er zertrümmert hat, wird sich nie wieder erheben; Einiges, was er begründet hat, wird nie wieder untergehen; und was das Wichtigste ist, so hat er eine Reform gestiftet, wie die gesammte Geschichte der Philosophie keine ähnliche aufweist, und für alle Zeiten hin die möglichen Richtungen der Speculation überschlagen und gewürdigt. In seinem Zeitalter wurde die, bei dem Erscheinen seiner Kritik der reinen Vernunft, unter uns kaum noch schwache Kunde von sich gebende speculative Philosophie von ihm zu einer Regsamkeit geweckt, die den deutschen Geist hoffentlich noch lange beleben wird. Da er nicht sowohl Philosophie, als zu philosophiren lehrte, weniger Gefundenes mittheilte, als die Fackel des eigenen Suchens anzündete, so veranlaßte er mittelbar mehr oder weniger von ihm abweichende Systeme und Schulen, und es charakterisirt die hohe Freiheit seines Geistes, daß er Philosophieen, wieder in vollkommner Freiheit und auf selbstgeschaffnen Wegen für sich fortwirkend, zu wecken vermochte.

Ein großer Mann ist in jeder Gattung und in jedem Zeitalter eine Erscheinung, von der sich meistentheils gar nicht, und immer nur sehr unvollkommen Rechenschaft ablegen läßt. Wer möchte es wohl unternehmen zu erklären, wie Göthe plötzlich da stand, der Fülle und Tiefe des Genies nach, gleich groß in seinen frühesten, wie in seinen späteren Werken? und doch gründete er eine neue Epoche der Poesie unter uns, schuf die Poesie überhaupt zu einer neuen Gestalt um, drückte der Sprache seine Form auf, und gab dem Geiste seiner Nation für alle Folge entscheidende Impulse. Das Genie, immer neu und die Regel angebend, thut sein Entstehen erst durch sein Daseyn kund, und sein Grund kann nicht in einem Früheren, schon Bekannten gesucht werden; wie es erscheint, ertheilt es sich selbst seine Richtung. Aus dem dürftigen Zustande, in welchem Kant die Philo-

sophie, eklektisch herumirrend, vor sich fand, vermochte er keinen anregenden Funken zu ziehen. Auch möchte es schwer seyn zu sagen, ob er mehr den alten, oder den späteren Philosophen verdankte. Er selbst, mit dieser Schärfe der Kritik, die seine hervorstechendste Seite ausmachte, war sichtbar dem Geiste der neueren Zeit näher verwandt. Auch war es ein charakteristischer Zug in ihm, mit allen Fortschritten seines Jahrhunderts fortzugehen, selbst an allen Begegnissen des Tages den lebendigsten Antheil zu nehmen. Indem er, mehr, als irgend einer vor ihm, die Philosophie in den Tiefen der menschlichen Brust isolirte, hat wohl niemand zugleich sie in so mannigfaltige und fruchtbare Anwendung gebracht. Diese in alle seine Schriften reichlich verstreuten Stellen geben ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz.

Eine solche Erscheinung konnte an Schiller nicht unbemerkt vorübergehen. Ihn, der immer über seiner jedesmaligen Beschäftigung schwebte, der die Poesie selbst, für welche die Natur ihn bestimmt hatte, und die sein ganzes Leben durchdrang, doch auch wieder an etwas noch Höheres anknüpfte, mußte eine Lehre anziehen, deren Natur es war, Wurzel und Endpunkt des Gegenstandes seines beständigen Sinnens zu enthalten. Plötzlich emporgegangen, und Jahrelang unbeachtet, wurde sie außerdem gerade in der Zeit und der Gegend, wo sich Schiller damals befand, mit einem Enthusiasmus ergriffen, der noch in der Erinnerung erfreut. Auf welche Weise Kant von Schiller gewürdigt ward, hat Schiller in mehreren Stellen seiner Schriften geäußert, noch mehr aber durch die That gezeigt. Er eignete sich die neue Philosophie, seiner Natur gemäß, an. In den eigentlichen Bau des Systemes gieng er wenig ein; er heftete sich aber an die Deduction des Schönheitsprincips und des Sittengesetzes. Hier mußte es ihn mächtig ergreifen, das natürliche, menschliche Gefühl in seine Rechte eingesetzt, und in seiner Reinheit philosophisch begründet zu finden. Gerade hier hatten die unmittelbar vorher herrschend gewesenen Theorieen die wahren Gesichtspunkte verrückt, und das Erhabne entadelt. Dagegen fand Schiller, seinem Ideengange nach, die sinnlichen Kräfte des Menschen theils verletzt, theils nicht hinlänglich geachtet, und die durch

das aesthetische Princip in sie gelegte Möglichkeit freiwilliger Uebereinstimmung mit der Vernunfteinheit nicht genug herausgehoben. So geschah es, daß Schiller, als er zuerst Kant's Namen öffentlich aussprach, in Anmuth und Würde, als sein Gegner auftrat.

Es lag in Schillers Eigenthümlichkeit, von einem großen Geiste neben sich nie in dessen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eignen, selbstgeschaffenen durch einen solchen Einfluß auf das mächtigste angeregt zu werden; und man kann wohl zweifelhaft bleiben, ob man dies in ihm mehr als Größe des Geistes, oder als tiefe Schönheit des Charakters bewundern soll. Sich fremder Individualität nicht unterzuordnen, ist Eigenschaft jeder größeren Geisteskraft, jedes stärkeren Gemüths, aber die fremde Individualität ganz, als verschieden, zu durchschauen, vollkommen zu würdigen, und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen die eigne nur noch entschiedner und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört Wenigen an, und war in Schiller hervorstechender Charakterzug. Allerdings ist ein solches Verhältniß nur unter verwandten Geistern möglich, deren divergirende Bahnen in einem höher liegenden Punkte zusammentreffen, aber es setzt von Seiten der Intellectualität die klare Erkenntniß dieses Punkts, von Seiten des Charakters voraus, daß die Rücksicht auf die Person gänzlich zurückbleibe hinter dem Interesse an der Sache. Nur unter dieser Bedingung gehen Bescheidenheit und Selbstgefühl, wie es die Bestimmung ihres idealischen Zusammenwirkens ist, wahrhaft in Unbefangenheit über. So nun stand Schiller auch Kant gegenüber. Er nahm nicht von ihm; von den in Anmuth und Würde und den aesthetischen Briefen durchgeführten Ideen ruhen die Keime schon in dem, was er vor der Bekanntschaft mit Kantischer Philosophie schrieb, sie stellen auch nur die innere, ursprüngliche Anlage seines Geistes dar. Allein dennoch wurde jene Bekanntschaft zu einer neuen Epoche in Schiller's philosophischem Streben, die Kantische Philosophie gewährte ihm Hülfe und Anregung. Ohne große Divinationsgabe läßt sich ahnden, wie, ohne Kant, Schiller jene ihm ganz eigenthümlichen Ideen aus-

geführt haben würde. Die Freiheit der Form hätte wahrscheinlich dabei gewonnen.

Bei der Art, wie ich hier von der Form rede, meine ich natürlich nicht den Styl. Diesen hat im Historischen und Philosophischen, wie im Poetischen, Schiller sich ganz eigen geschaffen. Was er in einer Stelle seiner Schriften über die Art sagt, wie die Sprache den Ausdruck umhüllen soll, das hat er selbst in hohem Grade erreicht. Wer einen Styl zu würdigen versteht, der nicht den gleichsam schon fertigen Gedanken nüchtern auszudrücken strebt (ein nothwendig mislingendes Bemühen, da der Gedanke erst im Ausdruck seine Vollendung erhält), sondern mit dem er, in jedem Augenblick selbstthätig erzeugt, zugleich hervorzuspringen scheint, der wird den Schillerschen bewundern. Denn indem er den Stempel der Originalität an sich trägt, giebt er zugleich die Regel des, nur auf jedes eigene Weise, allgemein zu Erringenden.

Was ich hier von Schiller's Styl sage, gilt in noch viel praegnanterem Sinne von denjenigen seiner Gedichte, welche vorzugsweise der Ausführung philosophischer Ideen gewidmet sind. Sie erzeugen die Idee, umkleiden sie nicht bloß mit einem dichterischen Schmuck. Sie erfüllen dadurch die Forderung dieser Gattung der Poesie. Der Leser gewinnt die Ueberzeugung, daß die sich ihm darbietende Idee jenseits einer Kluft liege, über welche der Verstand keine Brücke zu schlagen, die nur die dichterisch begeisterte Einbildungskraft zu überspringen vermag. Der Dichter, der immer nur hervorbringt, was er selbst empfindet, muß, um jene Ueberzeugung zu bewirken, erst in sich die geeignete Stimmung erzeugen, er muß die Kraft besitzen, die Idee, als gedacht, rein in der dichterischen Darstellung aufgehen zu lassen, und seinen Stoff in die Sphäre des Unendlichen hinüberführen, in welchem allein, nicht auf dem Gebiet des Verstandes, die poetischen Kräfte mit den erkennenden zusammentreffen. Schiller klagt irgendwo, daß es noch kein wahres didaktisches Gedicht gebe. Aber einige der seinigen können, gerade in der von ihm aufgestellten Idee, dafür gelten. Unter diesen spricht vielleicht der Spaziergang, in dem sich Schiller zugleich in male-

rischen Naturschilderungen selbst übertroffen hat, am meisten die Phantasie und das allgemeine Gefühl an. Sonst möchte man in dieser Gattung einige frühere, die Götter Griechenlands, die Künstler, späteren vorziehen, welche der Ausführung der darin angeregten Ideen auf philosophischem Wege nachfolgten. Denn in Schiller selbst entwickelten sich, wie es in einem Dichter nicht anders seyn konnte, die philosophischen Ideen aus dem Medium der Phantasie und des Gefühls.

Schillers historische Arbeiten werden vielleicht von Einigen nur als Zufälligkeiten in seinem Leben, und als durch äußere Umstände hervorgerufen angesehen. Dazu, daß sie eine größere Ausdehnung erhielten, trugen diese Ursachen unläugbar bei, allein an sich mußte Schiller durch seine Geisteseigenthümlichkeit ebensowohl zu historischem, als philosophischem Studium hingezogen werden. Nur um dies mit wenigen Worten anzudeuten, berühre ich diesen Punkt hier. Wer, wie Schiller, durch seine innerste Natur aufgefordert war, die Beherrschung und freiwillige Uebereinstimmung des Sinnenstoffes durch und mit der Idee aufzusuchen, konnte nicht da zurücktreten, wo sich gerade die reichste Mannigfaltigkeit eines ungeheuren Gebietes eröffnet; wessen beständiges Geschäft es war, dichtend, den von der Phantasie gebildeten Stoff in eine, Nothwendigkeit athmende Form zu gießen, der mußte begierig seyn zu versuchen, welche Form, da das Darstellbare es doch nur durch irgend eine Form ist, ein durch die Wirklichkeit gegebener Stoff erlaubt und verlangt. Das Talent des Geschichtschreibers ist dem poetischen und philosophischen nahe verwandt, und bei dem, welcher keinen Funken dieser beiden in sich trüge, möchte es sehr bedenklich um den Beruf zum Historiker aussehen. Dies gilt aber nicht bloß von der Geschichtschreibung, sondern auch von der Geschichtforschung. Schiller pflegte zu behaupten, daß der Geschichtschreiber, wenn er alles Factische durch genaues und gründliches Studium der Quellen in sich aufgenommen habe, nun dennoch den so gesammelten Stoff erst wieder aus sich heraus zur Geschichte construiren müsse, und hatte darin gewiß vollkommen Recht, obgleich allerdings dieser Ausspruch auch gewaltig misverstanden

werden könnte. Eine Thatsache läßt sich ebensowenig zu einer Geschichte, wie die Gesichtszüge eines Menschen zu einem Bildniß bloß abschreiben. Wie in dem organischen Bau und dem Seelenausdruck der Gestalt, giebt es in dem Zusammenhange selbst einer einfachen Begebenheit eine lebendige Einheit, und nur von diesem Mittelpunkt aus läßt sie sich auffassen und darstellen. Auch tritt, man möge es wollen oder nicht, unvermeidlich zwischen die Ereignisse und die Darstellung die Auffassung des Geschichtschreibers, und der wahre Zusammenhang der Begebenheiten wird am sichersten von demjenigen erkannt werden, der seinen Blick an philosophischer und poetischer Nothwendigkeit geübt hat. Denn auch hier steht die Wirklichkeit mit dem Geist in geheimnißvollem Bunde. Im Sammeln der Thatsachen, im Studium der Quellen, so weit es ihm vergönnt war, in sie hinabzusteigen, war Schiller sehr genau und sorgfältig. Auch bei seinen poetischen Arbeiten versäumte er nie, sich die historische oder Sachkunde, welche sie erforderten, zu verschaffen. Wenn ihm etwas in dieser Art mislang, so lag es gewiß nicht an der Emsigkeit seines Strebens, sondern am Mangel von Hülfsmitteln, an seiner Kränklichkeit und anderen zufälligen Umständen. Nur muß man einzelne factische Unrichtigkeiten nicht immer als Instanzen gegen die Allgemeinheit dieser Behauptung ansehen. Er eignete sich bei diesen Studien zu poetischen Arbeiten natürlich vorzugsweise das Ganze des Eindrucks an. Mit welcher Liebe er sich dem Geschichtsfache widmete, geht aus einem seiner Briefe an Körner hervor. Nur wo er historische Arbeiten bloß für äußere Zwecke, wie für die Horen, übernehmen mußte, wurden sie ihm lästig. Sonst war auch gerade in seiner spätesten Zeit die Lust zur Geschichte nicht in ihm erloschen. Er sprach mir, noch als ich ihn das letztemal im Herbst 1802. sah, mit leidenschaftlicher Wärme von dem Plan einer Geschichte Roms, den er sich für höhere Jahre aufsparte, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtkunst verlassen hätte. In der That kommt wohl keine andere Geschichte dieser an dramatischer Größe gleich. Besonders wurde Schiller so lebendig durch die Idee ergriffen, wie sich die größesten welthistorischen Verhängnisse im Alterthum und der neueren Zeit

gerade an die Oertlichkeit dieser Stadt anknüpften. Man erinnert sich hierbei an Göthe's schönen Ausspruch, daß sich von Rom aus die Geschichte ganz anders, als an jedem Orte der Welt liest. „Anderwärts liest man von außen hinein, in Rom glaubt man von innen hinaus zu lesen; es lagert sich Alles um uns her, und geht wieder aus von uns."

Das Genie in jeder Art der Hervorbringung ist die Spannung der ganzen Intellectualität auf den Einen ihr von der Natur angewiesenen Punkt. Von der Beschaffenheit dieses Ganzen hängen zwei, bei jeder intellectuellen Charakterisirung nothwendige Bestimmungen ab: das besondre Gepräge des Genies, da es sich in jeder Gattung wieder sehr verschieden gestalten kann, und die Freiheit des Geistes neben und außer demselben zu allgemeinerer Ueberschauung des intellectuellen Standpunkts. In den Gränzen dieses Typus und dem Verhältniß der darin zusammenwirkenden Potenzen liegen, was jedoch hier nicht der Ort zu entwickeln ist, alle Verschiedenheiten der menschlichen Intellectualität, die in jedem Menschen, wie verdunkelt es immer seyn mag, vorzugsweise auf Einen Punkt hin bezogen ist. Darum schien es mir nothwendig, um Schiller, den jeder als Dichter fühlt, auch soviel das möglich ist, dem Begriff nach, als Dichter zu schildern, vorzüglich von seiner ganzen Geistesrichtung, und namentlich von seiner philosophischen zu sprechen. Gerade um sein Dichtergenie zu charakterisiren, redete ich von dem, worin er die Bahn des Dichters zu verlassen schien. Die Schilderung einer großen geistigen Natur setzt nothwendig wieder einen genialen Blick in das Wesen und Zusammenwirken aller, sich individuell vertheilenden Intellectualität voraus. Ich darf daher nicht die Hoffnung nähren den Leser wirklich ganz auf den Standpunkt geführt zu haben, Schiller's Eigenthümlichkeit, wie er sie bisher empfunden hat, nunmehr auch klar und entschieden in ihrem Zusammenhange zu übersehen. Bin ich hierin aber auch nur einigermaßen glücklich gewesen, so können Schiller's philosophische und historische Bestrebungen nicht bloß als eine vielseitige Geistesbildung, noch weniger aber als ein unsichres Umhersuchen nach seinem wahren Beruf, sondern beide nur als

mit der poetischen aus einer und ebenderselben tiefen, reichen und mächtigen Urquelle in ihm hervorbrechend erscheinen. Wie in den Körpern die Stoffe nach Wahlverwandtschaften verschiedenartige Verbindungen eingehen, so war in Schiller die Dichtung innig an die Kraft des Gedanken gebunden. Sie strömte darum nicht weniger frei aus der Anschauung und dem Gefühle hervor. Sie schöpfte vielmehr gerade aus dieser, die Einbildungskraft schon durch den zu überwindenden Contrast steigernden Verbindung ein Feuer, eine Tiefe und Stärke, wie sie auf diese Weise kein andrer älterer, noch neuerer Dichter bewiesen hat. Gedanke und Bild, Idee und Empfindung treten immer in ihm in Wechselwirkung, und in den gelungenen Stellen durchdringen sie einander, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit aufzugeben. Man kann sich im Geiste nichts, als ruhend, und gelegentlich zur Thätigkeit übergehend, nichts getrennt und abgesondert auf einander einwirkend denken. Was in ihm ist, *ist* nur durch Thätigkeit, was er in sich faßt, ist Eins, nur verschieden durch Spannung und Richtung, die oft durch den Impuls verschiedener, ja entgegengesetzter Kräfte gegeben wird. Der Gedanke jedes Augenblicks trägt den ganzen in diese Gestaltung gegossenen Geist. Dies energische Erscheinen der ganzen Intellectualität in dem einzelnen Gedanken macht Schiller, was nur aus der Energie der wirklichen Verknüpfung in ihm selbst entsprang, vorzugsweise fühlbar. Das schöne Bild, durch das er in der *Macht des Gesanges* die Dichtung überhaupt charakterisirt: *ein Regenstrom aus Felsenrissen* u. s. w. steht in besonderer Beziehung auf die seinige. Was ihn aber daneben, wenn es auch für seinen Dichterberuf als gleichgültig erscheinen könnte, auszeichnet, ist die Höhe, in der er sich über jeder einzelnen Bestrebung in ihm, selbst über seinem Dichtergenie befindet, einem der mächtigsten und gewaltigsten, welche je die menschliche Brust bewegt haben. Es ist nicht Freiheit bloß, sondern ganz eigentlich Uebermacht.

Wenn gleich diese ihn sichtbar, auch als Dichter, hob und empor trug, so mußte ebendarum unläugbar auch sein Dichten aus einer doppelt energischen Kraft hervorgehen. Alles Künstlerische und Dichterische trägt zwar den Charakter des Frei-

willigen an sich, darum aber fällt doch auch dem Künstler und Dichter nicht ganz ohne Mühe ihr glücklich Loos. Auch sie bedürfen der Arbeit, nur einer Arbeit ganz eigner Natur, und diese war Schiller'n gerade durch die Vorzüge seiner Eigenthümlichkeit erschwert. Sein Ziel war ihm höher gesteckt, weil er das Ziel aller Dichtung klarer vor sich sah, ihre verschiedenen Bahnen sicherer übermaß, das ganze Getriebe des geistigen Wirkens, wenn dieser Ausdruck auf das Walten der höchsten Freiheit übergetragen werden kann, heller durchschaute. Er erkannte das Ideal in seiner ganzen, von ihm aber immer erhebend, nicht niederdrückend empfundenen Größe, und indem er, nach seiner eignen lichtvollen Eintheilung, durchaus zur Classe der sentimentalischen Dichter gehörte, so steigerte seine Individualität noch den Begriff dieser Gattung. Zugleich schwebend über seinen eignen und den Leistungen andrer, war er nicht bloß Schöpfer, sondern auch Richter, und forderte Rechenschaft von dem poetischen Wirken auf dem Gebiete des Denkens. Es war daher doppelt zu bewundern, daß die den Dichter unbewußt und unerklärbar mit sich fortreißende wahre Naturkraft darum nichts an ihrer Macht in ihm verlor. Hier aber, wie in Allem, wirkte wieder die Totalität seiner Natur. Niemand drang so sehr, als er, auf die absolute Freiheit des sinnlichen Stoffs, auf seine vollendete und von der Idee ganz unabhängige Ausbildung vor der Anschauung und der Phantasie, und daß er dies that, war nicht etwa Folge theoretischer Ideen. Er schöpfte vielmehr diese erst selbst aus dem gleichen, ihn beherrschenden, mächtigen innern Drange. Was andren sentimentalischen Dichtern begegnete, ebendarum, weil sie dies waren, in ihren Werken weniger plastisch zu seyn, ihnen weniger sinnliche Gestaltung zu geben, konnte für ihn nie eine Klippe werden. Vielmehr war er wieder in höherem Grade naiv, als es die entschiedene Hinneigung zur sentimentalischen Gattung zuzulassen schien. Seine sich selbst überlassene Natur führte ihn mehr der höheren Idee zu, in welcher sich der Unterschied zwischen jenen Gattungen wieder von selbst verliert, als sie ihn in eine von beiden verschloß, und wenn er dieses Vorrecht mit einigen der

größesten Dichtergenies theilte, so gesellte sich dazu noch in ihm, daß er schon in die Idee selbst die Forderung absoluter Freiheit des sich idealisch bildenden Sinnenstoffs legte.

Das bloß Rührende, Schmelzende, einfach Beschreibende, kurz die ganze unmittelbar aus der Anschauung und dem Gefühle genommene Gattung der Dichtung findet sich bei Schiller in unzähligen einzelnen Stellen und in ganzen Gedichten. Ich brauche hier nur an die Ideale, des Mädchens Klage, den Jüngling am Bach, Thekla, eine Geisterstimme, an Emma, die Erwartung, u. a. m. zu erinnern, die nur den empfangenen Eindruck wiederzugeben scheinen, und in denen man Schiller's intellectuelle Eigenthümlichkeit nur wie in einem sanften Wiederscheine erkennt. Die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies aber enthält das Lied von der Glocke, das in wechselnden Sylbenmaßen, in Schilderungen der höchsten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinstellen, alle Vorfälle des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entspringenden Gefühle ausdrückt, und dies alles symbolisch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verschiednen Momenten begleitet. In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfang einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht, und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen, wie ein durch natürliche Gränzen umschlossenes Epos zeigt. Die dichterische Anschaulichkeit wird aber noch dadurch vermehrt, daß jenen der Phantasie von fern vorgehaltnen Erscheinungen ein als unmittelbar wirklich geschilderter Gegenstand entspricht, und die beiden sich dadurch bildenden Reihen zu gleichem Ende parallel neben einander fortlaufen.

Wenn man sich vergegenwärtigt, was ich hier über Schiller's rastlose Geistesthätigkeit und die enge Verbindung seines dichterischen Genies mit der mächtigen Kraft gesagt habe, die in ihm Alles in das Gebiet ihres Denkens zog, so wird man jetzt besser die Epoche verstehen, in welche der nachfolgende Briefwechsel

fällt, und die ich im Vorigen als die kritische in seiner poetischen Laufbahn ansah. Jede große poetische Arbeit fordert eine Stimmung und Sammlung des Gemüths, die Schiller, als er nach Jena zurückkehrte, seit Jahren vermißte. Zum Theil lag die Schuld davon wohl in dem Plane zum Wallenstein, den er lange bei sich trug, ehe er wirklich Hand an die Arbeit legte. Dieser Stoff war in seinem Umfange zu gewaltig, und, seiner Beschaffenheit nach, zu spröde, um nicht der größesten Zurüstungen vor seiner Ausführung zu bedürfen. Wer dies Gedicht richtig zu würdigen versteht, wird erkennen, daß es eine wahre poetische Riesenarbeit ist; selbst Schiller's formender Geist vermochte diesen weit ausgreifenden Stoff doch nur in drei zusammenhängenden Stücken zu bezwingen. Allein auch die Forderungen, welche Schiller an seine theatralischen Werke machte, hatten sich gesteigert, da das schöpferische Genie augenblicklich feierte, trat desto geschäftiger die richtende Kritik, und nicht ohne Besorgnisse, an ihre Stelle. In allem künstlerischen Schaffen verlangt die Zuversicht das Beispiel des schon wirklich Gelungenen. Dies fehlte Schiller'n hier, nicht nach dem Urtheil seiner Nation, aber nach seinem eignen. Die früheren Stücke konnten ihm nicht als Beglaubigungen des Talentes gelten, dessen Entwicklung ihm jetzt allein seiner und der Kunst würdig erschien. Don Carlos war durch äußere Umstände in einem langen Intervalle gedichtet worden, und die Einheit und Glut der ersten Auffassung hatten die Länge der Arbeit nicht überdauert. So glaubte Schiller am Anfange einer neuen Laufbahn zu stehen, und wirklich drückte er, da er sich einmal der Fesseln entledigt hatte, die seinen neuen Aufflug hemmten, der Tragödie ein Gepräge auf, mit dem sie niemals vorher die Bühne betreten hatte. Zugleich fiel dies in eine Zeit, wo Schiller's inneres Bestreben vorzüglich ein philosophisches war. Denn es ist nicht zu verkennen, daß zur Zeit unmittelbar nach der Arbeit am Don Carlos er bemüht war, die in ihm rege gewordnen philosophischen Ideen zur Klarheit und Bestimmtheit zu bringen. Schon die Wahl des Don Carlos zum Gegenstand einer Tragödie war, wie man aus den Briefen über ihn

sieht, nicht frei vom Antheil dieses innern, auf Ideen gerichteten Triebes, und dies in seiner Art einzige, im Einzelnen mit der ganzen Fülle des Schillerschen Genies ausgestattete, wenn gleich in der Form und Zusammenfügung des Ganzen nicht, gleich den späteren, gelungene Stück verräth die Spuren dieses Ursprungs. Ein innerer auf Ideen gerichteter Trieb war es in der That; da er aber in dem Erscheinen der Kantischen Philosophie Nahrung fand, und nachdem er sich einmal in Anmuth und Würde in bestimmter Klarheit auszusprechen begonnen hatte, lag die vollendete Ausbildung des in diesem Aufsatze angedeuteten und theilweise ausgeführten Systems als eine innere Aufgabe in Schiller, die, seiner Individualität nach, gelöst seyn mußte, ehe er in ein andres Gebiet übergehen konnte. Es war ihm unmöglich, etwas Unklares oder Ungewisses in seinem Geiste zurückzulassen, solange er nicht die Hoffnung aufgeben mußte, es zur Klarheit und Gewißheit zu bringen, die Ideen, welche die Grundsäulen seines ganzen intellectuellen Strebens ausmachten, mit denen er sein poetisches Schaffen — das Element seines Lebens — unauflöslich verschwistert sahe, sobald es ihm Gegenstand der Betrachtung und des Nachdenkens wurde, mußten bis zu ihren Endpunkten hin rein vollendet vor ihm liegen. Beharrlichkeit der Ausdauer war ein charakteristischer Zug bei jeder Arbeit in Schiller, und so ruhte er nicht eher, bis die ihm von seiner innersten Natur gestellte Aufgabe in den Briefen über die aesthetische Erziehung des Menschen gelöst war. Bis dahin konnte er aber auch nichts Anderes ergreifen. Was seinen Geist anzog, beschäftigte ihn immer ausschließlich und ganz.

Es ist sehr merkwürdig, wie in der Periode, von welcher hier die Rede ist, die beständig in Schiller fortlebende Sehnsucht nach dramatischer Dichtung langsam, aber immer allmählich sich Luft machend, die Oberhand über das philosophische Streben gewann. Im ersten Jahre seiner Rückkehr nach Jena beschäftigten ihn noch ausschließlich die aesthetischen Briefe und gelegentliche historische Arbeiten. Dann blühte die Poesie zuerst nur in kleineren lyrischen und epischen Gedichten ihm auf, und die Philosophie näherte sich in den Abhandlungen über naive

und sentimentalische Dichtung in mehr leichter und heiterer Form der nun schon herrschend werdenden Arbeit der Phantasie. Endlich begann der Wallenstein. So trat Schiller, wie in ein leichteres, ihm eigenthümlicheres Element, in die leuchtende dichterische Periode seiner letzten Jahre, die dann durch nichts weiter unterbrochen wurde. Sein, wie er uns auch schmerzlich bewegt, großer und schöner Tod führte ihn mitten in einer schon herrlich zurückgelegten und mit immer weiter strebender Kraft verfolgten Laufbahn hinweg.

In jene Periode der Rückkehr Schiller's zur dramatischen Dichtung fällt auch der Anfang seines vertrauteren Umgangs mit Göthe, und gewiß als die am stärksten und bedeutendsten mitwirkende Ursach. Der gegenseitige Einfluß dieser beiden großen Männer auf einander war der mächtigste und würdigste. Jeder fühlte sich dadurch angeregt, gestärkt und ermuthigt auf seiner eigenen Bahn, jeder sahe klarer und richtiger ein, wie auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel sie vereinte. Keiner zog den Andern in seinen Pfad herüber, oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eignen. Wie durch ihre unsterblichen Werke, haben sie durch ihre Freundschaft, in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt, und auch dadurch den Deutschen Namen verherrlicht. Mehr aber darüber zu sagen, würde theils überflüssig seyn, theils verbietet es eine natürliche und gerechte Scheu. Schiller und Göthe haben sich in ihren Briefen selbst so klar und offen, so innig und großartig über dies einzige Verhältniß ausgesprochen, daß so Gesagtem noch etwas hinzuzufügen niemand versucht werden kann.

In dem Briefwechsel mit mir giebt es Stellen, wo Schiller seinem Dichterberufe zu mistrauen scheint, und Aehnliches findet sich in Körner's Lebensbeschreibung angeführt. Ich erwähnte auch dessen schon im Anfange dieser Vorerinnerung. Solche augenblicklichen Aufwallungen, so wie der sonderbare Misgriff, sich mehr für epische, als dramatische Dichtung geboren zu halten, werden niemanden irre machen, der mit dem mensch-

lichen Kopfe und Herzen vertraut ist. Nie hat einer, wenn man Momente einzelner Verstimmung ausnimmt, so klar und entschieden gewußt, was er durch seine Natur gedrungen wollen und suchen mußte, nie einer sein Streben und sein Gelingen so richtig und unbefangen gewürdigt, als Schiller; nie war einem mehr, als ihm, unsichres Umhertappen nach seiner naturgemäßen Bestimmung fremd und verhaßt. Seine Bestimmung aber war offenbar die dramatische Dichtung. Die Schärfe der Einbildungskraft, die Alles auf Einen Punkt hinführt, die Fähigkeit, auf einen gewaltigen Effect hinzuarbeiten, die höchste Spannung in der Wirklichkeit hervorzubringen, und die erhabenste Lösung in der Idee daran zu knüpfen, welches Alles durch Schiller's Individualität unmittelbar gegeben war, sagt vorzugsweise dieser Dichtungsart zu, deren Charakter sich, nach Göthe's treffender Bemerkung, daraus ableiten läßt, daß sie ihren Gegenstand in die Gegenwart versetzt. Denn auch sie sammelt ihre ganze Wirkung auf Einen Endpunkt, verfolgt mehr eine Linie, als sie sich auf eine Fläche verbreitet, und steht, wie auch der Gedanke, in engerem Bunde mit der Zeit, als mit dem mehr der Anschauung zusagenden Raume. Wenn Schiller dies und selbst den dichterischen Genius in ihm augenblicklich zu verkennen schien, so war es, in den besten Momenten dieses Mistrauens, die Höhe des Ideales, die den Blick schwindeln macht, und die immer am Erreichen des erwünschten Ziels zweifelnde Heftigkeit der tiefen inneren Sehnsucht.

Des Einflusses, den äußere Umstände auf den Wechsel in Schiller's Beschäftigungen ausüben mochten, habe ich mit Absicht gar nicht erwähnt. Allerdings zwar wurden die prosaischen Aufsätze großentheils durch die Thalia und die Horen, die Gedichte durch die Musenalmanache hervorgerufen. Der erste von 1796. veranlaßte geradezu alle, die er von Schiller enthält; keines stammt aus einer früheren Periode. Demungeachtet lag dieser wechselnde Uebergang von poetischen zu philosophischen, prosaischen zu rhythmischen Arbeiten hauptsächlich und im Ganzen allein in der oben geschilderten Geistesstimmung Schillers. Nur weil das Große, was er in sehnender Erwartung in sich trug,

noch nicht seine Reife erlangt hatte, weil die Sammlung und Stimmung des Gemüths noch nicht vollkommen war, welche die einzig mögliche Zurüstung zu künstlerischem Schaffen und Dichten ist, ließ er sich zu Unternehmungen dieser Art gehen, die ihm hernach allerdings bisweilen störend erschienen, allein mehr schienen, als in der That waren. Bewundernswürdig blieb dabei, wie diese äußeren Motive ihm niemals Anlaß zu mittelmäßigen Arbeiten wurden, und wie die Nöthigung (denn so mußte man es oft bei Arbeiten, zu bestimmten Zeiten zugesagt, nennen), sobald sich die glücklich empfangene Idee dem Geiste darstellte, in schöne Freiwilligkeit übergieng, die jede Spur des äußeren Ursprungs in dem Werke selbst austilgte. Denn niemand wird selbst den weniger bedeutenden unter den Almanachs- und Horen-Gedichten den Stempel ächter Genialität abzusprechen vermögen.

Was seine späteren dramatischen Werke vorzugsweise auszeichnet, ist erstlich ein sorgfältigeres und richtiger verstandenes Streben nach einem Ganzen der Kunstform, dann eine tiefere Bearbeitung der Gegenstände, durch die sie in eine größere und reichere Weltumgebung treten, und höhere Ideen sich an sie anknüpfen, endlich eine mehr vollendete Austilgung alles Prosaischen durch einen reineren Schwung des Poetischen in Darstellung, Gedanken und Ausdruck. In allen Punkten ist der Begriff der von einem Gedicht zu fordernden Kunst in ihnen gesteigert, und indem ihre lebendige Form den Stoff vollkommner durchdringt, wird dieser wieder in höherem Sinne Natur. In mehreren Stellen seiner Briefe giebt Schiller die größere Rücksicht auf die Form des Ganzen als den eigentlichen von ihm gemachten Fortschritt an, und tadelt das Hängen am Einzelnen und die durch Vorliebe geleitete Behandlung der Theile. Viel früher aber spricht er dies höchste Erforderniß eines Kunstwerks wundervoll klar und schön in den Künstlern aus. Was er unter einer solchen Behandlung eines dramatischen Stoffes verstand, zeigte er gleich an dem schwierigsten in dieser Hinsicht, am Wallenstein. Alles Einzelne in der großen, so unendlich Vieles umfassenden Begebenheit sollte der Wirklichkeit entrissen, und

durch dichterische Nothwendigkeit verbunden werden, alle Grundlagen, auf welche der kühne Held sein gefahrvolles Unternehmen stützen wollte, alle Klippen, an welchen es scheiterte, die politische Lage der Fürsten, der Gang des Krieges, der Zustand Deutschlands, die Stimmung des Heers, sollte vor den Augen des Zuschauers dichterisch und anschaulich dargestellt werden. Selten hat ein Dichter größere Forderungen an sich und seinen Stoff gemacht, wenn man Shakspeare ausnimmt, nicht leicht ein zweiter eine solche Welt von Gegenständen, Bewegung, und Gefühlen in Einer Tragödie umfaßt.

Die auf Wallenstein folgenden Stücke zeigen, daß Schiller in gleicher Art fortarbeitete. In der That bestand sein Leben darin, daß er als Dichter übte, was er irgendwo vom idealisch gebildeten Menschen überhaupt sagt, soviel Welt, als er mit seiner Phantasie zu erfassen vermochte, mit der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen in sich zu ziehen und in die Einheit der Kunstform zu verschmelzen. Daher sind seine Tragödien nicht Wiederholungen eines zur Manier gewordnen Talents, sondern Geburten eines immer jugendlichen, immer neuen Ringens mit richtiger eingesehenen, höher aufgefaßten Anforderungen der Kunst. Tiefer in sie einzugehen ist meine Absicht nicht. Die in dieser Vorerinnerung niedergelegten Betrachtungen haben nur den Endzweck, den hier nachfolgenden Briefwechsel in den ganzen Entwicklungsgang Schiller's einzupassen. Sie finden daher ihren natürlichen Endpunkt in dem entschiednen Beginn der Periode seiner letzten Trauerspiele. Diese haben längst das Urtheil der Mitwelt erfahren; sie können mit Ruhe das der nachfolgenden Geschlechter erwarten. Lange noch werden sie die Bühne beschäftigen, dann ihren Platz in der Geschichte Deutscher Dichtung einnehmen. Der Dichter führt nicht neue Wahrheiten ans Licht, sammelt nicht Thatsachen. Er wirkt in der Art, wie er schafft; der Phantasie aller Zeiten führt er Gestalten vor, die erheben und bilden, er leistet dies in der Form, in die er seine Gegenstände kleidet, in den Charakteren, mit welchen er die Menschheit idealisch bereichert, in seinem eignen, aus allen seinen Werken wiederstrahlenden

Bilde. So begeisternd, und bildend durch Erhebung und Rührung wird auch Schiller lange und mächtig auf seine Nation fortwirken.

Er wurde der Welt in der vollendetsten Reife seiner geistigen Kraft entrissen, und hätte noch Unendliches leisten können. Sein Ziel war so gesteckt, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte, und die immer fortschreitende Thätigkeit seines Geistes hätte keinen Stillstand besorgen lassen; noch sehr lange hätte er die Freude, das Entzücken, ja, wie er es in einem der hier folgenden Briefe bei Gelegenheit des Plans zu einer Idylle so unnachahmlich beschreibt, die Seligkeit des dichterischen Schaffens genießen können. Sein Leben endete vor dem gewöhnlichen Ziele, aber so lange es währte, war er ausschließlich und unabläßig im Gebiete der Ideen und der Phantasie beschäftigt; von Niemand läßt sich vielleicht mit soviel Wahrheit sagen, daß „er die Angst des Irdischen von sich geworfen hatte, aus dem engen, dumpfen Leben in das Reich des Ideales geflohen war"; er lebte nur von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern umgeben, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich hervorzubringen vermag. Wer so die Erde verläßt, ist nicht anders als glücklich zu preisen.

Tegel, im Mai, 1830.

W. v. Humboldt.

Briefwechsel

zwischen

Schiller und Wilhelm von Humboldt.

1. Humboldt an Schiller.

Den 19ten März 90.

Herr Schurer, Professor der Chymie beim Artilleriecorps in Strasburg, wünscht Ihre Bekanntschaft zu machen, und ich freue mich, dadurch Gelegenheit zu haben, Ihnen die seinige zu verschaffen. Sie werden an ihm nicht bloß einen Mann von Gelehrsamkeit, sondern auch einen sehr angenehmen, durch Umgang und Reisen gebildeten Gesellschafter finden. Er ist seit dem September in Paris und London gewesen, und kennt die interessantesten Männer daselbst.

Sie, theurer Freund, sind also nun schon glüklich im Besitz Ihrer lieben Lotte! Möchten Sie es ganz fühlen, wie innig mein Herz sich mit Ihnen freut.

Meine Zeit ist mir heute sehr sparsam zugemessen, und überdieß ist ein Empfehlungsbrief eine unsichere Gelegenheit. Ich bitte Sie also nur noch Lottchen und Karolinen tausend mal von mir zu grüßen, und beiden zu versichern, daß ich ihnen gewiß mit einem der nächsten Posttage antworten würde. Ewig mit den Gefühlen der innigsten Achtung und der herzlichsten Freundschaft

Ihr

Humboldt.

---

2. Humboldt an Schiller.

Erfurt, den 8. Mai, 1792.

Wenn Sie diesen Brief aufbrechen, theuerster Freund, erwarten Sie wahrscheinlich die Nachricht von Karolinens Niederkunft. Wie sehr werden Sie Sich aber wundern, wenn Sie

ſtatt deſſen eine ganz andre Geburt erblikken. Allein es muß mit dem Gebähren eine anſtekkende Sache ſein; denn ſolange wir drei hier zuſammen ſind, vergeht kaum ein Tag, an dem nicht Etwas, ſeis nun ein Stük einer Oper, oder Ode, oder eines Aufſazes zur Welt kommt. Nur das Eine, was wir allein eigentlich alle erwarten, bleibt noch immer zu unſrer aller Staunen aus.

Sie erhalten alſo hier ein poetiſches Machwerk von mir, lieber Freund, und Sie verzeihen, daß ich mich damit gerade an Sie wende. Aber wenn ich überhaupt niemandes Urtheil ſo ſehr, als gerade das Ihrige ehren würde; ſo bin ich auch bei niemanden ſo ſicher von der Strenge der Gerechtigkeit überzeugt, als bei Ihnen. So mancherlei fremdartige Gründe, oder wenn auch nicht das, doch vielleicht einzelne nicht unglükliche Stellen bringen ſo oft bei ſo Vielen günſtige, oder wenigſtens minder ungünſtige Urtheile hervor. So oft ich mich hingegen erinnere, Ihr Urtheil über irgend ein ſchriftſtelleriſches Produkt gehört zu haben, war es mir gerade auch darum ſo intereſſant, weil Ihr Blik immer das Ganze umfaßt, und nie unterläßt, ſowohl dieß, als jedes ſeiner einzelnen Theile mit dem Ideal zu vergleichen. Mag dieſer Maaßſtab auch, ſelbſt für mehr als mittelmäßige Stükke, oft demüthigend ſein; ſo iſt er doch zugleich der Einzige, welcher der wahren Selbſtſchäzung zu genügen vermag, und gewährt wenigſtens immer eine ſo ſchöne und reiche Belehrung. Aber auch dieſe Gründe würden mich nicht bewogen haben, Ihnen mit meinen Verſuchen beſchwerlich zu werden, wenn ich mich nicht gerade jezt in einer Stimmung befände, in welcher mir Ihr Urtheil noch mehr, als wichtig, in der That nothwendig iſt. Darum nur erlauben Sie mir, Ihre Freundſchaft, von der Sie mir ſchon ſo manchen gütigen Beweis gaben, um eine Gefälligkeit anzuſprechen.

Ich beſchäftigte mich in dieſen Tagen mit dem Pindar. Seine wunderbar einfache Größe, die Kühnheit ſeiner Bilder, die Stärke des Ausdruks, mit Einem Wort das ganze ächte Gepräge des warhaft großen und tiefen Geiſtes ergriff mich ſtark. Ich überſezte die erſten anderthalb Strophen der zweiten

Ode, und, ohne an eine Ueberſezung auch nur dieſer ganzen Ode zu denken, ſchrieb ich ſie hin. Ich zeigte ſie Karolinen und meiner Frau, ſie gefielen ihnen, ſie munterten mich auf, fortzufahren, und ſo entſtand nach und nach, was Sie hier ſehen. Von dieſem Fortgange — da mir doch eine Ueberſezung, einerlei welche geglükt iſt — und von dem Beifall der beiden Frauen — den ich aber vielleicht nur der hinreißenden Schönheit des Originals danke — aufgemuntert, habe ich jezt, ich kann es nicht läugnen, eine ſehr große Luſt, mehrere Verſuche zu wagen. Wenn ich nun auch glauben dürfte, mit gehörigem Fleiß, des Griechiſchen hinlänglich Meiſter zu ſein, wenn ich mir ſogar ſchmeicheln könnte, die ſo nothwendige Gewandheit des deutſchen Ausdruks zu beſizen; ſo ſind doch die Schwierigkeiten, die einen Ueberſezer des Pindar von allen Seiten umgeben, ſo groß, ſo habe ich vorzüglich nie eigentlich poetiſches Talent in mir wahrgenommen, und ſo kenne ich, zwar nicht aus eigner, aber doch fremder Erfahrung, wieviel Zeit die Sucht Verſe zu machen, ohne von Genie oder wenigſtens Talent unterſtüzt zu ſein, unnüz verſplittert. Darum vorzüglich wage ich es, Sie, theurer Freund, um Ihr völlig ofnes, wahres Urtheil zu bitten. Sie ſehen hier eine Probe, und eine wenigſtens inſofern entſcheidende Probe, als die erſte Luſt ſie begünſtigte, und als ich ihr allen Fleiß gewidmet habe, deſſen ich wenigſtens jezt fähig war. Finden Sie mir, nach ihr, keinen Beruf zu Arbeiten dieſer Art; ſo ſollen Sie mich gewiß folgſam ſehen, und ſo erwerben Sie Sich ein wichtiges Verdienſt um meine Zeit. Meinen Sie, ich könnte bei länger ſich übendem Fleiß etwas leiſten; ſo können Sie mir vielleicht, beſonders in Abſicht des bei dieſer Gattung ſo ſchwierigen Versbaus, irgend eine erleichternde Anweiſung geben. Ueber das von mir gewählte Silbenmaaß habe ich hinten ein Paar Worte geſagt. Bei der Ueberſezung habe ich übrigens die genaueſte Treue zu erreichen geſucht, und nur die entgegengeſezte Klippe, das Undeutſche, gemieden. In der 4. Antiſtrophe werden Sie eine Variante finden. Das Nebengeſchriebne gefiel uns mehr, aber es ſchien mir nicht deutlich genug.

Karoline meint, Sie würden der Ode einen Plaz in Ihrer

Thalia vergönnen. Wie schmeichelhaft mir dieß sein würde, kann ich Ihnen nicht sagen. Indeß bitt' ich Sie recht herzlich, es nicht anders zu thun, als wenn sie in jedem Verstande mit Ehren erscheinen kann. Ich kann darüber nicht Richter sein. Es hat Momente gegeben, wo ich sie sehr schön hielt; und jezt, versichre ich Sie, scheint sie mir wieder kaum mittelmäßig.

Doch endlich genug von der Ode. Ich wollte Ihnen noch mancherlei sagen. Aber der Pindar hat mir das ganze Blatt gefüllt. Ich eile also zum Schluß.

Karoline und meine Frau umarmen Sie und Lottchen herzlich. Karoline hätte selbst geschrieben, aber sie ist nicht ganz wohl. Sie hat wieder einmal einen Anfall von Zukken gehabt, und hat Kopfschmerz davon behalten. Mit nächstem Posttag wird sie selbst schreiben. Der Koadjutor erinnert sich Ihrer unendlich oft, und freut sich sehr, Sie vielleicht bald einmal hier zu sehn. Dieß Vergnügen, sei es nun hier, oder in Rudolstadt, oder in Jena, auch jezt bald zu genießen, ist auch uns eine überaus frohe Aussicht. Versichern Sie Ihre liebe Frau meiner innigsten Freundschaft, und leben Sie recht wohl! Ewig der

Ihrige,

Humboldt.

---

3. Humboldt an Schiller.

Auleben, 12. Oktober 1792.

Sie verzeihen es mir wohl, theuerster Freund, wenn ich Ihnen mit einem kleinen Auftrag beschwerlich zu fallen wage, der mir aber jezt gerade sehr wichtig ist, und wegen dessen ich mich an sonst niemand zu wenden weiß.

Ich wollte meine Abhandlung, die Sie im Manuskript bei sich haben, in Berlin drukken lassen, und würde auch ohne Anstand einen Verleger unter annehmlichen Bedingungen gefunden haben. Allein mehr Schwierigkeit erregte mir die Censur. Der eine Censor verweigerte sein imprimatur ganz, der andre hat

es zwar ertheilt, allein nicht ohne Besorgniß, daß er deshalb noch künftig in Anspruch genommen werden könne. Da ich nun alle Weitläuftigkeiten dieser Art in den Tod hasse; so bin ich entschlossen, die Schrift außerhalb drukken zu lassen. Da nun aber kenne ich niemanden, an den ich mich etwa wenden könnte, als Göschen. Da die Abhandlung politischen Inhalts ist, woran das Publikum jezt vorzüglich Interesse zu finden scheint, und die Bogenzahl so gering ist, daß die Auslagen dabei nur unbeträchtlich sein können; so zweifle ich nicht, daß Göschen den Verlag übernähme. Ich würde ihm nun geradezu selbst geschrieben haben, allein ich fürchte, daß, im Fall er mir eine abschlägige Antwort geben möchte, dieß ihn geradezu gegen mich genirte, und vielleicht um so mehr, als er meine Frau persönlich kennt.

Meine ganze Bitte an Sie, theuerster Freund, bestände also allein darin, daß Sie bloß Göschen die Sache schrieben (doch so, daß der Censuranstand in Berlin nicht weiter bekannt würde), ihm, wenn Sie es für nöthig hielten, das Manuskript mitschikten, und ihn ersuchten, sich bestimmt zu erklären, ob er den Verlag zur OsterMesse 1793. übernehmen wolle, und unter welchen Bedingungen? Diese Bedingungen, sehen Sie wohl, beträfen vor allem das Honorar. Denn ob uns gleich Karoline schreibt, daß Sie ein Projekt zu einer Zeitung mit mir hätten, wobei 6000 Thaler jährlich zu gewinnen ständen; so möchte ich doch indeß den kleinen Gewinnst nicht verschmähen.

Da Sie gewiß, Ihrer eignen Angelegenheiten wegen, oft an Göschen schreiben; so denke ich, macht Ihnen die Besorgung dieses kleinen Auftrags keine Mühe, und mir erwiesen Sie in der That eine überaus große Gefälligkeit dadurch. Nur muß ich Sie bitten, wenn es Ihnen möglich ist, bald an Göschen zu schreiben, und mich auch seine Antwort, sobald Sie können, wissen zu lassen. Denn ich kann mich nicht eher bestimmt in Berlin erklären, welches doch nothwendig ist.

Karoline schreibt uns noch, daß einige Ideen meiner Abhandlung Sie nicht ohne Interesse gelassen haben, und daß Sie selbst Sich jezt mehr mit diesen Gegenständen beschäftigen. Sie selbst versprachen mir schon einmal halb und halb die Mitthei-

lung einiger Ihrer Ideen. Welch ein angenehmes Geschenk würden Sie mir damit machen! Wie wäre es aber, wenn Sie sie in Gestalt einer Vorrede, oder eines Anhangs, oder wie Sie sonst wollten, mit oder ohne Ihren Namen, meiner Abhandlung beifügten. Es versteht sich, daß dieß nur ein hingeworfener Einfall ist. Aber es scheint mir nur zu interessant, wenn ein Mann von Ihrem Geiste, ohne vorhergehendes eigentliches Studium dieser Materien, und also von ganz andern, neuen, und originellen Gesichtspunkten ausgehend, diese Gegenstände behandelte; und der Kreis Ihrer schriftstellerischen Arbeiten bietet Ihnen sonst nicht leicht, wenn Sie nicht Lust hätten, Ihre Ideen zu einer eignen Schrift auszuspinnen, eine bequeme Gelegenheit dar, sie gelegentlich einzuweben.

Meine Frau und mein Kind, das täglich hübscher wird, sind wohl, und wir leben ein einsames, aber unendlich glükliches Leben. Wir umarmen Sie und Lottchen aufs herzlichste.

Leben Sie recht wohl, und sagen Sie mir bald ein Wort.

Ewig Ihr

Humboldt.

Meine adresse ist in Auleben per Nordhausen.

Die Korrektur könnte ich, wenn Göschen in Leipzig oder Erfurt drukken ließe, durch Bekannte, und am leztern Ort, auch zum Theil selbst besorgen.

---

4. Humboldt an Schiller.

Auleben, 9. November 1792.

So eben, theuerster Freund, erhalte ich Antwort von Vieweg. Er hat meine Abhandlung zum Verlag nicht angenommen, weil er, wie er mir sagt, schon viel zur Ostermesse zu thun hat. Ich überlasse sie also jezt recht gern Göschen, wenn Sie die Güte haben wollen, sie ihm anzutragen, und er die, mir neulich von Ihnen geschriebenen Bedingungen eingehen will, nemlich 1 Carolin für den Bogen der Schrift, und 1 Louisd'or für den

Bogen des, was Sie in der Thalia abdrukken lassen. Nur versteht sich denn doch wohl, daß er alsdenn auch die Kosten der Korrektur trägt, und könnte ich außerdem noch 15 bis 20 Freiexemplare erhalten; so wäre es mir auch lieb, da ich mit mehreren Menschen, die mir ihre Bücher schenken, so stehe, daß ich nicht umhin kann, Gleiches mit Gleichem zu erwiedern.

Format, Papier und Druk überlasse ich zwar Göschen, weil es seine Sache ist, das Buch so erscheinen zu lassen, daß auch das Aeußere reizt. Indeß hat mir der Bogen in der Thalia sehr gefallen, und wenn es von mir abhienge, und Sie das Format nicht zu klein halten, so wäre mir gerade derselbe Druk der liebste.

Einen genauen Korrektor wollten Sie die Güte haben, mir nachzuweisen. Ich will ihm alsdenn außer dem Original, was Sie haben, noch eine Abschrift von einer deutlicheren Hand, die schon fertig ist, schikken. Aus beiden wird er sich am besten helfen können. Gienge es aber an, so hätte ich gern selbst die lezte Korrektur. In dem mir neulich überschikten Bogen der Thalia waren einige sehr arge Drukfehler.

Wollen Sie nun die Güte haben, theuerster Freund, Göschen zu schreiben, und mir seinen Entschluß zu sagen, so ist Alles in Richtigkeit. Ich lasse mir indeß die Abschrift, die noch in Berlin ist, kommen, und bessere, soviel ich vermag. Vielleicht sagen Sie mir selbst auch noch eins und das andre über einige Stellen. Auch erfahre ich wohl durch Sie, wann der Druk anfangen muß?

Biester hat den Abschnitt über den Krieg mit meinem Namen und einer förmlichen Ankündigung in einer Note im Oktober seiner Monatsschrift drukken lassen. Beides zwar nach meinem Auftrag, aber zu einer Zeit, als ich noch glaubte, das Buch werde in Berlin gedrukt werden, wo ich es nüzlich hielt, mich zu nennen. Jezt wünschte ich weit mehr, anonym bleiben zu können. Sollte in der Monatsschrift, zufolge meines lezten Briefs an Biester, nichts mehr erscheinen; so wäre ich gesonnen, den Titel des Buchs zu ändern und das Stük des Krieges, das so mehr Episode ist, herauszulassen. Auf jeden Fall brauche ich mich ja darüber noch jezt nicht zu entscheiden.

Ich habe heute noch mehr zu schreiben, theurer Schiller, und breche also hier ab. Verzeihen Sie meine Bitten, und behalten Sie mich in liebevollem Andenken. Meine Frau schreibt selbst an Lottchen, der ich mich herzlich empfehle.

Mit der innigsten Achtung und Liebe ewig

Ihr

Humboldt.

5. Humboldt an Schiller.

Auleben, 7. December 1792.

Endlich, theurer Freund, habe ich Antwort von Biester und die Abschrift meines Manuskripts zurük erhalten. Er sagt mir, daß er außer dem 5. Abschnitt über den Krieg noch den 8. über Sittenverbesserung, und den 6. über öffentliche Erziehung abdrukken lassen. Es thut mir leid daß es soviel geworden ist, allein ich erfuhr zu spät, daß Sie mir einen Plaz in Ihrer Thalia vergönnen wollten, und er versichert, er habe es nicht mehr abändern können. Da ich nun das Manuskript wieder zurük habe; so bin ich bereit, die neue Durchsicht, und die Aenderungen, die mir noch nothwendig scheinen, nun anzufangen, ob ich gleich noch selbst nicht bestimmen kann, ob ich viel abändern werde. Indeß mache ich mich doch an die Arbeit, sobald ich nur von Ihnen, liebster Freund, Antwort erhalten habe. Um diese ersuche ich Sie aber jezt recht herzlich, und sollten Sie selbst nicht Zeit haben; so ersuchen Sie ja wohl Lottchen, mir sie mit ein Paar Zeilen zu schreiben. Verzeihen Sie meine zudringliche Bitte. Aber Sie haben Sich einmal so gütig für die Abhandlung interessirt.

Was sagen Sie zu den Vorfällen am Rhein? Der Koadjutor berührt sie in seinem lezten Briefe an mich nur kurz. „Sie haben mich gerührt" schreibt er mir, „aber nicht erschüttert." Mein eignes Interesse, d. h. das ich als Zuschauer an dem Ausgange nehme, weiß kaum recht, wohin es sich schlagen soll. Mehrere Gründe, worunter jedoch der Antheil an dem Koadjutor, und die Betrachtung, daß die Mainzer mir gar nicht auch

nur eines Antheils an einer freien Konstitution fähig scheinen, lassen mich die Wiedergewinnung des Landes wünschen. Auf der andern Seite sähe ich indeß auch sehr ungern die Franzosen geschlagen. Ein edler Enthusiasmus hat sich doch jezt offenbar der ganzen Nation bemächtigt, es sind doch endlich einmal andre Dinge, als die Neigungen und eingeschränkten Gesichtspunkte einiger Einzelnen, welche eine ganze Nation beschäftigen, und die Energie überhaupt muß dadurch unendlich gewinnen. Und doch gerade ist es der Mangel dieser Energie, der, dünkt mich, in den leztverflossenen Jahrhunderten am meisten sichtbar war. An sich scheinen mir freie Konstitutionen, und ihre Vortheile ganz und gar nicht so wichtig und wohlthätig. Eine gemäßigte Monarchie legt vielmehr der Ausbildung des Einzelnen meist weniger einengende Fesseln an. Aber sie spannen die Kräfte zu einem so hohen Grade, und erheben den ganzen Menschen, und wirken doch so im eigentlichsten Verstande das Einzige wahre Gute.

Ungeachtet dieser meiner Anhänglichkeit an die französische Revolution, kann ich es dennoch Forster nicht verzeihen, daß er in dem jezigen Zeitpunkt auf einmal ganz öffentlich zur französischen Parthie übergegangen ist, und Dienste genommen hat. Ich sage nicht, daß es unpolitisch ist, denn Forsters zerrüttete Finanzumstände mochten vielleicht einen verzweifelten Schritt nothwendig machen; aber unmoralisch und unedel scheint es mir doch in hohem Grade, dem Kurfürsten, dem er warlich nichts als Wohlthaten zu danken hat, in einer Periode untreu zu werden, wo er offenbar der schwächere Theil ist. Ich kann nicht begreifen, wie seine Freunde ihn nicht zurükgehalten haben, vorzüglich Huber, dem es doch überdieß jezt selbst schädlich sein kann, viel im Hause zu sein. Vielleicht wissen Sie, lieber Freund, etwas Genaueres davon, und dann verbänden Sie mich unendlich, wenn Sie es mir sagten.

Karoline schreibt uns, daß Sie Lust zu einer Reise nach Paris haben. Wenn es Friede ist, und Sie uns mitnehmen wollen; so sind wir augenbliklich von der Parthie. Ich wünschte auch sehr Paris wiederzusehen, um zu bemerken, wie sich die

Nation seit dem Anfange der Revolution verändert hat, und die Reisekosten verminderten sich für uns beide, wenn wir gemeinschaftlich reisten. Mein Wagen wäre auch recht bequem dazu.

Ich habe vor wenigen Tagen Ihren Kalender dieses Jahrs erhalten, und zum Theil gelesen. Die Schilderung der Schlacht bei Lützen hat mich hingerissen. Sie ist unnachahmlich dargestellt.

Lina umarmt Sie und Lottchen herzlich. Unsre Kleine ist wohl, und verspricht, sich auf der Pariser Reise recht artig und still aufzuführen.

Leben Sie recht wohl, theurer Freund, und vergessen Sie nicht Ihren Humboldt.

---

6. Humboldt an Schiller.

Auleben, 14. Januar 1793.

Verzeihen Sie, mein theuerster Freund, daß ich Ihnen auf Ihr leztes Briefchen noch nicht antwortete. Aber Wolf aus Halle, der mich auf einige Tage besuchte, verhinderte mich daran.

Es thut mir leid, daß Göschen meine Abhandlung nicht in Verlag nehmen kann. Ich hätte sie, vorzüglich damit sie unter Ihren Augen gedrukt werden könnte, bei weitem lieber ihm, als einem anderen gegeben; und außerdem ist es mir unangenehm, daß Sie, lieber Freund, jezt noch mehr Schreiberei darum haben. Indeß ist mir ein anderer Weg eingefallen, über den ich mir Ihre Meinung erbitte. Wenn, wie ich glaube, Göschen die wahre Ursach angegeben hat; so nähme er vielleicht das Werkchen in 1 oder 2 Jahren, und wie wäre es, wenn man solange damit wartete? Ich habe schlechterdings keine Eil damit, und gewänne vielmehr dadurch Zeit zu einer Umarbeitung einzelner Abschnitte, die ich zum Theil für nothwendig halte, an die ich aber jezt, da ich mir einmal für die nächsten Monate ganz andre Beschäftigungen gewählt habe, nicht kommen würde. Der Gegenstand selbst ist von allem Bezug auf momentane Zeitumstände frei, und so, dächte ich, gewännen sowohl die Leser, als die Ideen selbst, für die Sie Sich zu interessiren schienen.

Für den Abdruk in der Thalia und das übersandte Exemplar sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Karoline forderte in Ihrem Namen andres Manuscript von mir. Aber es muß wohl ein Misverständniß sein. Sie haben ja das Ganze. Aus dem jezt Abgedrukten kann ich nicht recht sehen, theurer Freund, wie weit Sie noch drukken wollen. Lassen Sie es mich doch wissen, und haben Sie die Güte bei Ihrer Bestimmung auch darauf Rükficht zu nehmen, ob nicht, wenn noch viel mehr abgedrukt würde, dieß dem künftigen Verkauf des Ganzen nachtheilig sein könnte?

Wenn Sie meinem Plan, den Druk aufzuschieben, Beifall geben und das in der Thalia Angefangne vollendet haben, schikken Sie mir wohl mein Manuscript zurük.

Einige Aenderungen habe ich in der Thalia mit innigem Vergnügen bemerkt, und werde gewiß diesen Winken zu mehrerem künftig folgen.

Sollte es Ihnen an Zeit mangeln, mir selbst hierauf zu antworten; so haben Sie wohl die Freundschaft, Karolinen darum zu bitten.

Karoline und ich umarmen Sie drei herzlich! Ewig Ihr

Humboldt.

---

7. Humboldt an Schiller.

Auleben, 18. Januar 1793.

Ganz unerwartet, theuerster Freund, schreibt mir Karoline, daß Sie einen Verleger für meine Schrift haben, und ein deutlicher geschriebenes Manuskript wünschen, um es ihm zu schikken.

Sie werden aus meinem lezten Briefe ersehn haben, daß ich jezt vielmehr einen Aufschub des Druks wünschte, und, als ich neulich die Abhandlung noch einmal durchgieng, fand ich in der That nicht bloß viele Stellen, die einer Aenderung, sondern auch einige, die einer gänzlichen Umarbeitung bedürfen. Sie selbst, lieber Freund, waren zuerst dieser Meinung, und werden darum umsomehr mit mir hierin übereinstimmen. Je mehr mich

auch die vorgetragnen Ideen interessiren, und je günstiger ich sogar von meiner Arbeit urtheile, desto weniger könnte ich mir die Nachlässigkeit verzeihen, ihr nicht diese lezte Sorgfalt geweiht zu haben. Für jezt aber und die nächsten Monate habe ich nicht allein ganz heterogene Beschäftigungen, sondern es fehlt mir auch theils an Stimmung, theils sogar an einigen Büchern, um an diese Revision zu gehen. Ueber Einiges möchte ich sogar durch Gespräch meine Ideen erst klärer machen können. Alles dieß hat mich nun zu dem festen Entschluß gebracht, die Herausgabe, wenn es noch möglich ist, aufzuschieben, und zwar auf unbestimmte Zeit, da, wie lang oder kurz eine bestimmte sein möchte, alles Gebundensein in dergleichen Dingen so unangenehm ist.

Ich kann aus der guten Karoline Brief nicht sehen, in wiefern Sie, mein Theurer, schon sichre Abrede getroffen haben. Haben Sie aber mit dem Buchhändler noch nicht abgeschlossen, und können Sie noch zurükgehn; so bitte ich Sie, ihm zu schreiben, daß der Entschluß über die Zeit der Herausgabe der Schrift geändert sei, daß also jezt keine weitre sichre Abrede genommen werden könne, daß ich aber, wenn ich mit den noch vorzunehmenden Aenderungen fertig wäre, mich an ihn abermals wenden, und bei ihm anfragen würde. Wahrscheinlich würde er doch bei einer zweiten Anfrage gleich geneigt sein, und wäre ers nicht, so ist vielleicht dann Göschen frei, oder ich finde einen andern.

Haben Sie aber schon mit ihm abgeschlossen, und wäre es nicht zu ändern, welches mir freilich sehr unlieb wäre, so müßte ich Sie doch bitten, mit ihm die Abrede zu treffen, daß das Buch erst Ostern 94. oder frühstens Michaelis des Jahres erschiene. Dieß wäre mein kürzester Termin und er gewänne ja auch durch die auf seinen Verlagsartikel gewandte Zeit. Indeß wäre mir das Erste immer bei weitem das Liebste.

Das deutlicher geschriebne Manuskript, Lieber, habe ich gerade verliehen. Indeß ist es ja auch nun, nach meinem jezigen Entschluß, nicht nöthig. Denn zum Druk wäre es ja noch viel zu früh; und sollte er es nur sehen, um sich erst fest

zu entschließen, so können Sie ja noch zurükgehn, und thun es nun ja auf alle Fälle. Auch kann es sein, daß nach der Umarbeitung nicht einmal die Bogenzahl gleich bleibt.

Werden Sie mir nicht böse, theurer Freund, über die vielen Bemühungen, die meine Angelegenheit Ihnen verursacht. Schon oft hat es mir leid gethan, Sie überhaupt damit beschwert zu haben, und gewiß hätte ich es nicht gethan, wenn ich geglaubt hätte, es koste Sie mehr, als eine flüchtige Erwähnung in einem Briefe an Göschen.

Leben Sie innigst wohl, mein theurer unvergeßlicher Freund! Wie unendlich oft sehnen wir uns zu Ihnen Dreien hin! Ewig Ihr

Humboldt.

Sie haben wohl die Güte, lieber Freund, mir, *sobald Sie können*, nur mit 3 Worten, den endlichen Ausgang der Sache zu melden, und mir dann das Manuskript zurükzuschikken.

---

8. Humboldt an Schiller.

Jena, 22. September 94.

Verzeihen Sie, lieber Freund, daß Sie erst heute einen Brief von mir erhalten. Für den Inhalt werden Sie indeß dabei gewinnen. Wenigstens habe ich gestern allerlei Neuigkeiten eingesammelt. Die schlimmste von allen ist nun zwar die, daß unser kleiner Junge nun wohl gewiß die Blattern nicht bekommt. Stark und Hufeland, die ihn beide gestern gesehen, kamen darin überein, daß so gut als gar keine Hofnung vorhanden sey, obgleich die absolute Unmöglichkeit erst mit Mittwoch etwa eintritt. Auf alle Fälle aber, glaube ich, könnte die arme Lolo sicher mit Ende dieser, oder dem Anfang künftiger Woche wieder herkommen; denn jene Möglichkeit ist, wie gesagt, äußerst klein. Dennoch sollen Sie noch bis Donnerstag mündliche oder schriftliche Nachricht durch mich erhalten. — Freitag, als

den Tag meiner Ankunft von Weimar habe ich mich ganz ruhig zu Hause verhalten, und da ich Rehberg nicht dort gesehn, so, hoffte ich, würde er ruhig seine Straße vorüberziehn. Allein Sonnabend Mittag ließ er sich bei mir melden, und kam gleich den Nachmittag. Sie haben ihn selbst gesehen, und können am besten urtheilen, wie er mir behagen konnte. Allerlei lustige Dinge hat er mir indeß doch gesagt, z. B. wie er, trotz seiner vielen und wichtigen Geschäfte, dennoch viel recensirt, weil er gewisse Sachen nicht gern hätte in andern Händen sehn mögen. Denn wie gut auch die Beurtheilung durch einen andern hätte ausfallen mögen, so würde es doch immer Kleinigkeiten gegeben haben, mit denen er nicht zufrieden gewesen seyn würde. Jetzt sey indeß die Sache anders. Er habe nun sein System gehörig dargelegt, die öffentliche Meynung geleitet, und überdieß könne er um so eher nun selbst ruhen, da sein Nachfolger in der LiteraturZeitung, Gentz, so ganz zu seiner Zufriedenheit arbeite, nur daß er ein wenig heftiger seyn sollte. Ueber Fichte hat er sich wenig ausgelassen, indeß desto mehr nach ihm erkundigt. Das Programm hatte er noch nicht gesehen, über die „Wissenschaftslehre" stutzte er sehr. Als er aber sah, daß es nur das sey, was man sonst Philosophie nenne, schien er sich zu beruhigen, und ließ es mit dem Ausdruck „eines curiosen Einfalls" durchgehen. Von mir besuchte er Schütz und Hufeland und kam darauf mit seiner Schwester zu uns zum Thee zurück. Die Schwester ist sehr artig und hat auch der Li recht wohl gefallen. Ich hatte sie auf gestern Mittag eingeladen. Allein er schlug es aus, und ohne daß ich in ihn drang, besann er sich mit einemmale, wie durch Inspiration, daß er es sich doch gefallen lassen wolle. So habe ich ihn nun auch noch Sonntag Mittag genossen, aber die beiden Hufelands die Mühe des Entretiens theilen lassen. Ich habe meist mit der Schwester gesprochen, indeß der Bruder den Hufelands von dem Jacobinismus der Preußischen Armee und dem ganzen Kriege Wunder erzählt hat, von denen ich aber keine Rechenschaft zu geben weiß. Gleich nach Tichse ist er weggereist. Fichten hat er, stellen Sie Sich vor, auch gesprochen. Die Schütz, die Allvereinerin, hat

ihn Sonnabend Abend auf den Clubb mitgenommen, und ihm Fichte vorgestellt. Dabei ist er, wie mir Fichte selbst erzählte, sehr kalt geblieben, aber nach Tische ist er zu ihm gekommen, und hat ein Gespräch angeknüpft, das indeß äußerst gleichgültig gewesen ist. Sonderbar ist es, daß der alte Rahn mit Rehbergs Eltern in genauen Verbindungen gestanden hat, und seine Freude der Schwester auf eine solche Art bezeugt hat, daß sie uns im Ernst fragte, ob es ganz richtig mit ihm sey? — Sonntag früh besuchte ich Woltmann und Fichte. Bei dem ersten fand ich eine reiche Ernte, von der ich nur wenige Aehren lesen will. Zuerst versichert er, mich und Sie oft fruchtlos besucht zu haben, und thut wenigstens, als wüßte er nichts von Ihrem Musenalmanach. Dagegen hat er mir gesagt, daß nicht Reinhard, sondern Gotter mit Dietrich wegen Fortsetzung des Bürgerschen contrahirt habe, und findet darin den Grund von seinem Stillschweigen auf den Antrag der Horen. Die Staufer erhalten Sie nicht. Althof in Göttingen hat für gut befunden, sie mit mehreren andern Sachen zum Besten des hinterlassenen Bürgerschen Sohnes drucken zu lassen. Woltmann sagte freilich, daß das Geschenk ein wenig groß sey, indeß hatte er nichts mehr machen können. Dafür arbeitet er jetzt die Geschichte der Grachen aus und denkt sie im Lauf des Oktobers gewiß zu vollenden. Sie werden etwa 4 Bogen betragen. Wenn er diesen Gegenstand mit viel Politik umgiebt, kann er interessant werden, indeß ist dieß, bei dem Grundgesetz der Horen, nur mit Feinheit und Behutsamkeit thunlich. Gelegentlich hörte ich auch, daß Bürger noch Gedichte von ihm gehabt hat. Diese läßt er sich jetzt aber zurückschicken, und ich zweifle nicht, daß er Sie gern damit bereichern wird. Auf Madame Schütz ist er sehr spitzig, und mocquirt sich weidlich über Gros, der ihr posttäglich und (er will Briefe gelesen haben) äußerst zärtlich schreiben soll. Ramdohr — das ist doch gar zu prächtig — hat der Schütz Manuskript vorgelesen, unter andern eine gänzliche Umarbeitung der nun gewiß ganz entblätterten Emilie Galotti. — Mit Fichte habe ich ganz interessant gesprochen, sehr viel auch über Sie. Er erwartet von Ihnen sehr viel für die Philosophie.

Sie hätten, sagte er, jetzt Ihr speculatives Nachdenken fast nach allen Seiten hin gerichtet. Das Einzige, was noch mangle, sey Einheit. Diese Einheit sey zwar in Ihrem Gefühl, aber noch nicht in Ihrem System. Kämen Sie dahin — und dieß hänge allein von Ihnen ab — so wäre von keinem andern Kopf so viel und schlechterdings eine neue Epoche zu erwarten. Auch Göthe wünschte er für die Speculation zu gewinnen. Sein Gefühl leite ihn so richtig. „Neulich, fuhr er fort, hat er mir mein System so bündig und klar dargelegt, daß ichs selbst nicht hätte klarer darstellen können." Sie kennen diese Manier. Ihre Matthissonsche Recension hat er gelesen, aber in den Ferien wird er sie studiren. (Dieser Strich bedeutet den Ton, mit dem ers sagte.) Der Doctor Weißhuhn aus Schönewerda, stellen Sie Sich vor, ist schon seit 4 Wochen hier und wir wissens nicht. Er soll, wie mir Fichte sagte, erst etwas schreiben, das Ihnen vorgelegt werden, und ihn zu einer Hore legitimiren soll. Mir hat er einen Band Sinngedichte von ihm mitgegeben, denen ich den Geschmack nicht abgewinnen kann, d. h. den besten, denn die ganz scheuslichen erwähne ich nicht. Für jetzt, ...

---

9. Humboldt an Schiller.

[Jena 1794.]

Canzone.

An Schiller.

Wenn einst an des Lebens schmalem Rande
Wir in zweifelhafte Zukunft blicken,
Wenn der Tod die blasse Lipp' umschwebt,
Und in diesen letzten Augenblicken
Nur ein dunkles Ahnden noch zum Unterpfande
Dessen, was das Schicksal fürder webt,
In dem sorgenvollen Geiste lebt;
O! dann mögen alle liebliche Gestalten
Längst verschwundener Vergangenheit
Mit der Gegenwart lebendger Innigkeit

Sanft zurück den scheidenden noch halten!
Holder Kindheit liebliche Gefühle,
Du der Auserwählten Erstlingskuß,
Schnell verflogner Jugend Schwärmereien,
Schwebt herbei die Seele gaukelnd zu erfreuen,
Daß noch einmal dann des Lebens Vollgenuß
In der schönsten Bilder reizendem Gewühle
Um die sanfterhellten Sinne spiele.
Denn allein des vollen Lebens rege Kraft
Ists, die wieder aus sich neues Leben schaft.

Schweb', o Lied, zu Schillers RichterOhren,
Sag' ihm, daß Petrarcas Liederbau
Besser doch mit Worten, als mit leeren
Todten Zeichen inhaltlos ihm zu erklären,
Du, so wie Du bist, gedankenarm und rauh,
Weder für den Almanach, noch für die Horen,
Gestern seyst in Fieberfrost geboren.
Mit dem Tode meyne man's so ernstlich nicht;
Sinn und Inhalt sey nicht mehr, als — ein Gedicht.

---

10. Humboldt an Schiller.

Tegel, 17. Julius 95.

Ihr Brief ist, und zwar bis Berlin (denn von dort habe ich ihn unmittelbar erhalten) unbegreiflich lang unterwegs gewesen. Ich bekam ihn erst am 15ten, also 9 Tage, nachdem Sie ihn abgeschickt hatten. Je größer indeß meine Sehnsucht war, wieder etwas von Ihnen zu hören, desto innigere Freude hat er mir auch gemacht. Meine beiden haben Sie nun wohl schon erhalten.

Nach Lottchens Brief an die Li, die Sie beide herzlich umarmt, aber schwerlich selbst wird schreiben können, da sie ein Gerstenkorn am einen Auge hat, müßte ich beinah fürchten, Sie

litten wieder an Ihrem gewöhnlichen Uebel, liebster Freund, und wenn das Wetter bei Ihnen wie hier ist, sollte es mich wenig wundern. Möge doch der Himmel Ihnen bald wieder recht heitre Stunden, und völlig freie Stimmung geben.

Die Epistel der Oßmannstädtischen Majestät ist ihrer ganz würdig. Verbissener Aerger, sogenannte feine Ironie, und eine gute Dosis recht eigentlicher Grobheit haben mir so die Ingredienzien dieser treflichen Mixtur geschienen. Den philosophischen Theil bescheide ich mich gern, nicht zu verstehen. Die Philosophie soll aus lauter Geist bestehen. Wenn das den Sinn haben soll, daß sie gar keines Buchstabens fähig ist, so ist niemand so schlimm daran, als die Philosophen, die doch nun einmal als endliche Wesen einen Buchstaben brauchen. Soviel ich einzusehen vermag, besteht Ihr freilich unverzeihliches Verbrechen darin, daß Sie Geist der Philosophie und nicht in der Philosophie gesetzt haben. Denn daß der letztere Ausdruck vom Meister selbst gebraucht wird, kann ich bezeugen, und da er sich auf mich, als auf einen Jünger bezieht, so muß er mein Zeugniß gelten lassen. Auf der 4ten Seite des Briefes hat er sich indeß selbst jenen ketzerischen Ausdruck entfahren lassen. In der That begreife ich nicht, wie man eine so simple Sache, daß jedes Ding, das auf Ideen beruht und von Menschen behandelt wird, außer seinem eigentlichen Gehalt eine äußere Form haben muß, und daß es unmöglich ist, einseitig bei der letzteren stehen zu bleiben, so ungeheuer verdrehen kann, und wie es nothwendig seyn soll, um vom Geist in der Philosophie zu reden, den Geist in den schönen Künsten abzuhandeln, man müßte denn psychologisch das Kleben am Buchstaben überhaupt untersuchen wollen, was aber freilich in ein ganz anderes Fach gehört, und einen noch weit andern Umfang erfodert. Daß die philosophische und ästhetische Urtheilskraft am Ende aus Einer Quelle entspringt, daß es beiden nur um Vorstellung zu thun ist, ist freilich wahr, scheint mir auch im geringsten nicht so neu; aber ich begreife immer nicht, warum man nun auch immer beide zugleich abhandeln müsse? Das von den Trieben Gesagte ist mir durchaus dunkel gewesen. Ueberhaupt zeigen sich diese Raisonnements so ab-

gebrochen, und durch Unwillen herausgestoßen in dem Briefe, daß man wohl vergebens nach ihrem Zusammenhang forschen würde. Die Stelle über Ihren Styl ist in der That groß. Auf der einen Seite Fichte an der Spitze aller alten und neuern Schriftsteller; auf der andern Sie allein. Jene verkannt, angegriffen, aber gelesen, verstanden und nachgesprochen, Sie gepriesen und bewundert, aber unverstanden und kaum gelesen. Wäre dieß ganze Urtheil über Ihre Manier zu schreiben bloß Folge der Animosität, so würde es mich keinen Augenblick wundern, allein wenn ich manche dunkle Aeußerungen, die ich sonst hörte, mit diesem Briefe zusammennehme, so muß ich schließen, daß das Resultat schon viel früher in ihm ebenso da war, und nun ist es in der That schwer etwas über diesen Gegenstand zu sagen. Was mich aber eigentlich indignirt, ist daß es dieser ganzen Tirade so an allem Geist und selbst an allem Scharfsinn fehlt. Uebersetzt man sie in simple Worte, so ist es das alte abgeschmackte Urtheil, daß Sie zu dichterisch schrieben, und schlechterdings nichts weiter. War es einmal darauf angesehen, ungerechter Weise zu schimpfen, so ließ es sich noch immer anders angreifen. Laut aufgelacht habe ich über die Stelle, daß man seine Perioden ihn selbst declamiren hören müsse. Unter allen Hofchargen wäre doch ein Hofdeclamateur, der zugleich HofApostel wäre, die nothwendigste, und das Subject dazu ist so nah. Gar lustig ist auch noch der Bückling, den die Belagerung so im Vorbeigehn erhält. Ich glaube wirklich, er meint, er könne Sie mit solchem Lobe, von der Philosophie weg, in die Poesie und Geschichte hinüberschieben. Wie billig man auch urtheilen möchte, so hat sich Fichte doch höchst unmännlich betragen. In ein solches und so weitläuftiges Geschwätz zu verfallen, ist in der That wie ein altes Weib, das Lust hat, sich einmal recht auszukeifen. Merkwürdig ist es auch, wie der Ton gegen das Ende zu immer ärger wird, und wie immer mehr das Nicht-Ich über das schwache Ich siegt.

Für die ausführliche Nachricht von Göthens Faust meinen herzlichen Dank. Der Plan ist ungeheuer, schade nur, daß er ebendarum wohl nur Plan bleiben wird. An dem Hymnus

haben Sie gewiß eine gute Acquisition gemacht, und es ist recht gut, daß es nicht der ganze ist. Denn dieser Hymnus besteht offenbar, obgleich Göthe es nicht finden will, aus zwei ganz verschiedenen Stücken, einem an den Delischen und einem an den Pythischen Apoll. Wahrscheinlich hat doch Göthe das ganze erste Stück übersetzt, und nur dieß ist sehr schön, das andre ist wirklich mittelmäßig.

Woltmann ist doch immer noch brauchbar, wie ich sehe. Bei Gelegenheit seines Romans fällt mir ein, daß er den der Mereau neuerlich recensirt hat, und daß Sie die Recension lesen müssen. Sie steht im 180. Stück der Allgemeinen Literatur-Zeitung. Sie werden einige Ideen aus Ihrer Matthissonschen Recension und ein Stück aus einer Theorie der Idylle, das mich sehr erbaut hat, darin finden. In Einer Stelle scheint er sich und Mademoiselle . . . geschildert zu haben. Aus dem Buch selbst ist eine philosophische Stelle angeführt, die in der That sublim ist und in der das Ich göttlich prangt.

Wegen Gros habe ich mit Hardenberg gesprochen. Er ist noch immer der Meynung, ihn anzustellen. Da mich Gros immer mit Hardenberg quält und gegen andre von einer Anstellung in Göttingen spricht, so vermuthe ich fast, er will den Ruf nach Erlangen als ein Mittel, etwas in Göttingen zu erhalten, brauchen.

Ich war indeß Einen Tag in Berlin und melde Ihnen doch einige possierliche Dinge.

Zuerst über die Horen. Nichts als was wir längst hörten. Die Unterhaltungen misfallen durchaus und total, auch der Procurator. Man klagt im Ganzen über Mangel an Leichtigkeit. Selbst die Epistel ist nicht verstanden worden. (!!) Der Dante gefällt nur mittelmäßig, Herder gar nicht. Entschiednes und allgemeines Glück hat bloß Ihre Belagerung gemacht. Doch scheint auch Körner und überhaupt das 5te Stück gefallen zu haben. Der Nationalcharakter soll recht hübsch seyn, einige treffliche Ideen haben, und nur hie und da ungleich geschrieben seyn. Ueber die Verfasser ist man in der größesten Verwirrung gewesen. Die Unterhaltungen hat man Göthe, den Fichtischen

und Woltmannschen Aufsatz mir, meinen zweiten einem Unbekannten, der einige Ideen aus meinem ersten weiter ausgesponnen habe, die Belagerung Woltmannen (!) zugeschrieben. Eine Dame hat Ihre Belagerung zu taktisch gefunden. Herz hat über Ihre Briefe und über Anmuth und Würde ein eignes Gleichniß gebraucht. Man soll ein Gericht haben, wo Bambus-Rohr in Zucker und Gewürz eingemacht wird. Diesem gleichen Ihre philosophischen Schriften. Erst schmecken sie süß und zart, aber endlich bleibt etwas zurück, mit dem nun freilich nichts weiter anzufangen ist, weil es das bloße Holz ist. Das Prächtigste aber hat über Ihre Briefe Dyck, der Buchhändler, und noch dazu im Druck ausgehen lassen. Es soll in einem Buch stehn, dessen Titel man mir nur ohngefähr so angab: Politische Bemerkungen von einem Freunde der Wahrheit. In diesem Buche soll er sich wohl 4 Seiten lang über Ihre Briefe verbreiten, vorzüglich über die 3 Triebe. Die Kernstelle ist denn endlich die, daß man in 2—300 Jahren ebenso über diese Benennungen lachen werde, als man jetzt über Arends wahres Christenthum und Schmolkens Gebetbuch lache. Denn religiöse und philosophische Schwärmerei kommen doch am Ende auf Eins hinaus. Hennings hat schon vor Monaten ich glaube im Archiv der Zeit eine Recension der Schützischen Recension der Horen abdrucken lassen, die mit den Horen ganz honnett, aber mit dem Recensenten desto ärger umgehn soll.

Ein Urtheil von Jenisch über den Meister: „ich habe den Meister auf meiner Frau ihrer Toilette liegen sehn, stellen Sie Sich vor, der Mensch, der Göthe, spricht 5 Seiten lang von Puppenspielen."

Göckingk empfiehlt sich Ihnen und findet sich durch Ihre Bitte um Beiträge zum Almanach sehr geehrt. Reinhard ist aber eben auf einer eigentlichen Reise nach Beiträgen in Berlin gewesen, und hat ihn ganz erschöpft. Ramler und Meyer fand ich noch nicht, allein wahrscheinlich gehören sie auch zu den Ausgesogenen.

Klopstock hat, ich denke auch im Archiv der Zeit, wieder ein grammatisches Gespräch erscheinen lassen, in welchem er die

Kantische Terminologie durchzieht. Teleologische Urtheilskraft sey nach dem Object gemacht. Man werde bald sagen: das baumische Auge. Als parodie aller Kantischen Wörter hat er ein langes Wort gebildet. Es giebt nemlich im Aristophanes ein Wort, das aus lauter einzelnen Essen zusammengesetzt ist und ein Paar Zeilen einnimmt. So ist auch dieß Klopstockische. Das Ende soll heißen: ....

Die Inlagen bitte ich Sie zu besorgen. Den Brief mit den 10 Friedrichsd'or sind Sie wohl so gütig, mir aufzuheben.

---

11. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 28. Julius 1795.

Schon nach Lolos letztem Briefe an die Li fürchtete ich, Ihre Krämpfe möchten sich bei dem üblen Wetter und Ihren Arbeiten häufiger einstellen, und leider sehe ich meine Besorgniß jetzt nur zu gegründet. Schonen Sie Sich ja, theurer Freund, wie mir Lolo schreibt ist ja für die Horen völlig, und für den Almanach auch fast ganz gesorgt, und die Arbeit ist nun für den Augenblick minder dringend. Doppelt schmerzt es mich jetzt, nicht in Jena zu seyn; es wäre Ihnen gewiß noch willkommner, ein Paar Stunden täglich zu verplaudern, und wenn Göthe nicht da ist, so haben Sie schlechterdings niemand.

Jacobis Auffatz amüsirt mich doppelt, da er meine Kunst zu rathen so anhaltend beschäftigt. Die gute Lolo hat vergessen, mir auch nur den Titel zu schreiben, und außerdem daß ich aus dem Briefe sehe, daß ein Brief an Erneſtinen über die Kantische Moral eine Fortsetzung davon seyn soll, weiß ich nun schlechterdings nichts davon. Indeß werde ich ihm doch noch heute antworten, weil ich ihn gern bei recht gutem Muth erhalten möchte.

Mein Leben ist seit meinem letzten Brief so in seiner Einförmigkeit fortgegangen. Ich bin ein Paarmal in Berlin gewesen, aber ohne eben etwas interessantes zu erfahren. Zum

Arbeiten bin ich wenig gekommen, obgleich meine Gesundheit um sehr Vieles besser ist, als anfangs, und als in Jena. Aber es sind der Zerstreuungen so viele, und alle darf ich nicht einmal, wegen der fortdauernden Kränklichkeit meiner Mutter, entfernen. Indeß denke ich noch ernstlich an die Luise und habe wieder allerlei Ideen dazu gesammelt.

Ramler habe ich wieder einmal nicht gefunden. Meyer ist, wie ich von sicherer Hand weiß, schon von Michaelis zu Beiträgen aufgefordert worden. Er hat aber gegen einen Bekannten von mir hernach geäußert: „Sie hätten ihn neulich in Jena sehr kalt aufgenommen, und wenn Sie Beiträge wünschten, hätte er erwartet, daß Sie Sich unmittelbar an ihn wenden würden." Bei so bewandten Umständen habe ichs für besser gehalten, ihn nicht weiter zu beunruhigen, und habe ihn nicht besucht. Mit so vornehmen Herren ist es schlimm umzugehen. Eben dieser Meyer hat auch geäußert, er habe Ihnen die Idee zum Geisterseher gegeben. Daraus ist denn freilich begreiflich, warum Sie, da Sie wahrscheinlich das Erhaltene verbraucht haben, keine Fortsetzung liefern können. Er ist eigentlich der Herausgeber des Archivs der Zeit und zugleich Verfasser der meisten Aufsätze darin. In den letzten Stücken ist unter dem Titel: Flüchtiger Anblick der Deutschen Litteratur etwas über Wieland und Göthe, wovon mir beim Blättern das Letzte recht gut schien. Es ist von ihm selbst.

Gentz, der sich Ihnen vielmals empfiehlt, und auch noch immer etwas zu liefern verspricht, hat mir das Posseltsche politische Journal bei Cotta überaus gelobt. Er erklärt es geradezu für das Beste jetzt. Ich habe ihn gebeten, es, wo möglich, in der Allgemeinen LiteraturZeitung zu recensiren, und er hat es mir versprochen, wenn er es nur bekommen könnte. Sie könnten ja wohl machen, daß es ihm bald angetragen würde. Es würde für Cotta gewiß vortheilhaft seyn.

Ueber die Elegien habe ich noch gar nichts rechtes gehört, das Einzige ausgenommen, daß, wie Sie auch schon vermutheten, niemand Anstoß daran nimmt. Von Ihren Briefen ist altum silentium.

Den zweiten Theil der Voſſiſchen Gedichte habe ich jetzt ganz durchblättert und geleſen, aber er enthält nicht Ein vorzügliches und nur ſehr wenig irgend unterhaltende Stücke. Der gewöhnliche enge Kreis, eine faſt Bürgerſche Kraftſprache, viel Härten, hübſche, aber ſo oft wiederkehrende Naturſchilderungen, das iſt ſo ziemlich alles, was man findet. Die Ueberſetzungen ſind mir nun einmal nicht lesbar.

Maimon, den ich auch ſchon einmal vergebens aufgeſucht, ſcheint das Handwerk mit dem Doppeltdrucken öfter zu treiben. Auch Gentzen hat er gleich zum erſten Stück des Journals einen Aufſatz gegeben, von dem dieſer noch unmittelbar vor dem Abdruck entdeckt hat, daß er ſchon ein halbes Jahr zuvor erſchienen iſt. Da er ihn zurückgeſchickt, hat er es, mit ordentlich genialiſcher Unverſchämtheit, bloß ein Verſehen genannt.

Neue Bekanntſchaften habe ich hier ſehr wenige gemacht, aber doch eine eines jungen Menſchen, eines Herrn von Burgsdorff, die mich wirklich intereſſirt. Er beſitzt ſehr viel Kopf, und vielleicht noch mehr Sinn. Ich habe wenig Menſchen gefunden, die ſo ſehr von der Natur dazu beſtimmt ſcheinen, die Gegenſtände um ſich her rein aufzufaſſen, und rein auf ſich wirken zu laſſen, und ich glaube, es könnte, bei gehöriger Leitung, recht viel aus ihm werden. Im eigentlichen Hervorbringen, in welcher Gattung es ſey, halte ich ihn wenigſtens nicht auf eine ausgezeichnete Weiſe fähig; aber er müßte einen hohen Grad der Ausbildung erhalten, und ſehr intereſſant für den Umgang werden können, was er für ſein Alter, er mag einige 20 Jahr alt ſeyn, ſchon jetzt wirklich iſt. — Leben Sie wohl, liebſter Schiller, und werden Sie wieder recht geſund und heiter. Danken Sie der lieben Lolo für ihren gütigen Brief recht herzlich, und bitten Sie ſie, im Fall Sie verhindert wären, um fernere Nachricht. Die Li umarmt Sie Beide. Tauſend Küſſe an Karl! Die kleine Li ſpricht oft von ihm.

12. Humboldt an Schiller.

Tegel, 4. August, 95.

Sie haben mir eine innige Freude gemacht, lieber theurer Freund, durch Ihren ausführlichen, liebevollen Brief. Abgerechnet daß ich gesünder bin, als Sie leider zu seyn scheinen, geht es mir in noch viel höherem Grade ebenso, wie Ihnen. Ich habe im genauesten Verstande gar keine gesellschaftliche Existenz, auch sehe ich, außer den Leuten, die gewöhnlich ins Haus kommen, niemand, und bin seit beinah 14 Tagen nicht in der Stadt gewesen. Ich vermisse es unglaublich nicht noch bei Ihnen zu seyn, und habe mich so sehr an das gesellschaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideenvorrath bang werden würde. Desto mehr nehme ich meine Zuflucht zu Erinnerungen und ich bringe den besten Theil meiner Zeit in Gedanken bei Ihnen zu. In den ersten Wochen meines Hierseyns, war ich in der That besorgt, wir möchten länger, als ich dachte, getrennt bleiben müssen. Meine Mutter war so krank, daß ich nicht glaubte, sie so im Herbst verlassen zu können. Jetzt aber gehts besser, und die ganze Aenderung, die ich in meinem Plane gemacht, besteht einzig darin, daß ich den September nicht bei meinem Schwiegervater, sondern hier zubringen, und alsdann unmittelbar von hier nach Jena zurückkehren werde.

Ich freue mich sehr auf Ihren Beitrag zum Musenalmanach, und meine Ungeduld wird noch durch eine Nebenursache vermehrt. Ich bin begierig zu sehen, wie Sie den Uebergang von der Metaphysik zur Poesie gemacht haben. Das wunderbare Phänomen, daß Ihrem Kopfe beide Richtungen in einem so eminenten Grade eigenthümlich sind, ist an sich nicht leicht zu fassen und giebt bei genauerer Untersuchung gewiß nicht geringe Aufschlüsse über die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genies. Da Sie jetzt in der doppelten Rolle vor dem Publicum aufgetreten sind, so ist es natürlich, daß man oft darüber urtheilen hört, welche Ihnen natürlicher seyn möchte? und so platt auch meistentheils diese Urtheile sind, so zeigt doch das Zufällige und Schwankende in denselben, daß in

der Sache ſelbſt nichts liegt, das ein wahres Moment zur Entſcheidung an die Hand giebt. Und ſo iſt es auch, wie es mir ſcheint. Beide ſo verſchiedenen Richtungen entſpringen aus Einer Quelle in Ihnen und das Charakteriſtiſche Ihres Geiſtes iſt es gerade, daß er beide beſitzt, aber auch ſchlechterdings nicht Eine allein beſitzen könnte. Wo ich ſonſt etwas Aehnliches kenne, iſt es der Dichter, der philoſophiert, oder der Philoſoph, der dichtet. In Ihnen iſt es ſchlechterdings Eins, darum iſt aber freilich auch Ihre Poeſie und Ihre Philoſophie etwas andres, als was man gewöhnlich antrift, und die letztere dürfte beſonders die einſeitigeren Köpfe noch lange irren. Man könnte ſagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit ſey, als wofür man gewöhnlich Sinn hat, in der Poeſie mehr Nothwendigkeit des Ideals, in der Philoſophie mehr Natur und Weſen, inſofern es der bloßen Form, dem Syſtem, entgegenſteht. Wenigſtens iſt es gewiß nichts andres, was den Urtheilen derer zum Grunde liegt, die ſich in beides weniger finden können. Was den Dichter und Philoſophen ſonſt ſo gänzlich von einander trennt, der große Unterſchied zwiſchen der Wahrheit der Wirklichkeit, der vollſtändigen Individualität, und der Wahrheit der Idee, der einfachen Nothwendigkeit, dieſer Unterſchied iſt gleichſam für Sie aufgehoben, und ich kann es mir nicht anders als aus einer ſolchen Fülle der geiſtigen Kraft erklären, daß dieſelbe vom Mangel an Weſenheit in der Wirklichkeit zur Idee, und von der Armuth der Idee zur Wirklichkeit zurückgetrieben wird. Daraus erklärt ſich auch dieſe raſtloſe geiſtige Thätigkeit in Ihnen, die jedem, der Sie zuerſt näher ſieht, zuerſt am meiſten auffällt. Daher genießen Sie den doppelten Vortheil, zugleich das Nothwendige rein und abgeſondert, aber doch auch nicht bloß ſo, ſondern in das Individuelle verwandelt zu ſehn, oder eigentlicher zu reden, unaufhörlich in ſich darzuſtellen. Denn je eminenter die Geiſteskraft iſt, deſto mehr muß ſie auf das Nothwendige gerichtet ſeyn, und wenn das, was ich im Vorigen ſagte, wahr ſeyn ſoll, ſo muß die Ihrige eine ſo große Selbſtſtändigkeit beſitzen, daß ſie durch die äußere Beobachtung nur im Allgemeinen auf die Wirklichkeit geſtimmt wird, nicht aber eigentlich aus ihr

nimmt, sondern in sich, nur harmonisch mit dem wirklichen Gange innerhalb der Erfahrung, fortwirkt. Denn nothwendig muß diese ganze Geisteseigenthümlichkeit zuletzt auf einem gegenseitigen Zusammenwirken der Vernunft und der Einbildungskraft, die durch das Uebergewicht der ersteren mehr producirend, als reproducirend wird, beruhen. Darum glaube ich auch so fest an den Wallenstein, und an das vollkommenste Gelingen der höchsten poetischen Versuche, es müßten denn zufällige Nebenumstände im Wege seyn, da freilich die Ausübung des dichterischen Talents schon andere körperliche Dispositionen voraussetzt, als die Ausübung des philosophischen. — Aber verzeihen Sie, daß ich in eine ordentliche psychologische Auseinandersetzung gerathen bin; ich rechne auf Ihre liebevolle Nachsicht, und besonders wünsche ich, daß auch für diesen Brief Ihr prächtiger Ausspruch gelten möge, daß wir uns verstehen, wo uns sonst niemand versteht.

Der Brief des Herzogs ist drollig genug. Die Idee wird wohl seiner Frau, so wie die humanitaet darin Herdern angehören. Indeß ist er doch artig gedacht, und es ist immer viel, daß ein Herzog überhaupt an so etwas denkt, und wenn es ihm einfällt, es so bescheiden und diskret vorträgt. Hier findet, wie gesagt, soviel ich bis jetzt hörte, niemand an den Elegien Anstoß.

Körners Urtheil begreife ich nicht genug, weil ich ihn doch nicht genau genug kenne, und er sich übermäßig lakonisch ausdrückt. Indeß ist es ihm sehr eigenthümlich, lange und vielleicht immer zu zweiflen. Es ist dieß um so interessanter, als er gar nicht weder an gewissen Sätzen, noch an gewissen Methoden hängt, da er dem Gefühl, dem bloßen Takt viel Raum verstattet, meistentheils in einem Gebiete lebt, in welchem derselbe vorzüglich herrscht, und auch in einem andern das eigentlich Abstrakte, selbst den strengen metaphysischen Beweis zu fliehen scheint. Ich freue mich ihn auf einem so guten Wege zum Arbeiten für die Horen zu sehen. Ich lege Ihnen einen Brief von ihm bei, bei dem es aber meine Absicht nicht ist, Sie in Ansehung Wolfs zu bekehren.

Das Gedicht hat mir viel Freude gemacht. Es ist ordent-

lich Schade, daß es an Sie ist, es wäre ein hübscher Beitrag zum Almanach.

Von Michaelis höre ich keine Silbe. Auf meinen Mahnbrief antwortete mir sein Buchhalter, er sey nach Hannover verreist und komme über Berlin zurück, habe aber schon vorher 700 Thaler nach Jena gesandt. Ich habe diesen Brief neulich an Niethammer eingelegt. Im Fall das Geld noch nicht angekommen ist, bitten Sie nur Niethammer es mir zu schreiben. Ich werde dann dringend werden. Sie für dieß Jahr loszubringen, möchte doch schwer seyn. Ich sehe nur zwei Wege 1.) man sucht Händel, oder 2.) man macht ihm Angst. Zum Ersteren könnte die Bezahlung Ihres Vaters dienen, im Fall diese noch nicht geleistet wäre. Um indeß auch einen Beitrag zu liefern, habe ich Ungern schriftlich gefragt, welche Verabredungen über den Druck des Almanachs getroffen worden, und zu meinem Erstaunen gesehn, daß es noch gar keine, wenigstens keine festen, sind. Dieß zu documentiren, lege ich Ungers billet bei. In dieser Sache kann ich nun nicht gut eher handeln, als bis Sie anfangen. Angst machen will ich ihm, wenn ich ihn spreche. Doch muß es auch auf die rechte Art geschehn. Sonst wird er nur knauserig dadurch — vermöge seiner Nationalnatur. Ich dächte, Sie schrieben ihm gleich, äußerten Ihren Unwillen, daß noch nicht die mindeste Anstalt getroffen, und bedängen sich aus, alles allein mit Unger abzumachen. Antwortete er darauf nicht gleich bejahend, so setzten Sie ihm kurz den Stuhl vor die Thür und sagten für künftiges Jahr auf. Dann würde er Sie zu schrecken denken, wenn er schon jetzt brechen wollte, und Sie hätten, was Sie wünschten.

Für Göthens Brief recht vielen Dank. Das Mährchen wäre ein hübsches Geschenk für die Horen. Aber es ist auch freilich immer zu besorgen, daß die Unterhaltungen es anstecken. Wer ist denn aber der Verfasser des architectonischen Aufsatzes? Da Sie selbst sagen, daß er nicht zu errathen ist, so sollten Sie ihn doch nennen. Doch nicht Wollzogen? Gros hätte ich bei dieser Materie niemals erwartet, und auch schwerlich erkannt. Ich kann mir gar nicht denken, wie er so etwas behandelt.

Mit meinen Arbeiten steht es schlecht. Ich habe keine Zeile geschrieben. Sie wissen, wie schwer es mit mir hält. Indeß liegts nicht am Willen, und ich danke vorläufig immer für den schönen offnen Platz im 9ten Stück. Nur versprechen kann ich nichts. Das Einzige, was ich hier noch gethan habe, ist die Uebersetzung von einigen 100 Versen aus einem Stück des Aristophanes die aber freilich nur in die Hosen nicht in die Horen gehört. Das Ding zog mich an, weil es viel ächten Witz hat und mir die Gattung ganz neu war. Ueberhaupt sitze ich jetzt tief im Aristophanes. Sie fanden auch einmal viel Geschmack an ihm.

Ramlern habe ich, da ich ihn abermals nicht gefunden, geschrieben, und erwarte seine Antwort.

Der Graf Kalkreuth, bei dem Maimon sich aufhält, hat Befehl erhalten, Berlin zu verlassen. Er soll sich zu frei über politische Dinge geäußert haben. Wahrscheinlich geht Maimon mit ihm. Einmal fand ich ihn nicht bei sich (ein endemisches Uebel bei den Berlinern nicht zu Hause zu seyn) und nun wird er wahrscheinlich schon fort seyn.

Neuigkeiten sind mir nicht vorgekommen. In der Camera obscura von Berlin (einem niederträchtigen Wochenblatt) ist Ihr Lied an die Freude parodirt und den bekanntesten Freudenmädchen in den Mund gelegt.

Wir umarmen Millionen,
unsern Kuß der ganzen Welt

soll sich, wie man versichert, sehr gut ausnehmen.

Alexander ist auf dem Wege nach Venedig. Er geht von da über Mailand nach der Schweitz. Ich habe ihn ermuntert, die Reise für die Horen zu benutzen.

Die Li umarmt Sie und Lolo. Wir sind alle recht wohl und genießen sehr viel die Luft. Möchten Sie doch auch heitrer seyn, und Ihre gute Stimmung bald wiedergewinnen. Leben Sie herzlich wohl, tausend Grüße an Lolo. Humboldt.

Ich kann von hier nicht füglich frankiren und bitte Sie, es auch nicht zu thun.

13. Schiller an Humboldt.

Jena den 9. August 95.

Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie alles was profan ist, und lesen in geweyhter Stille dieses Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie Sich mit der Li ein, und lesen es ihr vor. Es thut mir leid, daß ich es nicht selbst kann, und ich schenke es Ihnen nicht, wenn Sie einmal wieder hier seyn werden. Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben und deren Ihr letzter Brief mich versicherte, so ist es durch diese Arbeit. Um so strenger muß aber auch Ihre Critik seyn. Es mögen sich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen lassen, und wirklich war ich selbst bey einigen im Zweifel; auch könnte es leicht seyn, daß ein anderer als Sie und Ich noch einiges deutlicher gesagt wünschte. Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. (Eben fällt mir ein, daß ich das Gedicht an Cotta absenden muß, ehe ich noch Ihre Critik erwarten kann, denn ein Fragment von Meiers Aufsatz abgerechnet, ist noch gar nichts zum 9ten Stück der Horen da, wozu ich doch mit erster Post Manuscript schicken muß.)

Senden Sie mir das Gedicht mit rückkehrender Post wieder. Michaelis erhält es nicht, auch ist es für eine AlmanachsArbeit zu gewichtig. Für den Almanach werde ich aber doch, da ich im Zug bin, noch einiges hinwerfen; und überhaupt bin ich fast entschlossen die nächsten 10 Monate nichts als Poeterey zu treiben.

Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vortheilhaft ist. Hätte ich nicht den sauren Weg durch meine Aesthetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so difficilen Materie gelangt seyn, die es wirklich hat.

Meine zwey letzten Briefe haben Sie hoffentlich erhalten, und nochmals bitte ich Sie, mit Michaelis Ihre Maaßregeln so frey zu nehmen, als wenn es Ihre und nicht meine Sache

wäre. Er war vor kurzer Zeit noch in Braunschweig, wo er Schlegeln sagte, daß es noch Zeit wäre, wenn er Beyträge zum Almanach schicken wollte. Indessen sehe ich noch keine Möglichkeit, wie dieser zur Messe noch fertig werden soll.

Göthe ist noch nicht zurück. Vor etlichen Tagen erhielt ich einen neuen Brief, wo er mir den Tag seiner Abreise von Carlsbad auf den 4ten festsetzte, der längst verstrichen ist.

Von Körnern habe ich seit 3 Wochen noch keine Zeile gesehen. Ich erwarte daher in seinem ersten Briefe einen Aufsatz von ihm.

Beyliegende Schlegelsche Gedichte rücken Sie unmittelbar hintereinander in die neulich überschickte Sammlung, und haben die Güte solche zu paginieren. In 8 Tagen folgt eine neue Lieferung. Tausend herzliche Grüße an Sie und Li von uns beyden. Göthe grüßt Sie auch. Mit herzlicher Liebe der Ihrige

Schiller.

---

14. Humboldt an Schiller.

Tegel, 15. August 95.

Ich mußte den vorigen Posttag überschlagen, liebster Freund, weil ich auf dem andern Gut meiner Mutter war, und dort einige dringende Geschäfte hatte. Seitdem habe ich nun auch das 7te Horenstück und Ihren Brief erhalten, für den ich Ihnen herzlich danke.

Ihr Verfahren mit Michaelis hat meinen vollen Beifall, und ich wüßte nichts was zu seinem Vortheil darin zu ändern wäre. Eher hätte ich eine Aenderung zu seinem Nachtheil vorgenommen. Ich gerieth neulich in die Versuchung, das Anerbieten des Verschiebens des Almanachs auf das nächste Jahr in Ihrem Briefe wegzulöschen, und hätte es bei Ihrer mir gegebnen Vollmacht gewiß gethan, wenn ich nicht gesehn, daß Sie Sich auf diesen Fall Rücksprache mit den Mitarbeitern vorbehalten haben, und Ihnen also immer noch eine Hinterthür offen steht. In der That, glaube ich, dürfen Sie Sich darauf nicht einlassen. Mit Michaelis muß gebrochen werden, davon gehe

ich aus, und man muß ihn daher aufs äußerſte treiben. Das iſt bei ſeiner Nachläſſigkeit nicht ungerecht, und das ſind Sie Sich ſelbſt ſchuldig. Das Manuſcript erhält er ſicherlich nicht eher von mir, als bis er mir 55 baare Friedrichsd'or und 12 Exemplarien des Buchs Ihres Vaters einhändigt, und außerdem habe ich ihm einen Brief geſchrieben, der auch hoffentlich nicht ohne Wirkung bleibt. Ich habe ihm ſehr ernſt alle ſeine Vergehungen noch einmal vorgehalten, ihm geſagt, daß ich den Inhalt Ihres Briefes wiſſe und gänzlich billige, und am Ende in einem gelindern Ton einen wohlmeinenden Rath hinzugefügt. Ich habe ihm nemlich vorgeſtellt, daß Sie, wie er aus Ihrem Briefe ſehn werde, ſchon jetzt unzufrieden wären, daß, wenn der Almanach durch ſeine Schuld leide, Sie ihm gewiß den Handel auf das folgende Jahr aufſagen würden, und er alsdann bloß Schaden von der Entreprise haben werde, und daß er daher wohl überlegen möge, ob er ſie nicht lieber jetzt fahren laſſen wolle? Auf dieſen Fall habe ich ihm verſprochen, die Sache bei Ihnen ſo einzuleiten, daß der Vorfall weder bekannt, noch ſeiner Handlung ſonſt nachtheilig werde. Dieß, glaube ich, konnte ich thun, ohne zu viel zu verſprechen. Vorzüglich habe ich ihm vorgerückt, was Sie noch nicht einmal wüßten, ich Ihnen aber nun geſchrieben, daß er mit Unger noch nicht einmal den Druck feſt verabredet habe. Im Fall Michaelis abgienge, ſo wäre es die Frage, ob Sie nicht den Almanach dennoch gleich auf Cottas Rechnung bei Unger drucken ließen. Daß er dieß Jahr erſcheint, halte ich für wichtig, und Sie könnten Cotta für das, was er durch dieſe Art der ſchnellen Beſorgung verlöre, für dieß Jahr an den Bedingungen, die Sie Sich machten, nachlaſſen. Wenigſtens werde ich Ihnen, ſobald ich das mindeſte von Michaelis erfahre, ſogleich Nachricht geben, wenn es auch auf einen Tag träfe, an dem ich Ihnen ſonſt nicht geſchrieben haben würde. Auch iſt mir noch Eins eingefallen, das Sie jetzt, da Sie wiſſen, daß Michaelis auch in Abſicht des Drucks ſaumſelig geweſen iſt, thun könnten. Sie könnten ihm ſchreiben: Sie ſähen ab, daß er für eine ſolche Entreprise nicht tauge, wenigſtens, daß Sie

nicht auf eine Weise, die Ihnen selbst Freude mache, sie in seinen Händen sehn könnten, Sie wollten also lieber jetzt, als später brechen. Um aber auf jede Weise den Contract zu halten und billig zu seyn, wollten Sie ihm den Almanach pro 1796. und 1797. lassen, und nur erst pro 1798. aufkündigen. Dagegen kann er nichts haben, und kann dieß doch auch nicht eingehn, weil er offenbaren Schaden davon hätte. Ich sehe daher nicht, wie er es anstellen wollte, als selbst abzugehen. Daß Sie auch Ihre fernern Unterhandlungen mit ihm durch mich gehen lassen, bin ich herzlich gern zufrieden. Es thut mir so leid genug die Veranlassung Ihrer Verbindung mit ihm gewesen zu seyn.

Sie werden Sich nach dem, was ich Ihnen neulich über Meyer schrieb, gewundert haben, Gedichte zum Almanach von ihm zu bekommen. Allein ich sah ihn zufällig in Gesellschaft, und fand ihn so, daß ich glaubte, ich könnte Ihren Auftrag besorgen. Seine Minen und sein augenblickliches Stillschweigen sagten mir zwar hinlänglich, daß das, was ich Ihnen neulich schrieb, gegründet genug war. Indeß äußerte er nichts, sondern versprach etwas zu schicken, was er, wie er mir gestern sagte, auch gethan hat. Ich muß Sie schon bitten, seine Beiträge, wie sie auch seyn möchten, doch mir zu Gefallen aufzunehmen. Ich habe ihn seitdem öfter gesehn, und viel Spaß mit ihm gehabt. Er ist in der That sehr amüsant in größerer Gesellschaft, da er fast immer bei Laune ist, ziemlich viel und sehr promten Witz besitzt, und damit — eine unglaubliche Schaamlosigkeit verbindet. Es ist wirklich unbegreiflich, wie er lügt, Sachen geradezu erfindet, oder solche, die gar nicht lächerlich sind, so verdreht, daß sie es werden müssen. Findet man es der Mühe werth, seine Erdichtungen zu berichtigen, so macht ihn das gar nicht irre, sondern er läßt, ohne Weiteres, seine vorige Aeußerung fallen. So sprach er mit mir davon, daß die Göthische Gespenstergeschichte von der Sängerin in Neapel schon Französisch gedruckt sey, und setzte hinzu: als ich in Neapel war, sprach man auf allen Gassen davon. Nun aber erinnern Sie Sich doch gewiß, daß Göthe diese Posse ganz willkührlich nach Neapel verlegt hat. Den Emigrirten ist indeß seine Belesen-

heit gefährlich. Auch dem Procurator iſt er recht gut auf die Sprünge gekommen. Der Diebſtahl, ſagt er, ſey ihm zu kleinbürgerlich. Mit Göthens Sachen geht er übrigens ſehr glimpflich um, ſelbſt mit den Unterhaltungen und der 2ten Epiſtel. Die erſte und die Elegien lobt er ungeheuer, ob ihm gleich der wahre Sinn für die letztern gewiß fehlt. Sonſt hat er ſich auf die Horen nicht viel eingelaſſen. Er iſt ganz durch moderne Literatur gebildet, meiſt durch franzöſiſche und engliſche, hat gewiß Talent und Witz, aber eben ſo gewiß kein Genie, noch auch, wie ſehr er es auch durch Phantaſie manchmal mag nachgeſpielt haben, Gefühl. Er iſt eigentlich von Hauſe aus kalt und nicht einmal ſinnlich. Selbſt die, ich möchte ſagen, kalte Heftigkeit der Phantaſie, die er gewiß einmal gehabt hat, ſcheint er nicht mehr zu beſitzen. Sie können alſo ungefähr denken, wie er urtheilt. Indeß iſt er in Berlin doch noch immer, meinem Urtheil nach, in Sachen des Geſchmacks der competenteſte Richter, und wagt es wenigſtens nicht, gewiſſen Dingen zu widerſprechen, wenn er ſie auch nicht mitempfinden mag. Den Sanscülottismus hielt er für ſehr ſchlecht, und auch erbärmlich geſchrieben. Als ich ihn das erſtemal ſah, verſicherte er, er ſey von Archenholz, und ich ließ ihn natürlich dabei. Er ſetzte hinzu: Archenholz habe geglaubt, die Schilderung von Ihnen, in dem Aufſatz von Jeniſch, gehe auf ihn, und habe ſeinen Freunden im vollen Aerger geſagt: „Was hilfts mir, daß er mich einen Thucydides nennt? wenn er das Uebrige von mir ſagt. Aber ich will gegen den Kerl ſchreiben, und zwar in den Horen.“ Neulich erzählte er mir als eine Neuigkeit, daß der Sanscülottism von Göthe ſey, und wandte ſich wie eine Schlange, um ſein Urtheil dennoch durchzubringen; denn zurücknehmen mochte ers doch nicht. Jetzt hat mir Meyer auch geſagt, welche Schriftſteller in dem Aufſatz von Jeniſch gemeint ſind. Der wohl erfinden, aber nicht darſtellen kann, iſt Göthe, der wie ein Bär plumpt, Zimmermann, der monotone Garve, der langweilige Eberhard, der ganz claſſiſche Engel, der unintereſſante Gegenſtände wählt, Mendelsſohn u. ſ. w. Die Namen haben alle dabei geſtanden, aber Meyer hat ſie geſtrichen.

Von las Casas sagte mir gestern Einer, es sey eine verunglückte Nachahmung von Engels Traum des Galilaei, und war äußerst verwundert zu hören, daß Engel sich selbst nachgeahmt habe. Andre aber, um ihren Apostel nicht fallen zu lassen, sagen: man sehe, wie das Beispiel wirke. Selbst Engel habe sich hinreißen lassen, Sie nachzuahmen und blumenreich zu schreiben!!

Von den Elegien höre ich doch durchaus mit großer Achtung sprechen. Nur Gedicke hat gesagt: „es sey doch eigentlich elendes Zeug, und Göthe ein stolzer Mensch."

Ueber Ihre Briefe ist tiefes Stillschweigen, wie natürlich. Herz sagte mir, nach dem gewöhnlichen Tribut des Lobes, er verstehe sie nicht, und es sey eine schlimmere Undeutlichkeit als z. B. im Kant. In diesem läse man mit großer Schwierigkeit und bleibe bei jedem Satz zweifelhaft stehn. Aber wenn man sich durchschlüge, nun so wisse man deutlich, was man gelesen habe. Bei Ihnen empfienge man sehr leicht jeden einzelnen Satz, und glaube alles gleich zu fassen, aber fragte man sich hernach, was man gelesen habe, so wisse man es nicht auszudrücken. Im Grunde halte ich dieß Urtheil für sehr wahr, nur daß es mehr ein Urtheil über den Leser, als über Sie ist. Der Kantische Vortrag läßt sich, wie natürlich jeder rein dogmatische, nachplappern, der Ihrige läßt sich nur nachdenken. Unter allen, die ich sprach, ist Gentz der Einzige, in dem Ihre Briefe einen wahren und rechtverstandnen Enthusiasmus bewirkt haben, so wie er, überhaupt genommen, doch hier der denkendste Kopf ist. Die letzte Lieferung fand er stellenweis zu gedehnt. Die Recension des Posseltschen Journals ist ihm jetzt aufgetragen.

Ungern habe ich nun auch gesprochen. Er scheint ein vernünftiger solider Mann. Zwar spricht er wohl auch vom Handel mit Geistesproducten, als einer abscheulichen Sache, indeß betrachtet er diese Empfindung doch selbst als eine Jugendsünde. Ueber die Horen hat er ein strenges Urtheil gefällt. „Sie müßten mit diesem Jahre aufhören, weil, die Schuld liege, an wem sie wolle, alle Welt damit unzufrieden sey." Absit omen! Göthe, behauptet Meyer, bekommt für jeden Band seiner

Schriften bei Unger, also auch für jeden des Meisters 100 Louisd'or. Unger selbst sagte mir, daß er mit dem Meister jetzt gerade außer Schaden sey, und ob ich gleich gedacht hätte, daß der Abgang noch stärker seyn müßte, so schien es doch die Wahrheit zu seyn. Indeß war er sehr zufrieden, und das um so mehr, als Biester, der die Correctur besorgt hat, ihm gesagt hat, Göthe habe ihm diesen Roman gegeben, um ihn damit zu ruiniren. Ueberhaupt ist der Beifall, den der Meister hier herum findet, doch äußerst getheilt.

Göthen grüßen Sie schönstens von mir. Er hat sich in Carlsbad mit einigen hübschen Judenmädchen, und einer actrice von hier amusirt, wie wenigstens diese in Briefen rühmen. Wahrscheinlich ist dieß das artige Abentheuer, von dem er schreibt.

Man macht hier viel Lärm von Klingers Raphael, Faust, und Giafar. Haben Sie sie gelesen?

Woltmanns Herodot, fürchte ich, möchte kein günstiges Urtheil von Ihnen empfangen. Es ist sicherlich eine Vorlesung. Er hat in seinem Collegium: Quellen der Geschichte, über den Alten mit vieler moderner Selbstgefälligkeit gesprochen.

Da Sie von Jacobis Aufsatz nichts weiter hinzusetzen, so bin ich nicht sonderlich begierig darauf. Er ist wahrscheinlich in seiner gewöhnlichen — unbeliebten Manier.

Auf Ihre Gedichte bin ich unendlich begierig, und ich möchte Ihnen böse werden, daß Sie Sich nicht der Erfindung überlassen haben. Daß Sie das beste Gedicht den Horen bestimmen, halte ich für gut. Es ist doch die sicherste Entreprise und der Almanach geht auch mit den übrigen und den Epigrammen. Schicken Sie mir nur ja bald, was Sie haben. Ueber das Horenstück nächstens.

Wie sehne ich mich, Sie wiederzusehn, lieber theurer Freund! Es hat mich innig gerührt, daß auch Sie mich so vermissen. Wohl will auch ich mich entschädigen. Ich habe in dieser Woche sehr viel über unsern Umgang nachgedacht, über Ihre Fähigkeit zum Umgange überhaupt, und unser Verhältniß zu einander. Ich könnte allerlei darüber sagen, wenn es nicht

fatal wäre, so etwas zu schreiben und zu lesen. Ich bin ziemlich wohl. Möchte ich bald dasselbe von Ihnen hören! Tausend Grüße an Lolo. Li umarmt Sie beide. H.

Der Brief aus Crefeld ist göttlich. Der Verfasser muß van der Leyen heißen. Es giebt sonst niemand in dem Nest. — Was mache ich mit den 55 Louisd'or wenn ich sie bekomme?

---

15. Humboldt an Schiller.

18. August 95.

Die Macht des Gesanges und der Tanz sind Ihnen meisterhaft gelungen, lieber Freund, und vorzüglich hat die erstere einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Die Idee, wie die Ausführung ist die Frucht einer wahrhaft lyrischen Stimmung, und die Macht der Dichtkunst, vorzüglich das Unbegreifliche, mit einer bessern Natur Verwandte derselben ist auf eine erhabne Art geschildert. Das große und schauervolle Bild am Eingange bereitet die Seele prächtig zu der ernsten und feierlichen Stimmung vor, die das Ganze hervorbringen muß, und die gleich anfangs durch die edle Einfachheit der Anwendung des Bildes in den beiden Versen: „So strömen u. s. w. so sehr befestigt wird. Die gleich darauf folgenden Verse eröfnen dem Geist auf einmal eine unabsehliche Tiefe. Der Dichter steht mit den Schicksalsgöttinnen im Bündniß, und sie theilen ihre Macht mit ihm. Das geheime Leben und die innere Kraft jedes Wesens, von welcher seine sichtbaren Veränderungen nur unvollkommene und vorübergehende Erscheinungen sind, und auf deren unmittelbarem und insofern unerkanntem Wirken dasjenige beruht, was wir Schicksal nennen, diese Kraft ist es, welche die Kunst des Dichters in Bewegung zu setzen, und auf die er zu wirken versteht. Aus ihr quillt im Menschen die Schönheit, die sein Gebiet ist, und da sie zugleich die erste Ursach aller Bewegung, mithin der einzige Sitz der Freiheit ist, so besitzt er nun gleichsam durch ein Einverständniß mit ihr

jenes wunderbare Vermögen, der Phantaſie das Geſetz zu geben, ohne ihre Freiheit zu verletzen. Denn daß er das letztere nicht thut, ſagt der Reſt der Strophe ſo ſchön. Seine Macht iſt ein Zauber, er beherrſcht das bewegte Herz, alſo durch die eigne Kraft deſſelben, und ſteht zwiſchen Ernſt und Spiel in der Mitte. Die beiden letzten Verſe: „und wiegt es u. ſ. w. ſind unglaublich ſchön und mahleriſch. Die Leichtigkeit, welche vorzüglich in dem Ende dieſer Strophe herrſcht, und die Furchtbarkeit einer unwiderſtehlichen Macht mildert, hilft den ſchauervollen Eindruck vermehren, welchen die beiden folgenden Strophen machen. Man fühlt ſich ganz von dem ergriffen, was Sie ſchildern, und jede Zeile, jeder Ausdruck verſtärkt die Wirkung. Kaum erinnere ich mich je etwas geleſen zu haben, das ſo das Gepräge ſchmuckloſer Einfachheit und erhabner Wahrheit in ſich trägt, als die 3te Strophe. Jedes Wort iſt gediegen und voll Kraft. In der letzten Strophe ruht die bewegte Phantaſie wieder ſchön aus. Die Macht des Dichters iſt nicht wild und eigenſinnig, ſie iſt eine milde Größe, und hebt den Menſchen nur zu den Göttern empor, um ihn einer höheren Menſchlichkeit wiederzugeben. Der Versbau dieſes Gedichts paßt überaus gut zum Ganzen, und die Strophen ſind außerordentlich wohlklingend. Was auch Göthe vom Reim ſagen mag, ich wollte, Sie blieben ihm immer getreu. Wie Sie ihn behandeln ſchneidet er die einzelnen Theile der proſodiſchen Periode ſo beſtimmt ab, trennt die kleinern von den größern ſo gut, und ſtellt die ſich gleichen ſo paſſend gegen einander, daß es nicht bloß dem Ohre ſehr wohlthut, ſondern auch mit dem eigentlichen Vortrag, ſo wie er z. B. in den Göttern Griechenlands, der Reſignation, und hier iſt, vollkommen übereinſtimmt. Ich erinnere mich keiner Stelle Ihrer Gedichte, wo der Reim dem Gedanken geſchadet, aber auch keiner, wo er ihm (wie ſo häufig im Wieland) ſichtbar geholfen hätte, er erſcheint für den Inhalt als gänzlich null, aber er verbindet mit dem Wohlklang eine Symmetrie, die unſerer Sprache nichts weniger, als überflüſſig iſt. Ihre Dichtungsart ſcheint mir eine ganz eigne Verwandtſchaft mit dem Reime zu haben, die ich wohl fühle, aber jetzt nicht

deutlich machen kann. Das einzige Wort, das ich aus dieſem wundervollſchönen Stücke wegwünſchte, ſind die Mören und beinah fürchte ich, mein leidiger Herrmann hat Sie an ſie erinnert. Theils klingt mir das Wort fatal, theils wird es den meiſten unverſtändlich ſeyn, da die Römiſche Mythologie es nicht kennt. Vorzüglich thäten Sie der Li auch einen Gefallen, wenn Sie es ändern wollten.

Wenn ich mich eben ſo ſehr für den Reim erkläre, ſo müſſen Sie nicht denken, daß mir darum die reimfreien Gedichte Ihrer Sammlung weniger willkommen wären. Der Tanz iſt vortreflich, und es kann leicht an bloß ſubjectiven Gründen liegen, wenn ich ihm die Macht des Geſanges vorziehe. Er hat einen ſo großen philoſophiſchen Gehalt und das Bild der Tanzenden iſt göttlich ſchön gemahlt und voll Leben. Der Bewegung und Leichtigkeit der erſten Hälfte, die vorzüglich in einzelnen Verſen (z. B. „Säuſelndes Saitengetön u. ſ. f. und „Stürzt der zierliche Bau u. ſ. w.) unübertreflich ausgedrückt iſt, ſtellt ſich die Feſtigkeit und der Ernſt der zweiten prächtig entgegen. Auch wird es Ihnen dadurch auf eine in der That ganz vorzügliche Art eigen. Die Idee drückt die Individualität Ihres Geiſtes, der immer in dem Verwirrten das Geſetz aufſucht, und das gefundene Geſetz wieder in ſcheinbare Verwirrung zu verbergen ſucht, ſehr treffend aus, und ſelbſt die Bilder, die Sie brauchen, gehören, wie ich mich aus Geſprächen erinnere, zu denen, die Ihnen am geläufigſten ſind. Es hat meiner Phantaſie, ſeit ich jetzt von Ihnen getrennt bin, das lebhafteſte Bild von Ihnen gegeben, und iſt mir darum doppelt werth. Im Silbenmaaß ſind mir ein Paar Kleinigkeiten aufgeſtoßen, deren ich doch erwähnen will, wenn ſie auch vielleicht ungegründet, wenigſtens unbedeutend ſind. Im 11ten Vers „Jetzt, jetzt ver | liert es den u. ſ. f. fällt das zweite jetzt kurz gebraucht ein wenig hart auf, wie es mir vorkommt. Zwar läßt ſich ſeine Kürze dem Accent nach vertheidigen, da der Gedanke forteilt, aber die Quantität iſt ſo ſehr dawider, daß ich glaube, es findet hier eine Ausnahme Statt. Vers 17.

Sprich was | machts daß in | raſtloſem | Wechſel die | Bildungen | ſchwanken

glaube ich, würde wohlklingender ſeyn, wenn er andere Einſchnitte hätte. Endlich haben Sie im 4ten und 5ten Vers

Wie ſich der leichte Kahn ſchaukelt auf ſilberner Flut,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodiſchen Wellen u. ſ. f.

ein Bild im Pentameter angefangen, und im Hexameter vollendet. Dieß halte ich gegen die Natur dieſes Silbenmaaßes. Der Pentameter gehört ſo genau zum Hexameter, daß in ihm nichts Neues anfangen darf, es müßte denn auch wieder in ihm ſchließen. Das Beiſpiel der Alten werde ich hierin für mich haben, und auch ohne Rückſicht auf irgend eine Regel, deren ich mich hier ſo nicht beſtimmt erinnere, eilt meine Zunge im Leſen unwillkührlich vom Schluß des 3ten Verſes zum 4ten über, da ſie doch nun, dem Sinn nach, inne halten muß.

Der Pegaſus hat mich überraſcht, und iſt Ihnen göttlich gelungen. Ich kannte Sie in dieſer Gattung noch nicht. Aber die Erzählung eilt ſehr leicht und unterhaltend fort, die Schilderungen ſind überaus lebendig und charakteriſtiſch und das Ende von den Worten an: „Kaum fühlt das Thier u. ſ. w. iſt majeſtätiſch und verräth unverkennbar Ihre Hand. Die Antike iſt ein prächtiges Stück. Ihr ernſter ſcheltender Ton macht eine große Wirkung und ſie erregt eine Menge von Betrachtungen über die Vergangenheit und Gegenwart, und die unwiderruflichen Wirkungen der Zeit, die ſich in eine Art der Wehmuth auflöſen. An dem Weltverbeſſerer hat Freund Fichte etwas zum Vorſchmack, bis die Romanze fertig wird. Er iſt voll körnigter Weisheit, vorzüglich der Vers: „Wie du im Buſen ſie trägſt u. ſ. f. der auch ſo ſchön und rund geſagt iſt. Der Spruch des Confucius hat mir viel Freude gemacht. Ich liebe dieſe Sprache in kurzen Sprüchen gar ſehr, und Sie haben ſie ſehr gut getroffen. Unter den Kleinen ſind mir für den Inhalt die zwei Tugendwege, der Sämann, und das Höchſte, für die Diction die Würden am liebſten. In den letztern überraſcht der ſchöne epigrammatiſche Sinn. Unter den erſten ſcheint mir der Ausdruck am meiſten im Sämann vollendet. Der Hexameter und Pentameter macht ſich zu ſolchen

kurzen Sentenzen sehr gut, sogar in dem kleinen Dinge: Zeus zu Herkules.

Was nun noch ohne Namen von Ihnen seyn mag? In der That ist dieß so leicht nicht zu rathen, da die namenlosen Stücke, die Ihnen allenfalls zugeschrieben werden könnten, fast durchaus bloß epigrammatisch oder sentenziös sind, und in diesen Gattungen das Charakteristische sich leicht versteckt. Indeß sey immerhin gerathen! Also das Unwandelbare schreibe ich Ihnen zu. Es ist in der That ein schöner und sehr glücklich gesagter Gedanke, und da auch die Freiheit mit O. bezeichnet ist, so wird auch die noch freilich Ihnen zufallen.

Anfangs war ich versucht, Sie unter dem E. zu suchen. Vorzüglich hielt ich das Orakel und das innere Olympia nicht bloß Ihrer werth, sondern auch in Ihrem Charakter. Aber wenn ich die übrigen vergleiche, so gehören wohl alle Herdern zu. Einige scheinen mir schlechterdings ganz Herderisch, so der Schmetterling und die Rose, Venus, Psyche, andere kommen mir ein wenig matt vor, z. B. Apollo. Endlich kommt der Hymnus an Pallas hinzu, der mir gewiß von Herder scheint. Alle diese Stücke sind in ihrer Gattung vorzüglich, und einen besonders tiefen Gehalt haben die beiden ersten. Auch empfehlen sie sich mir schon durch ihre Aehnlichkeit mit den kleinen Gedichten der griechischen Anthologie. Der Schmetterling ist sehr zart, und ebenso Venus, auch gewinnen sie noch dadurch, daß die meisten Gegenstände aus dem griechischen Alterthume berühren. Den Hymnus kannte ich noch nicht. Er scheint mir zu der späteren Gattung zu gehören, wo eine gewisse Metaphysik in die Poesie gemischt ist, und die gewiß nicht zu den besten Stücken griechischer Dichtkunst gezählt werden darf, für mich aber doch viel Anziehendes hat. Die Uebersetzung, so gut sie mir in den meisten Stellen scheint, wünschte ich hie und da heller, fließender, und wohlklingender. Die Verse z. B.:

(Denn ich weiß, wie so viele, aus einer der Thaten die andre
Mich unheilig bestürmt und mir den besseren Sinn raubt)

haben mich ein Paar Augenblicke um ihren Sinn und ihre Construction verlegen gemacht.

Außer dem E. wäre ich verſucht, Herdern noch in dem D. zu vermuthen. Dieſe Vermuthung gründet ſich eigentlich auf zwei Stücke: die Gegenwart aus dem Perſiſchen, und die Entfernte aus dem Spaniſchen, und darauf, daß Herder ſolche Volkslieder liebt. Das erſte habe ich mehr als Einmal geleſen, es iſt ein ſchönes, lyriſches Stück, und hat außerdem noch etwas Anziehendes durch das fremde Gepräge, das es an ſich trägt. Das letztere iſt überaus lieblich, und der Inhalt wird durch das ſchöne Silbenmaaß, das in den mit Anapäſten und Dactylen vermiſchten Jamben ſo tanzend und doch ſo ſanft einhergeht, ſehr gehoben. Die drei andern mit D. bezeichneten ſind freilich hie und da ſehr matt, indeß können ſie darum immer von Herder ſeyn. Am wenigſten will mir das lange Madera behagen.

Wer aber, lieber Freund, iſt der F. unter der uneigennützigen Freundſchaft und der Bſch. unter dem an eine junge Freundin? Beide beſitzen eine Gefälligkeit und Leichtigkeit, die in deutſchen Gedichten ſelten genug iſt, und vorzüglich hat das erſte, mehr als irgend etwas andres, das ich lange geleſen habe, eine bezaubernde Zartheit. Ich habe hin und her gerathen. Ihre Gattung iſt es gar nicht, ſonſt ſcheinen ſie mir doch durchaus eine vortrefliche Hand zu verrathen.

Wer iſt auch der S. B. M. nach Sarbievius? Ich dächte, ich hätte ihn ſchon in Gentz Monatsſchrift geſehn. Es iſt ein ſehr artiges kleines Gedicht.

Endlich der Th. in dem Frageſpiel? Mir iſts gar, als hätten Sie uns das einmal mit den Göthiſchen Sachen vorgeleſen, ob es gleich nicht eben ſo vorzüglich iſt, daß es nicht beſſer einem andern gehörte.

Ueber die Göthiſchen Beiträge ſprachen wir ſchon mit einander. Der Beſuch und die Meeresſtille ſind doch wohl die vorzüglichſten. Das Spinnerlied, ſehe ich, iſt weggeblieben.

Ueber Woltmann kann ich doch, ſo ungern ich Ihnen auch widerſpreche, nicht viel anders urtheilen, als Herder. Keins ſeiner Stücke leiſtet, was ſeine früheren zu verſprechen ſchienen.

Den Rudolph wünschte auch ich heraus, wenn es Ihnen nicht an Balladen fehlte, und er doch einige gute Stellen hätte. Sonst kann ich weder die Erfindung, noch den Antheil, den die Hunde an dem Ganzen nehmen, noch die Darstellung loben. Einer Stelle wegen muß ich Sie um Erläuterung bitten. Sie heißt in der 2ten Strophe wörtlich so:

„Das Schwert, das er — — —
— — — —
— — — — —
— — — — — — schlug,
Beglänzt die Wand, des Freude,
Gekannt von Mufti und Packan;

Was heißt das? Muß das (,) hinter Freude weg, und heißt es: dessen Freude gekannt von Mufti ect.? oder ist hier ein Schreibfehler? Ich werde, im Fall der Druck früher angienge, dieses Zweifels wegen dieß Stück zurückbehalten, was gerade, ohne Veränderung im Arrangement der Stücke, angeht. Besser gefällt mir die Rache der Elfen. In der Verheißung kann ich nicht soviel als Herder finden. Ganz leicht und hübsch ist das Sylfenlied. Gegen die Kunst möchte ich nur wie gegen das meiste der neuern jungen Dichter sagen, ob es ihnen nicht selbst Langeweile machen muß, so gewöhnliche Gedanken und Bilder in Reime zu bringen.

An Haugs Minnelied finde ich auch keinen Geschmack. Aber die Laura hat mich wieder mit ihm ausgesöhnt. Sie ist in der That sehr hübsch versificirt, und verräth kein gemeines Talent. Den Parnaß hätte er füglich ungedichtet lassen können.

Die beiden Stücke der Mereau machen sich recht gut, vorzüglich die Vergangenheit.

Bei Conz Abendphantasie ist mir aufgefallen, daß er sich erlaubt hat, so oft den Abschnitt im Alcäischen Silbenmaaß nicht zu beobachten, wodurch der Vers alle Kraft verliert. Freilich aber hat Herder in der Terpsichore das Beispiel gegeben. Ueberhaupt müssen diese Silbenmaaße sehr gut und mit Klopstockischer Sorgfalt gemacht seyn, wenn sie recht erträglich seyn sollen.

Neuffer, den ich noch gar nicht kannte, hat mir recht sehr gut gefallen. Aber Matthissons Namen hätte ich dennoch nicht, wie Herder, unter dem Mondscheingemählde vermuthet, ob ich mich gleich nicht verwundert haben würde, wenn ich ihn darunter gefunden hätte.

Pfeffels Fabel will eben nicht viel sagen.

Sie werden lachen, daß ich Ihnen eine ordentliche Recension ....

16. Humboldt an Schiller.

Tegel, 21. August 95.

Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat? Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfieng, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts andres gelesen, kaum etwas andres gedacht, ich habe es mir auf eine Weise zu eigen machen können, die mir noch mit keinem anderen Gedichte gelungen ist, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch sehr lang und anhaltend beschäftigen wird. Solch einen Umfang und solch eine Tiefe der Ideen enthält es, und so fruchtbar ist es, woran ich vorzüglich das Gepräge des Genies erkenne, selbst wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertreflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verräth sich die Meisterhand, und die Phantasie wird unwiderstehlich hingerissen selbst aus ihrem Innern hervorzuschaffen, was Sie ihr vorzeichnen. Es ist ein Muster der didaktisch-lyrischen Gattung, und der beste Stoff die Erfordernisse dieser Dichtungsart, und die Eigenschaften, die sie im Dichter voraussetzt, daraus zu entwickeln. Ich habe an einzelnen Stellen studirt, zu finden, wie Sie es gemacht haben, um mit der vollkommenen Präcision der Begriffe die höchste poetische Individualität und die völlige sinnliche Klarheit in der Darstellung zu erreichen, und nie hat sich mir die Produktion des Genies so rein offenbart, als hier. Nachdem ich mir eine Zeitlang Gedanken und Ausdruck durch Raisonnement deutlich ge-

macht hatte, kam ein Moment, in dem ich es nachempfand, wie es in Ihnen mußte emporgeſtiegen ſeyn. Es iſt ſchlechterdings mit keiner Ihrer früheren poetiſchen Arbeiten zu vergleichen. Die Künſtler, ſo vortreflich ſie in ſich ſind, ſtehn ihm weit nach, und wenn auch in den Göttern Griechenlands, ſchon durch die Natur des Gegenſtandes, eine blühendere und reichere Phantaſie herrſcht, ſo ſtehe ich nicht an, inſofern ſich beide Stücke, als poetiſche Produktionen, überhaupt mit einander vergleichen laſſen, auch hier dieſem den Vorzug zu geben. Es trägt das volle Gepräge Ihres Genies und die höchſte Reife, und iſt ein treues Abbild Ihres Weſens. Jetzt da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe ich mich ihm mit denſelben Empfindungen, die Ihr Geſpräch in Ihren geweihteſten Momenten in mir erweckt. Derſelbe Ernſt, dieſelbe Würde, dieſelbe aus einer Fülle der Kraft entſprungene Leichtigkeit, dieſelbe Anmuth, und vor allem dieſelbe Tendenz, dieß alles wie zu einer fremden überirrdiſchen Natur in Eins zu verbinden, leuchtet daraus hervor. Indeß habe ich mich nicht durch ſeine hohe überraſchende Schönheit zu einem Entzücken hinreißen laſſen, das die Prüfung verwehrte. Auch iſt es für einen ſolchen Eindruck nicht gemacht, und ſchwerlich ergründete der ſeinen tiefen Sinn, auf den es ſo wirkte. Man muß es erſt durch eine gewiſſe Anſtrengung verdienen, es bewundern zu dürfen; zwar wird jeder, der irgend dafür empfänglich iſt, auch beim erſten aufmerkſamen Leſen den Gehalt und die Schönheit jeder Stelle empfinden, aber zugleich drängt ſich das Gefühl auf, bei dieſem Gedicht nicht anders, als in einer durchaus verſtandnen Bewunderung ausruhen zu können. Ich habe es ganz zu vergeſſen geſucht, daß es ein Gedicht iſt, ich habe den philoſophiſchen Inhalt, den Zuſammenhang der Gedanken, die Uebergänge von einem zum andern, wie in einer Abhandlung zergliedert und geprüft, und ich fühle es deutlich, wieviel meine eigentliche Begeiſterung dafür dadurch gewonnen hat. Ich bin allerdings auf Stellen geſtoßen, von denen ich mir nicht ſogleich deutliche Rechenſchaft zu geben wußte. Aber bei wiederholtem Leſen und Nachdenken ſind mir alle Zweifel verſchwunden, ich glaube jetzt alles zu verſtehen, und

nur ob Eine einzige Stelle nicht noch bestimmter ausgedrückt seyn sollte, will ich Ihnen zu bedenken geben. Daß dieß Gedicht nur für die Beßten ist, und im Ganzen wenig verstanden werden wird, ist gewiß. Aber wie man es mit dieser Art Undeutlichkeit zu halten hat, darüber sind wir ja längst einig; und zu den Beßten ist hier doch jeder zu rechnen, der einen guten gesunden Verstand mit einem ofnen Sinn und einer reizbaren Phantasie verbindet. Zwar haben Sie recht, daß es Bekanntschaft mit Ihren Ideen, besonders mit Ihren Briefen *brauchen* kann, aber es *bedarf* ihrer nicht, und ruht in jedem Verstande auf sich selbst. Dasjenige, wodurch die Deutlichkeit außerordentlich befördert wird, ist die Exposition in den ersten vier Strophen, die in der That zum Bewundern einfach und lichtvoll ist. Von dieser hängt doch alsdann alles Uebrige schlechterdings ab. Sobald einmal die Hauptidee recht gefaßt ist, und für diese haben Sie auf eine Weise gesorgt, die keinen Zweifel mehr übrig läßt, so muß es jedem leicht werden, sich an ihr durch den Gang des Ganzen durchzufinden. Denn überall ist hernach das Gebiet des Wirklichen dem Gebiet des Idealischen so bestimmt entgegengesetzt, daß bei hinlänglich verweilender Aufmerksamkeit kein Irrthum darüber Statt finden kann. Dennoch sind gerade bei dieser Entgegensetzung die Stellen, bei denen der Ungeübte stehen bleiben wird, und die auch den Geübten verweilen können. Vorzüglich scheinen sie mir in der 8—10ten und dann in der 13ten und 14ten Strophe vorzukommen. In der ersten Stelle bin ich überzeugt, dürfte kein Wort anders stehn, es ist eigentlich da gar keine Dunkelheit. Schwierigkeit kann wohl in Einem und dem andern gefunden werden, aber dieß konnte und durfte nicht vermieden werden. Nicht ebenso gewiß aber möchte ich behaupten, daß dieß auch mit der letztern der Fall wäre. Mein ganzer Zweifel beruht nemlich darauf, ob in der 13ten Strophe das Gebiet der *Schönheit*, das *ästhetische* Reich bestimmt genug angedeutet ist? oder ob die Ausdrücke, vorzüglich der Vers: „in die Freiheit der *Gedanken*“ nicht ein wenig zu allgemein sey? Der Sinn nemlich, denke ich, kann kein andrer, als folgender seyn: der *bloß* moralisch

ausgebildete Mensch geräth in eine ängstliche Verlegenheit, wenn er die unendliche Foderung des Gesetzes mit den Schranken seiner endlichen Kraft vergleicht. Wenn er sich aber zugleich ästhetisch ausbildet, wenn er sein Inneres, vermittelst der Idee der Schönheit, zu einer höheren Natur umschafft, so daß Harmonie in seine Triebe kommt, und was vorher ihm bloß Pflicht war, freiwillige Neigung wird, so hört jener Widerstreit in ihm auf. Diesen letzten Zustand, dünkt mich, haben Sie nicht bestimmt genug bezeichnet. Zwar sichert theils der Geist des ganzen Gedichts, theils die Stelle: „Nehmt die Gottheit u. s. w." den sehr aufmerksamen Leser, nicht in ein Misverständniß zu verfallen, aber, und dieß sollte doch seyn, er wird nicht genöthigt nur allein den rechten Sinn aufzufassen, er kann sich doch bei dieser Strophe noch immer bloß das denken, was Kant in seiner Sprache „einen guten, reinen Willen erlangen" nennt, und was Sie doch hier nicht meynen. Auch haben Sie in allen andern Stellen, wo die ähnliche Gedankenfolge war (Strophe 10. 12. 16.), die Schönheit entweder selbst genannt, oder doch ganz bestimmt bezeichnet. Wieviel gäbe ich darum, wenn ich mit Ihnen hierüber, und über das Ganze reden, wenn ich es von Ihnen vorlesen hören könnte. Auf wie viele Stellen würden wir dann noch stoßen, die eine wirklich unnachahmliche Schönheit haben, und wo man es nicht satt wird zu bewundern, wie unendlich Eins der Ausdruck mit dem Gedanken ist. Gleich die schöne Kürze der Exposition in der ersten Strophe: „Zwischen Sinnenglück u. s. w., die herrliche Anwendung der Fabel von der Proserpina, die göttliche Schilderung der Gestalt, die ganzen beiden Strophen „Wenn das Todte u. s. w." und vor allen die bewundernswürdige Leichtigkeit in den Versen: „Nicht der Masse u. s. w., die Erhabenheit in der Stelle: „Nehmt die Gottheit auf u. s. w. und endlich der prächtige Schluß, der den Eindruck, den das ganze Gedicht auf die Seele macht, noch einmal und doppelt stark wiedergiebt. Bewundernswürdig ist es auch, wie Sie, ungeachtet des einfachen trochäischen Silbenmaaßes (was aber zu dieser Gattung überaus passend ist), doch den Gedanken auf eine so ausdrucksvolle Weise mit dem Silben-

falle begleitet haben. Vorzüglich sichtbar ist dieß in dem Vers: „Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt" und in der ganzen Strophe: „Wenn es gilt zu herrschen u. s. w. Auch auf kleinere Flecken habe ich Acht gegeben, aber doch nur wenige und unbedeutende gefunden, deren ich indeß doch erwähnen will, weil Sie es zu wünschen scheinen. Strophe 2. Strahlenscheibe ist wohl nicht eigentlich gebraucht. Soviel ich glaube, braucht man es nur für Flächen, und der Vollmond ist allerdings eine vollkommen erleuchtete Strahlenscheibe, wenn auch die andere Hälfte des ganzen Mondkörpers dunkel bleibt. Strophe 4. eignet absolut und ohne Accusativ des Objects ist zwar schwerlich dem Sprachgebrauch gemäß, scheint mir aber eine sehr zweckmäßige Spracherweiterung. Die Angst des Irrdischen ist ein prächtig gewählter Ausdruck. Kein andres Wort könnte alles, was Sie hier sagen wollen, so treu und unmittelbar ans Gefühl legen. Strophe 6. Sklave, schlafe. Strophe 7. stygschen. Strophe 8. 16. duftgen. Strophe 11. Nerve, unterwerfe. Strophe 13. traurger. Strophe 17. umarmt' den. Acherontschen. willgen. Daß Sie dieß Gedicht den Horen geben, ist sehr gerecht. Es schickte sich nicht einmal für einen Almanach. Freilich aber ist die Armseligkeit so groß, daß, wenn man nicht auf Nachbeterei, auf den Eindruck, den der Gebrauch einiger mythologischer Figuren macht, und auf die Wirkung des so wohlklingenden Rhythmus rechnen will, man sich keine außerordentliche Aufnahme eines solchen Gedichts versprechen darf. Aber auch nur auf die äußern Umstände Rücksicht zu nehmen, zeigen Sie wenigstens, daß Sie für die Horen thun, was nur irgend ein Schriftsteller leisten kann. In 3 verschiedenen Gestalten treten Sie nun schon im ersten Jahre auf, und mit welchen Producten! Bleiben Sie aber ja bei dem Entschluß, in den nächsten Monaten bloß zu dichten. Es giebt doch nichts so bezauberndes, als die Werke des dichterischen Genies. Nur sie scheinen eigentliche Productionen, nur sie Werke, die, für sich bestehend, auf die Nachwelt gelangen können. Alles Philosophirende scheint man sich eher als auf eine mechanische Weise (durch Entwicklung, Trennung, Verbindung) entstanden denken

zu können, es gleicht mehr einer bloßen Uebung, einer Vorbereitung des Kopfs, es ist mit Einem Wort nicht so in sich vollendet, nicht so ein eignes Individuum, wie ein Kunstwerk.

Ich schäme mich doppelt, Ihnen nichts für das 9te Stück schicken zu können, da ich sehe, daß es Ihnen mangelt. Aber es tröstet mich, daß ich denke, Sie werden wohl etwas bekommen haben. Körner, Archenholz, Jacobi, Herder haben ja versprochen, und dann verlieren Sie wenigstens für die Horen nicht viel. Man wird meinen Productionen schwerlich je viel Geschmack abgewinnen, und dieß macht mich auch kälter für Dinge, die doch am Ende mehr schriftstellerische Ausführungen, als große wissenschaftliche Erweiterungen sind. Indeß denke ich doch sehr ernsthaft an die Luise. Nur bin ich in einer sehr gestörten Lage gewesen. Die Li und die Kinder sind zwar wohl, aber sonst gehts mit der Gesundheit im Hause hier sehr schlecht. Noch in diesem Brief habe ich mich unterbrechen müssen, um nach Berlin zum Arzt zu reiten. Ich wünschte herzlich, ich wäre wieder bei Ihnen. Da sich meine Gesundheit hier sehr gebessert hat, hoffe ich dann viel zu thun, und habe allerlei Plane.

Ist Schlegel in Braunschweig? Ihr Brief scheint es zu sagen.

Leben Sie wohl, lieber theurer Freund. Die Li grüßt Sie und Lolo herzlich. Sie wird das Reich der Schatten bald auswendig wissen. Sie glauben nicht, welchen Genuß Sie uns geschenkt haben. Humboldt.

Es ist ein ordentlicher Courierwechsel von Gedichten zwischen uns. So eben erhalte ich Ihren letzten Brief, den ich mit nächster Post beantworte.

Sagen Sie mir doch, wie Körner über die Klarheit Ihres Gedichts urtheilt? Es wäre mir sehr erklärbar, wenn er in Gedichten weniger bedenklich wäre, so wie ich in philosophischen Arbeiten.

17. Schiller an Humboldt.

Jena den 21. Auguſt 95.

Hier liebſter Freund wieder einige neue Stücke zum Almanach, welche den übrigen in der hier bemerkten Ordnung anzuſchließen bitte. Der nächſte Poſttag hoffe ich ſoll Ihnen die Epigramme, die eben copiert werden, nebſt den noch reſtierenden Gedichten bringen.

Ich habe ſeit meinem letzten Briefe an Sie einige fruchtbare Stimmungen erlebt, davon die beyliegenden Gedichte die Früchte ſind. Zu dieſen kommt noch ein anderes größeres, welches aber noch nicht ganz fertig iſt, und die letzte Lieferung beſchließen wird. Natur und Schule laſſen Sie aber noch aus der Reyhe ſolang weg, biß ich Ihnen noch einmal geſchrieben. Vielleicht daß ich dieſes Stück in die Horen ſetze.

Sie wundern ſich vielleicht darüber, daß ich noch ſoviel für den Almanach thue, und nicht eher mich der Horen annehme. Aber ob ich gleich nicht Willens bin, den Almanach dem Juden zu laſſen, ſo halte ich dieſe Entreprise doch für ſolid genug, um einen Verſuch zu machen, ſie in Gang zu bringen. Mit den Horen gebe ich zuweilen die Hofnung auf. Nicht allein deßwegen, weil es zweifelhaft iſt, ob uns das Publicum treu bleiben wird, ſondern weil die Armuth am Guten und die kaltſinnige Aufnahme des wenigen vortreflichen mir die Luſt mit jedem Tage raubt. Ich werde zwar nicht vorſetzlich zum Untergang des Journals beytragen, aber es auch nicht ſehr emſig in ſeinem Falle zu halten bemüht ſeyn. Der Almanach iſt eine ſo wenig beſchwerliche und ſichere Unternehmung, daß es nicht zu verantworten wäre, wenn ich ihn leichtſinnig fallen laſſen wollte. Die Epigramme, meine eigene und Herders Beyträge geben dem Almanach ein entſcheidendes Uebergewicht wie ich hoffen kann über ſeine Mitbewerber, daß ſelbſt Michaelis Armſeligkeit ihn nicht ganz ſoll zu Grund richten können. Sie ſind ſo gütig, wenn wir Michaelis los werden ſollten, ihn ſogleich auf meine oder Cottas Rechnung bey Ungern drucken zu laſſen zu 2000 Auflage, worunter 500 auf Schweitzer- und die übrigen auf gutem

Schreibpapier. Die übrige Einrichtung bleibt Ihnen und Ungern überlassen. Cotta hat mir auf meine Anfrage schon geschrieben, daß er den Almanach auch noch auf dieses Jahr nehmen würde. (Auch könnte, selbst wenn wir mit Michaelis nicht brächen, gleich nach Empfang dieses Briefs an dem Druck (wenigstens an dem Satz der ersten Bogen) angefangen werden, weil der Almanach doch in jedem Fall gedruckt werden soll) Auch will ich den Epigrammen eine eigene pagina mit römischen Zahlen geben lassen, daß sie zugleich neben den übrigen Gedichten einen Setzer und eine Presse beschäftigen können. Auf diese Art gewinnen wir Zeit.

Ich ersuche Sie also, lieber, gleich nach Empfang meines Briefs, den Satz der ersten Bogen des Almanachs anfangen zu lassen, auch Ungern zu bitten, daß er Schweitzer- und Schreibpapier bereit halten mag. Unterdessen kommen wir mit Michaelis zu irgend einer Entscheidung, so daß entweder Er (Michaelis) oder wir über den Abdruck genauer verfügen können. Es liegt mir soviel nicht daran 15 oder 20 Louisdors bey diesem Arrangement zu verlieren, sobald nur der Zweck erreicht und der Almanach für die Messe fertig wird.

Was die Verlegung des Almanachs auf das nächste Jahr betrift, so dürfen Sie nur an Michaelis schreiben, daß, nach meiner Abrede mit den Autoren, dieses nicht mehr thunlich sey. Sie dürfen ihm auch bestimmt sagen, daß er den Almanach auf jeden Fall nur dieses einzige Jahr verlegen würde. Mein Contract mit ihm verpflichtet mich bloß zu einer halbjährigen Aufkündigung, und hier ist eine zwölfmonatliche. Auch kann er dabey keinen Schaden haben, denn das Debüt des dießjährigen Almanachs ist von diesem Arrangement völlig unabhängig, und behält der Almanach auch nach der Hand noch einen Werth, so ist Er es doch immer, der den ersten Jahrgang verkauft.

Ihnen überlasse ich es ob lateinische oder deutsche Schrift zum Almanach genommen werden soll. Hätte Unger eine recht passende kleine lateinische Schrift, so würde ich dieselbe vorziehen; doch bin ich nicht so sehr darauf gestellt, und es kommt ganz darauf an, wie Sie Seine SchriftProben finden. Es ver-

steht sich daß alle Hexameter und Pentameter ohne Unterschied gebrochen werden. Die Nahmen der Autoren Cursiv im lateinischen und Schwabacher im deutschen. Das Format natürlicherweise Duodez. Sie können aber Ungern vorschlagen, ob er nicht sehr großes Papier dazu nehmen und in Sedez brechen will, weil dieses den Vortheil verschaft, daß man nur 6 Bogen abzudrucken hat. Göpferdt findet diese Einrichtung vorzuziehen. Auch wird dabey Zeit und Geld gewonnen.

Sollte Michaelis sich geben, und die Sache ihren alten Gang gehen, so bitte ich Sie, die hier bemerkten Sachen Ungern dennoch zu empfehlen; auch bitten Sie ihn, daß er alsdann auf meine Kosten 1 Dutzend Exemplarien auf SchweitzerPapier über die Zahl abziehen lassen möge, da ich ja nicht sicher bin, ob ich ein einzig Exemplar von Michaelis erhalte.

Die 55 Louisdors behalten Sie, wenn sie bezahlt werden, und bringen mir solche im October mit. Meinen Vater habe ich schon bezahlt. Die 12 Exemplarien sind Sie so gütig nur an mich zu schicken.

Ihr letzter Brief mit den HorenNachrichten hat mich sehr belustigt; das ist indessen nicht zu läugnen, daß Sie und ich verdient haben, in unserer Erwartung getäuscht zu werden, weil unsere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war. Ich glaube nun, daß wir Unrecht gethan, solche Materien und in solcher Form in den Horen abzuhandeln, und sollten sie fortdauren, so werde ich vor diesem Fehler mich hüten. Die Urtheile sind zu allgemein und zu sehr übereinstimmend, als daß wir sie zugleich verachten und ignorieren könnten. Das Erste wird uns niemand wehren, aber das andere wird das Publikum und der Verleger zu verhindern wissen.

Meyers Reise nach Italien ist nun bestimmt und wird in wenigen Wochen vor sich gehen. Ich erwarte ihn jeden Tag mit Göthe, weil er Abschied nehmen will.

Göthe giebt für die Horen dieses Jahr noch 1) einige Blätter zu der letzten Geschichte in den Unterhaltungen, wo Ferdinand in spätern Jahren erscheint 2) Apollos Geburt nach Homer 3) Drama und Roman verglichen 4) Ein Mährchen

5) den Eingang zum Celini und 6) (wie er schreibt, doch sehr bedingungsweise) etwas aus dem Faust. Herders Homeridischen Aufsatz habe ich noch immer nicht, und weiß in diesem Augenblicke noch nicht, wo ich den 3ten Bogen zum 9ten Stück hernehmen werde, von dem ich schon die 2 ersten zum Druck abgeschickt habe. So arm sieht es bey uns aus! Ich habe zwar dieser Tage etliche Aufsätze von fremden Autoren erhalten, aber die ich schlechterdings nicht brauchen kann. Im äußersten Falle kann ich freilich von mir einen Aufsatz geben, welches mir aber doch jetzt eine unangenehme Diversion machen würde, da ich im beßten poetischen Feuer bin.

Ihre Briefe, lieber Freund, sind mir ein rechter Trost, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie Sich von mir bilden, den Antheil abziehen muß, den Ihre Freundschaft daran hat, so dient er mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter bedarf als entrathen kann. Der Wunsch und die Hofnung, es Ihnen recht zu machen, hat mich auch bey diesen poetischen Arbeiten belebt und gestärkt, und wird es auch künftig thun. Uebrigens kenne ich nun bald meine Stärke sowohl als meine Schranken im poetischen Felde. Diese letztern werden mir wohl das Dramatische verbieten, aber auf das Epische werde ich dafür ernstlicher losgehen, nicht auf die große Epopee versteht sich.

Doch darüber und über dieses ganze Capitel mündlich. Ich freue mich, daß nun doch eine volle Hälfte Ihrer Abwesenheit vorbey ist. Unterdessen werde ich in der poetischen Welt noch einige Wanderungen machen, und Sie führen mich dann mit freundschaftlicher Hand in die Wirklichkeit zurück.

Göthe versichert mir, daß die Beschwerden die ich ihm über das VIte Buch des Meisters machte, in dem achten beantwortet und hinweggeräumt seyen. Ich hatte ihn merken lassen, was ich gewünscht hätte, daß vorzüglich berührt worden wäre, und was, nach meiner Meinung, noch mehr in dem Gegenstande läge, als er angedeutet hätte. Bey dieser Gelegenheit habe ich aufs neue erfahren, daß man ihm sehr viel Wahrheit sagen kann.

Leben Sie wohl lieber Freund. Ich freue mich auf Ihre

nächsten Briefe, die jetzt fast mein einziger Berührungspunkt mit der Außenwelt sind.

Herzliche Grüße an Li von uns allen. Ihr

Sch.

N.S. Ich hatte anfangs im Sinn, unter mehreren Nahmen im Almanach mich zu verkappen, um dadurch einen größern Schein von Mannichfaltigkeit hervorzubringen; da aber jetzt ohne das Mannichfaltigkeit genug und durch Herdern der anonymität schon zuviel ist, so fällt jene Ursache weg, und es ist der wenigen Kleinigkeiten wegen nicht der Mühe werth, zu lügen. Seyen Sie daher so gut und setzen unter die drey Kleinigkeiten, die mit O und Bsch bezeichnet sind, meinen Nahmen. Ich halte es für gut, daß ich recht oft darinn vorkomme, und werde darauf bedacht seyn, wenigstens 25mal darinn genannt zu seyn. Auch da wo Th. steht, setzen Sie Göthens Nahmen.

Eben erhalte ich Nachricht von Göthe, daß ich Morgen Herders Aufsatz erhalte, und daß er vortreflich gerathen sey. Göthe schickt mir eben auch den Schluß der Erzählung in den Unterhaltungen, die aber nur ½ Bogen gedruckt ausmacht. Das Mährchen ist schon darinn angekündigt.

Natur und Schule lassen Sie noch aus der Sammlung heraus. Aber den spielenden Knaben und die Ilias mögen Sie irgend wo unterstecken, wo noch Platz ist, oder wo Sie etwas herauswünschen und eine Lücke auszufüllen ist. Beyde Stücke müssen vorne Platz finden, denn alles was noch kommt ist besetzt.

---

18. Humboldt an Schiller.

Tegel, 25. August 95.

Meine Mutter ist wieder kränker, und ich weiß nicht, lieber Freund, ob ich Ihnen werde viel schreiben können. Ich eile daher zuerst einiges über den Musenalmanach abzumachen. Michaelis hat sich gemeldet, und hier ist sein Brief, ganz in

seinem genre. Eine Estafette, wo eine Post das Nemliche that, viel Geschwätz und wahrscheinlich wenig dahinter. Denn wenn auch jemand, dem er Auftrag gab, nicht zahlte, warum erkundigte er sich nicht? warum beantwortete er meinen ersten Brief nicht? warum säumt er so mit dem Almanach? Ich habe ihm, weil ich seinen Versprechungen von baldigem Kommen nicht recht traue, heute ziemlich kühl geantwortet: daß eine Estafette ganz vergeblich gewesen, daß ich seine Rechtfertigung abwarten wolle, daß ich sein Zögern mit dem Almanach nicht begreife, und das Geld und die Exemplarien zur Ablieferung des Manuscripts erwarte. Dabei lasse ichs auch (er möge sich nun rechtfertigen, wie er wolle) bewenden. Man muß mit diesem Menschen Ernst gebrauchen, und ich bitte Sie, wenn Sie, wie ich nicht glaube, nicht ganz andrer Meynung sind, meinen Ernst zu unterstützen. Die empfangenen Gedichte habe ich dem Almanach beigefügt. Ich war anfangs zweifelhaft, ob ich die Schlegelschen, die von Schlegels eigner Hand sind, und worüber Sie mir nichts weiter schreiben, nicht in Absicht des Zeilenarrangements anders, als sie geschrieben sind, ordnen müßte, und hatte es schon nach der Analogie von ein Paar andern Gedichten gethan. Ich sehe aber jetzt, daß sie auch, wie sie da sind, bleiben können, und lasse sie daher so. Durchgesehen habe ich alles, und die noch zurückgebliebenen Kleinigkeiten verbessert. Ich habe jetzt, wenn ich mich nicht verzählt habe, 121 Seiten, also nicht volle 8 Bogen. Das Zeilenarrangement halte ich, wie Sie es gemacht haben, zwar für recht gut, aber auf einige Ungleichheit müssen Sie Sich schon gefaßt machen. Wie ich im Blättern bemerke, wird manche Seite doch viel voller aussehn. Z. B. Parthenope. Daß die Hexameter und Pentameter da, wo Sie es regelmäßig und ausdrücklich gethan haben, ebenso regelmäßig abgebrochen werden, dafür werde ich Sorge tragen. Aber einige kleinere Gedichte werden Schwierigkeiten machen. Denn in diesen sehe ich, daß Sie theils einen einzelnen Vers so eng geschrieben haben, daß der Setzer nicht wird folgen und ebenso zusammendrängen können, theils aber auch einzelne Verse nach Bedürfniß und nicht alle abgebrochen haben. Indeß werde ich Ungern

empfehlen, auch hierin alle Unschicklichkeit möglichst zu vermeiden.

Was das Innere betrift, so hat auch die jetzige Lieferung gar sehr meinen Beifall. Schlegels beide Gedichte haben zwar hie und da einiges Dunkle und das letzte am Schluß auch einige Härte. Es ist eine gewisse Heftigkeit der Empfindung darin, der es wenigstens an sichtbarer Natur und Wahrheit fehlt, und die ebendarum, weil sie so aufgejagt ist, wenigstens in mir weder Achtung noch Sympathie erregt. Es ist in derselben Gattung wie einige frühere Sachen von Meyer und einige spätere von Bürger. Ich vermuthe, daß beide Stücke an die Madame Böhmer gerichtet sind, die mit Forsters verwickelt war. Wenigstens weiß ich, daß er mit dieser immerfort eine, wenn man die Entfernung und das (soviel ich weiß) auch sehr ungleiche Alter beider bedenkt, wirklich phantastische Liebe unterhält. Sie ist ein sehr kaltes, aber romantisches und eitles Geschöpf und hat auf Schlegels Bildung einen entschiedenen Einfluß ausgeübt. Auffallend aber ist es mir immer, wie alles, was Schlegel macht, sich vor den Werken derer auszeichnet, die man jüngere Dichter nennen kann. Wenn es auch manchmal weder an Gedanken noch Gefühl reich ist, so fällt es nie nur im mindesten ins Gemeine und Gewöhnliche, sondern trägt gleichsam immer das Gepräge einer besseren Schule an sich. Es ist wunderbar, wie er unter Bürger und noch dazu in Bürgers schlechtester Periode sich gerade so ausbilden konnte. In diesen beiden Gedichten sind mir einige vorzüglich glückliche Stellen aufgefallen, und auch das Ganze macht, selbst durch die Verschiedenheit des Tons in beiden Stücken, einen sehr guten Eindruck.

Herders Parthenope ist ganz Herderisch, voll seiner Vorzüge, aber, wie es mir wenigstens scheint, auch seiner Unarten. Das Stück hat im Ganzen einen schönen, ergreifenden Gang und einzelne unendlich liebliche Stellen, aber auch soviel Mystisches und ein so durchaus verbreitetes Halbdunkel, daß mancher leicht daran irre werden kann. Einiges ist mir in der That unverständlich, so folgende Stelle, die ich Sie doch noch einmal anzusehen bitte:

Der Baum,
Der reingeläutert von der Erde Düften,
Ein himmlisches Gewächs, den runden Saum
Umschreibet mit der Sonne goldnen Schriften,

Heißt das: die Sonne beschien die Spitzen der Blätter, so ist es doch beinah schwülstig ausgedrückt. Die beiden kleineren Stücke, mit D. unterzeichnet, sind doch wohl auch von ihm; sie sind sehr schön; und sehr zart und griechisch fein kleines mit E. unterzeichnetes Epigramm. Die beiden Aenderungen in der Entfernten und Madera habe ich gemacht. In dem letztern aber hieß der Vers schon:

Ihr Gebet und einen Tempel

wofür ich nun

Ein Gebet u. s. f.

wie Sie schrieben, gesetzt habe.

Meyer hat Ihnen gewiß noch immer sein Beßtes geschickt, ob ich gleich die Biondina nicht recht verstehe. Die Boten sind recht artig. Wie kommt Ihnen sein Brief vor? Das nenne ich doch, sich vor Eitelkeit nicht zu lassen wissen.

Haben Sie noch mehr, als dieß eine recht hübsche Ding von Kosegarten?

Wer ist der Y. mit dem närrischen Herzenswechsel?

In dem Gedicht der Mereau, glaube ich, werden Sie eine kleine Aenderung machen müssen. Es heißt:

Es rauschen die Wellchen — — —
Und reißen manch Blümchen vom Ufer in Quell

Der Artikel kann hier nicht fehlen. Seyn Sie so gütig, mir hierauf zu antworten, ich will lieber das Gedicht so lange zurückbehalten. Ueberhaupt wünschte ich, daß Sie mir mit nächster Post nun schreiben könnten, was Ihnen noch etwa über den Druck des Almanachs einfällt. Denn ich denke, er soll mit künftiger Woche angehn, wenn Michaelis nicht ein ganz elender Mensch ist. Die Athene von Proclus erfolgt zurück.

Göthen habe ich in meinem neulichen Brief um die Mittheilung des Meister gebeten; ich kann es mir, nach den Er-

zählungen, sehr lebhaft denken, wie er in den Fehler verfallen seyn kann, den Sie dem VI Buche vorwerfen. Er scheint überhaupt jetzt nach einer Einfachheit, Deutlichkeit und Vollständigkeit im Vortrag zu streben, die allem, was er in dieser Gattung schreibt, nothwendig gefährlich werden muß. Etwas davon hat sich, wie Sie auch manchmal äußerten, schon in die bisherigen Bücher des Meister eingeschlichen, und ist, was mir in Absicht auf die Berechnung des Publicums sehr merkwürdig gewesen ist, so wenig den guten, als den schlechten Beurtheilern entgangen. Ich halte es um so schwerer, daß Göthe jetzt und künftig diesen Fehler vermeidet, als er aus seinen besten Eigenthümlichkeiten, wenn nicht entsteht, doch erklärbar ist, und als er durch die größere Ruhe und Kälte seines jetzigen Alters vermehrt wird. Auf das ganze Ende des Meisters bin ich begierig. Die Entwicklung muß und soll doch vollständig seyn, sie muß doch auch wenigstens in einigem Verhältniß der Länge gegen die Verwickelung herbeigeführt werden, und für das alles ist nun, wie ich sehe, nur noch Ein Band da, das Ende des V Buchs, wovon Sie nichts schrieben, müßte denn sehr reich an Begebenheiten seyn. Es sollte mich unendlich schmerzen, wenn der Meister nicht auf die rechte Weise hinausgeführt und der Knoten mehr zerhauen, als gelöst wäre. Nach neueren und besseren Nachrichten hat Göthe zwar für die ersten 4 bei Unger gedruckten Bände für jeden 500 Thaler, für den Meister aber mehr bekommen. Vielleicht ist es nicht übertrieben, was man sagt, für die beiden ersten Bände, 1500 Thaler. Von seinem Benehmen mit seinen Verlegern, das hier durchaus hart und unbillig genannt wird, höre ich sehr viel sprechen. Indeß sind auch die Berliner Gelehrten über diesen Punkt in einer ganz eignen wahren, oder affectirten Unschuld. So fragte mich Herz neulich in ganzem Ernst, ob denn Göthe in der That Geld nehme?

Göthens Reise und wahrscheinlich längerer Aufenthalt thut mir für Sie, da Sie einen so sicheren Nachbar an ihm hatten, doppelt leid, ob ich ihn gleich gern in Italien, wohin ich noch ganz gewiß 1797. zu gehen denke, und mit großem Verlangen

steure, fände. Von seinem Werk, wenn es auch freilich, bei einem solchen Umfang, in einigen Stücken wird mangelhaft seyn müssen, verspreche ich mir sehr viel, und überhaupt, dünkt mich, sollte Göthe jetzt dahin sehn, außer denjenigen Sachen, die im eigentlichsten Verstande Produkte seines Genies sind, mehr einen wirklichen, als fingirten Stoff zu behandeln.

Daß mein Bruder den Weg in die Schweitz über Venedig, und Mayland genommen, schrieb ich Ihnen wohl schon. Sein letzter Brief ist aus Venedig, wo ihn die Schönheit und Neuheit der Gegenstände bezaubert.

Daß Göthe schon mit Unger über eine Italiänische Reise accordirt habe, erzählte vor etwa 3 Wochen Meyer, der aber sehr viel sagt, was nicht ganz so ist, wie ers erzählt.

Woltmanns Recension der Musenalmanache will ich zwar nicht reif und höflich nennen. Aber ganz so arg, als sie Ihnen Schreyvogel geschildert hat, ist sie doch auch nicht. Ich habe sie vor Ihrem Briefe gelesen, und da Woltmann wenig bisher recensirt hat, so ist er mir gar nicht eingefallen. Sie zeichnete sich doch immer vor den übrigen bellettristischen Recensionen der Allgemeinen LiteraturZeitung aus, wie außer mir auch Meyer urtheilte. Daß das nicht Tadelnswerthe getadelt worden sey, ist mir darin nicht aufgefallen, wohl aber war das Mittelmäßige zu sehr gelobt. Unverzeihliche Fehler dieser Recension waren, daß sie äußerst wortreich (z. B. über den Nutzen der Almanache) und ziemlich gedankenleer war, daß sie schlecht und affectirt geschrieben war (Blumen und Blüthen kam auf 20mal vor) und daß der Recensent auf eine unausstehlich prätensionsvolle Weise einem Herrn Tiedge einen Kranz ertheilte, von dem dieser nun wieder einzelne Blumen an ich weiß nicht wen? abgeben sollte.

An dem Fichtischen Brief hätte ich doch in der That einen großen Genuß verloren. Er ist schlechterdings nur geschrieben um sein Müthchen zu kühlen. Da hat nun das 5te Horenstück herhalten müssen, und durch mich hat er Sie vermuthlich besonders zu kränken gedacht, da er mich aus dem 2ten bei den Haaren herbeiholt. Die einzelnen Urtheile sind belustigend, und mir

wird, wie ich abermals hier sehe, die Bescheidenheit nicht schwer gemacht. Sehr schön ist die Rangordnung, in der seine Aufsätze beurtheilt werden sollen. Vorzüglich ist sie für Göthe erbaulich; denn an Sie dürfte schwerlich einer kommen.

Ich sehne mich unglaublich wieder zu Ihnen, liebster Freund, es fehlt mir nicht, wie Ihnen, an Zerstreuung, aber die brauche ich wenig, ganz aber an einem solchen Ideenwechsel und einem solchen freundschaftlichen Genuß. Ueberhaupt sagt mir doch unsre Trennung aufs neue, daß Sie nicht in Jena leben sollten. Wenn ich bedenke, daß meine Abwesenheit Sie, Göthen, der doch bei weitem nicht immer da ist, abgerechnet, in eine wahre Einsamkeit versetzt, so könnte mir bange werden. Ich würde nirgends, wo ich auch lebte, für Ihren Umgang einen Ersatz finden, das fühle ich sehr lebhaft. Aber Ihnen würde eine größere, lebendigere Stadt doch mehr Stoff von außen zuführen, dessen Sie zwar nicht zum bessern Gelingen Ihrer Arbeiten (denn es ist wunderbar, wie selbstständig und selbstgenügsam Sie von dieser Seite sind) aber doch zur mindern Anspannung in einem arbeitvollen Leben, und zu einer froheren mannigfaltigeren Existenz bedürfen. Auch wünschte ich Sie noch unabhängiger, selbst die Horen ärgern mich manchmal. Sie beschränken doch wohl hie und da Ihre Freiheit und Ihre Wahl in der Arbeit. — Herzlich freue ich mich, in fünf Wochen wieder bei Ihnen zu seyn, und mich für die lange saure Entbehrung zu entschädigen.

Leben Sie herzlich wohl. Tausend Grüße an Lolo von mir und von der Li an Sie beide. Adieu!

Ihr

Humboldt.

---

19. Humboldt an Schiller.

Berlin, 29. August 95.

Ich hatte zu der Zeit, da ich Ihnen gewöhnlich schreibe, Besuch, liebster Freund, und wollte den heutigen Posttag über-

schlagen. Indeß bekam ich Ihren letzten Brief und eile diesen wenigstens, so gut es die Zeit erlauben will, zu beantworten.

Ich danke Ihnen herzlich für das gute Vertrauen, das Sie in Absicht des Almanachs auf mich setzen, und gewiß soll es an meinem Fleiße nicht fehlen. Nur bitte ich Sie recht sehr, ja zu bedenken, daß ich mit dem Aeußern der Schriftstellerei noch weniger als mit dem Innern bekannt bin, und ersuche Sie also um Nachsicht gegen alle gaucherien, die ich etwa begehn könnte. Indeß spreche ich alles mit Unger genau ab, und befolge Ihre Aufträge buchstäblich.

Ich bin gleich nach Empfang Ihres Briefs hieher geritten, um selbst mit Unger zu sprechen. Leider steht es mit dem Fertigwerden des Almanachs schlecht. Unger erklärte mir gestern Abend geradezu, daß er erst in 14 Tagen bis 3 Wochen anfangen könne. Da nemlich Michaelis gar nichts weiter von sich hören lassen, so hat er andre Arbeit (einen Roman von Huber) übernommen und ist entsetzlich besetzt. Auf meine dringende Bitte hat er sich endlich dazu verstanden, mit Montag über 8 Tage (7. September) gewiß anzufangen. Indeß kann er nur 2 Bogen drucken in jeder Woche, und der Almanach wird daher doch so gut als gewiß nicht fertig. In Sedez zu drucken wäre allerdings eine Zeitersparung, allein Unger hat kein hinlänglich großes Papier. Das Format würde zu klein. Indeß will ich dieß doch noch einmal mit ihm vor Abgang dieses Briefs überlegen, da die Möglichkeit des Fertigwerdens jetzt darauf zu beruhen scheint[1]). Schriftproben werde ich in einer halben Stunde ansehn, und Ihnen das Resultat schreiben. Schweitzerpapier ist da. In Ansehung des übrigen Papieres hat Michaelis Ihnen auch die Sache verdorben. Unger hat ihm nemlich schon um Ostern Proben gezeigt, und ihm gesagt, eine davon zu wählen, damit er diese Sorte verschreiben könne. Er hat nicht gewählt, und man muß jetzt nehmen, was da ist. Indeß meynt Unger würde er schon gutes ausfinden. Ueberhaupt bitte ich Sie trotz

[1]) Ist, wie mir Unger nun gesagt, bloß Ersparung 1 Woche, da der Satz derselbe bleibt.

aller dieser Hindernisse außer Sorgen zu seyn [1]). Ich wende allen möglichen Fleiß und Mühe an. Unger ist sehr gutwillig, wenn man seine schwache Seite gewinnt, und versteht es; und wo es etwa fehlt, ersetzt die innere Vortreflichkeit des Werks.

Wie steht es denn mit den von Michaelis bestellten Kupfern? Gewartet wird darauf doch nicht.

Einen Kalender muß ich doch auch dazu besorgen?

Die schwierigste Frage, die mir jetzt für mich aufgestoßen ist, ist die: wenn doch einmal der Almanach zur Messe nicht fertig werden kann, soll ich dennoch den Druck so beschleunigen? Ich denke aber so: findet sich bei dem Druck ein Hinderniß, wodurch der Almanach dem Verleger theurer, oder dem Publikum minder gefällig wird, so eile ich nicht; im entgegengesetzten wahrscheinlicheren Fall aber beschleunige ich, so viel ich kann.

So eben war Unger bei mir. Er hat mir Proben gebracht, die ich Ihnen schicke, und Ihre Antwort erwarte. Dieser Brief nemlich kommt Mittwoch (2. September) bei Ihnen an. Sie können Freitag (4ten September) antworten, dann ist der Brief Montag (7ten September) hier. Schreiben Sie nur darauf: wird empfohlen, so empfange ich den Brief noch Montag durch einen Boten. Auch reite ich, wenn ich kann, Montag gleich her, und erwarte den Brief. Unter den Proben glaube ich zwar ist kaum eine Wahl. Die Lateinische nr. 1. ist meines Erachtens recht gut, und muß genommen werden. Die altdeutsche nr. 2. ist total häßlich. Die Ungerische — nun nr. 3. nicht anzurathen. Auf der Lateinischen ist in einer Note noch ein kleinerer Druck, der auch für die wenigen Noten des Almanachs gebraucht werden könnte. Für den Text wäre er wohl zu klein. Eine noch größere Lateinische Schrift wird mir Unger noch schicken, die ich auch beilegen werde. Das Format denke ich bleibt, wie in der Lateinischen Probe nr. 1., oder soll es kleiner seyn? Statt des Strichs in nr. 1. setze ich bloß die paginam.

[1]) Das Papier wird so seyn wie die Probe nr. 1. nur etwas besser.

Das in den Gedichten unterstrichene lasse ich cursiv drucken. Was Ihnen nicht so gefällt, oder auch mißfällt, schreiben Sie mir ja.

Ueber das Fertigwerden haben wir Folgendes abgemacht. Es sind bis zur letzten Meßwoche noch 6 Wochen.

In der ersten druckt er	1 Bogen,
in den nächsten 3	6 „
in den letzten 2 wegen der Epigramme und weil er dann freier ist	6 „
	13 Bogen.

So sehn Sie, wird der Almanach, wenn er 13 Bogen hat, doch nicht fertig, da noch Eine Woche zur Versendung übrigbleiben muß. Ich rechne indeß darauf daß er mir nicht 13 Bogen stark zu werden scheint, und daß mir Unger nicht, wie wohl sonst andre, mehr sondern weniger zu versprechen scheint. Unger meynt nun, es wäre dem Almanach vortheilhafter, nach der Messe zu kommen, sobald es nur bald wäre und er mehr noch einmal angekündigt würde. Er machte einzeln mehr Aufsehn. Vieweg hingegen äußerte neulich gelegentlich, daß man, wenn Almanache nicht zur Messe kämen, nur die Hälfte des Absatzes hätte. Letzteres halte ich übertrieben, aber Ungers Meynung scheint mir auch nicht wahr. Ungebunden sollte er doch so verkauft werden?

Da nun noch Eine Woche Zeit ist, bis Unger drucken kann und Sie die Schrift wählen; so habe ich auch Michaelis geschrieben:

1.) Er müsse bis 5. September selbst hier seyn, oder bestimmte Erklärung über alle Umstände des Drucks an mich oder Unger senden. Im entgegengesetzten Fall ließe ich den Druck angehn, und zwar so, wie Sie auf den Fall disponirt haben, daß er sich vom Almanach lossagte.

2.) Zugleich müsse er 55 Louisd'or und 12 Exemplarien des Buchs senden; sonst ließe ich den Druck auf Ihren Namen anfangen.

3.) kündigten Sie ihm auf, und böten noch einmal an, sich loszusagen.

Die Aufkündigung, so wie alle Ihre Schritte mit Michaelis billige ich völlig, und Sie müssen schlechterdings ihm den Almanach nicht lassen.

Eben schickt Unger noch Proben, die mir besser gefallen.

Nr. 4. ganz cursiv mehr curiositatis gratia, obgleich es mir eigentlich am besten gefällt.

Nr. 5. insofern es nicht cursiv ist, und ich es angestrichen. Ist gewiß hübscher als nr. 1. ich dächte auch nicht eben zu groß, doch könnte dieß leicht seyn. Ich bitte Sie nun sehr ja zu wählen und mich Montag nicht ohne Brief zu lassen. Denn bei diesen 3 lateinischen Proben wird mir die Wahl schwer, und ich warte auf jeden Fall. Michaelis habe ich die Proben gleichfalls geschickt, um recht honnet zu verfahren. Indeß versteht sichs, daß, wenn ich Ihre Meynung weiß, ich sie auch gegen ihn durchsetze.

Es fällt mir jetzt nichts mehr ein, und ich muß schließen.

Leben Sie herzlich wohl, innigst geliebtester Freund. Möchte ich erst bei Ihnen seyn! Es geht hier sehr übel. Meine Mutter ist kränker als je, und ich selbst ziemlich mismuthig. Ich sehne mich sehr bei Ihnen auszuruhn. Adieu. Tausend Grüße an Lolo. Adieu!

Humboldt.

Kann ich, im Fall Michaelis sich lossagt, ihm 35 Louisd'or (60 weniger 25) auszahlen?

---

20. Humboldt an Schiller.

Tegel, 31. August 95.

Ich danke Ihnen herzlich, liebster Freund, für Ihren letzten interessanten Brief. Unser jetzt so lebhafter Briefwechsel macht mir eine unendliche Freude und knüpft mich fast allein noch an eine intellectuelle Thätigkeit an; so leer ist es hier an Menschen, die nur irgend im raisonnirenden Gespräch Befriedigung ge-

währen könnten, und so mannigfaltig sind die Zerstreuungen, die mich vom einsamen Umgang mit mir selbst und der Li abhalten. Es hat uns sehr geschmerzt zu sehen, daß es mit Ihrer Gesundheit noch so gar nicht besser geht. Ich bewundre, daß es Ihnen möglich ist, dabei eine so schöne und fruchtbare Geistesstimmung zu bewahren, als Ihre Arbeiten durchaus verrathen. Auch die letzten haben mich sehr angenehm beschäftigt, und wenn, wie Sie einmal äußern, die Freundschaft sich in mein Urtheil einmischt, so geschieht es, ohne daß ich es selbst weiß. Ich weiß zu gut, daß ich mich überall in der Critik zu leicht zum Beifall hinreißen lasse, als daß ich mich nicht jedesmal mit Fleiß zu einer größeren Strenge stimmen sollte.

Die Ideale tragen das Gepräge der Stimmung an sich, in der sie, wie Sie mir schreiben, entstanden. Eine Wehmuth, die sich in Ruhe aufgelöst hat, ist über das Ganze verbreitet, und die glänzenden und lebendigen Gestalten, welche die erste Hälfte aufstellt, thun eine sehr gute Wirkung. Auch sind einzelne Stellen überaus glücklich. Dennoch hat dieß Gedicht, ich weiß noch selbst nicht recht warum, nicht ganz den Effect auf mich gemacht, als Ihre übrigen Stücke, und die Li hat mir dasselbe von sich gesagt. Ich bin es einzeln und sehr genau durchgegangen, und wüßte nichts, was ich, unbedeutende Kleinigkeiten abgerechnet, tadeln könnte. Auch die strengste Kritik muß gewiß gestehen, daß es ein sehr schönes Stück ist, und ebendieß sagt mir auch mein Gefühl. Nur vermisse ich die gedrängte Fülle, den Schwung, den raschen Gang, mit Einem Wort den eigenthümlichen Charakter, an dem ich auch unter lauter Meisterwerken doch Ihre Arbeit leicht erkennen würde. Freilich rührt dieß wohl von dem Gegenstand selbst her, und insofern dieß ganz der Fall ist, entspringt der Eindruck, den es auf uns machte, (wie auch sehr wohl möglich ist) aus einer einseitigen Beurtheilung. Nur ob jene Vorzüge auch mit diesem Stoff zu vereinen waren, darin bin ich zweifelhaft, und nur auf diese Möglichkeit gründet sich meine Kritik. Wie es da ist, scheint mir die Wirkung weniger auf seinen dichterischen Vorzügen, als auf dem Interesse zu beruhen, welches eine so menschliche und

das Gefühl ſo ſtark ergreifende Stimmung nothwendig mit ſich führt. Es hat unläugbar, wie auch der Eindruck auf Göthe beweiſt, etwas ſehr Rührendes, ich zweifle nur, ob dieß Rührende nicht auf eine zu überwiegende Weiſe aus dem Stoff, und weniger aus der Form entſpringt. Es hat einen ſo nahen Bezug auf Sie, die Empfindung iſt ſo ſchön und natürlich, der Ausdruck ſo wahr, daß meinem Herzen kein anderes Stück Ihrer Hand eigentlich ſo werth iſt. Auch unterſcheidet es ſich dadurch gar ſehr von Ihren übrigen. Ueberall iſt das Gefühl ſoviel ſichtbarer als die Phantaſie. Nur ob dieſer Eindruck ganz rein iſt, ob das Gefühl, ſo wie es der Kunſt eigen iſt, durch die reine Form, oder auf einem unmittelbarern Wege zugleich rege gemacht wird? das iſt die Frage, und wenn meine Kritik irgend gegründet iſt, ſo glaube ich, muß es hierin liegen. Ueber keines Ihrer Gedichte iſt mir das Urtheil ſo ſchwer geworden, und doch, wie ich ſelbſt fühle, ſo misrathen. Ich ſtehe in einem Streit mit mir ſelbſt, aber ich wollte Ihnen den Eindruck auf mich doch wenigſtens hiſtoriſch erzählen, wenn ich auch nicht davon Rechenſchaft zu geben wußte. Was Sie mir von Ihrem Aufenthalt in Stuttgard ſagen, beſtätigt meine eigne Erfahrung an Ihnen vollkommen, und hat mich darum doppelt gefreut. Gewiß iſt Ihre GeiſtesForm jetzt auf ewig beſtimmt. Ich weiß niemand, auf deſſen Unveränderlichkeit ich ſo feſt bauen möchte, als auf die Ihrige, aber es iſt noch mehr, als das. Bei jedem bringen Zeit und Umſtände etwas Aehnliches hervor; bei Ihnen hat ſich zu beiden der Wille geſellt, und darum iſt dieſe Erſcheinung in Ihnen ſo ganz aus Ihrem Charakter entſtanden, und ſo ganz auf ihn zurückwirkend. Auch glaubte ich immer ſeit Ihrer Zurückkunft nach Jena eine gewiſſe Aenderung an Ihnen zu bemerken. Alles Beßte von Sonſt fand ich wieder, und erhöht, aber außerdem eine ſo gleichmäßige, aus Ihrem ganzen Selbſt entſprungene Ruhe und Milde, daß beide außerdem daß ſie Ihre innre Zufriedenheit nothwendig erhöhen, einen unbeſchreiblich wohlthätigen Einfluß auf den Umgang mit Ihnen verbreiten. Denn gerade das ſchätze ich ſo ſehr, daß durch Ihre ernſte Wahrheitsliebe weder die Milde, noch durch

diese jene verliert. Die beiden letzten Strophen, und vorzüglich die letzte schildern auf eine überaus eigenthümliche Art Ihr Leben, und Ihre Individualität, diese fortwährende Geistesthätigkeit, die keiner Schwierigkeit erliegt, nie ermüdet, wie langsam auch der Fortschritt sey, und endlich immer zum Ziel gelangt. Zu den schönsten und in der That ganz gelungenen Stellen Ihres Gedichts möchte ich die beiden Strophen von: „Wie einst mit flehendem Verlangen u. s. w. an, und besonders die letzte Hälfte der hernach folgenden rechnen. Sehr dichterisch und mahlerisch ist auch die: „Wie leicht ward er dahin getragen u. s. w. Ein wenig hart ist mir der Vers: „Ein reißend bergab rollend Rad" vorgekommen; statt Minne hätte ich Liebe gewählt, das erstere scheint mir mehr spielend, als ernst, und dem Geist dieses Stücks weniger angemessen; für Beschäftigung hätte ich ein anderes Wort gewünscht. Ist es nicht zu prosaisch und schon Thätigkeit lebendiger und mehr poetisch? Freilich aber drückt das erstere Ihren Gedanken passender aus.

Natur und Schule liebe ich sehr. Da die so natürliche Frage schon an sich so oft aufgeworfen wird, und die Lage der Zeit selbst die Beantwortung noch nothwendiger macht, so kann es ihr auch an allgemeinem Interesse nicht fehlen, und die Antwort ist zu einfach, um nicht ohne Mühe verstanden zu werden. Es lag wahrscheinlich nicht in Ihrem Plan, sonst hätte ich gewünscht, Sie hätten die Idee weiter verfolgt, und wären auf die Fragen gekommen, ob die Dauer einer solchen natürlichen zweifellosen Unschuld wahrscheinlich oder nur möglich ist? was sie verbürgt? wozu eigentlich der Mensch als Mensch bestimmt ist? Die Behandlung wäre in einem Gedicht nicht leicht gewesen, hätte aber doch zu sehr poetischen, und schön gegen einander contrastirenden Gemählden Anlaß gegeben. Die Idee zu meinem kleinen Aufsatz über die Luise hat mich dieser Materie näher geführt. Die Trockenheit, die allerdings, wie Sie sagen, dem Stoff Ihres Gedichts eigen seyn mag, haben Sie ihm durch die Behandlung gänzlich genommen. Die Schilderung der Natur ist sehr schön und anziehend, und auch die finstere Schule mahlt

Ihre Hand der Phantasie in großen und prächtigen Bildern. Das Ganze paßt aber allerdings mehr für die Horen, als für den Almanach.

Der spielende Knabe ist überaus schön, so lieblich und zart, und so sehr charakteristisch. In der Ilias ist ein großer und sogar so historisch wahrer Gedanke sehr glücklich ausgedrückt, und ein sehr schönes Epigramm im griechischen Sinn ist das Wiegenkind. Bei diesen Ihren Kleinigkeiten ist mir die Vergleichung mit den ähnlichen Herderschen auffallend. So trefflich die letztern auch größtentheils sind, so vermisse ich doch etwas, das die Ihrigen auszeichnet. Fast nirgends ist der Gehalt so gediegen, die Diction so rund und kurz, das Ganze so stark und vollendet.

Heliopolis hat mir viel Vergnügen gemacht, und ich begreife nicht, wie Herder den Sinn so misverstehen konnte. Für mich liegt eine große und wichtige Wahrheit darin. Die Erfindung paßt sehr gut dazu, und die Erzählung ist sehr poetisch. Hätten Sie ihr, ohne zu großen Aufwand von Zeit und Mühe, noch den Reiz des Reims geben können, so hätte ich es freilich noch vorgezogen. Indeß dient selbst dieß zur Mannigfaltigkeit, die jetzt, dem Gehalt und der Form nach, unter Ihren Beiträgen sehr groß ist.

Was Sie über das Elegische Silbenmaaß sagen, finde ich vollkommen wahr, auch bin ich es sehr zufrieden, daß es Sie so anzieht, da diese Liebe solche Früchte trägt. Der Reim wird darum sein Recht an Ihnen nicht verlieren. Auch bei Ihnen liebe ich ihn doch nur vorzüglich in der lyrischen Gattung, und zu dieser ist die Stimmung, die ihn dann auch gewiß herbeiführt, doch seltner. Fast möchte ich, Sie machten noch einmal einen Versuch in den eigentlich lyrischen Silbenmaaßen, wie die Klopstockischen und Horazischen sind. Zwar lieb' ich sie im Deutschen gar nicht, aber nur, um Sie in allen Gattungen zu sehen. Um aber auf das Elegische Silbenmaaß zurückzukommen, so müssen Sie mir schon erlauben, mein Herz von einer pedantischen Sorge zu befreien, und Sie auf einige Kleinigkeiten aufmerksam zu machen. Mich dünkt, Sie sind, vorzüglich in Ihren

letzten Stücken, indeß doch hie und da auch in den früheren, theils in Rücksicht auf die Geltung der einzelnen Silben, theils im Bau des Hexameters, theils in der Vermeidung des Hiatus nicht streng genug gewesen. Mein Ohr ist bei weitem nicht geübt genug, als daß mir so kleine Flecken sonderlich anstößig seyn sollten, aber es giebt jetzt, vorzüglich seit der Vossischen Schule, eine Menge Menschen, die, wenn sie auch vielleicht nicht einmal Ohr haben, doch dieß affectiren, und wenigstens nur das haben. Diese lamentiren nun grausam, daß bloß Voß Hexameter machen könne, und ich weiß, was ich über die Elegien habe hören müssen. An sich wird sich nun freilich niemand an solche engbrüstige Menschen kehren, aber wenn sie in den Sachen Recht, und nur darin Unrecht haben, daß sie Kleinigkeiten zur Hauptsache machen, glaube ich, darf man sie doch nicht ganz verachten, wenigstens werden Sie es mir verzeihen, wenn ich Sie gern auch gegen den winzigsten Vorwurf gerechtfertigt wünschte. Um Ihnen an Beispielen zu zeigen, was ich meyne, ja aber nicht in der Absicht Sie zu einer so kleinlichen Correctur einzelner Verse zu bewegen, will ich einige Verse aus Ihren letzten Beiträgen kurz hersetzen:

Natur und Schule: v. 2. nächspricht der Ist doch, dünkt mich, hart, wenn gleich, ein mehrers im Folgenden, nach der bloßen Regel des Tons erlaubt.

— 5. mis | trauen, der Das relativum sollte doch wohl lang seyn, obgleich Voß es sehr oft kurz hat. Ebenso haben Sie es noch ein Paarmal in demselben Gedicht.

— 14. wandeln | will ich ihn | doch || ist dieses | einzige | Noth.

— 27. Gleich ver | ständlich für | alle | Welt war die u. s. f. Der trochaeus ohne Abschnitt an dieser Stelle macht, dünkt mich, den Vers sehr schleppend. Ich habe es ein Paarmal in Ihren Beiträgen gefunden.

— 29. Aber ach | jene | Zeit iſt nicht | wenn ich recht ſcandirt habe. Denn, was aber auch nicht gut iſt, man kann über die scansion zweifelhaft ſeyn.

— 31. Quelle tief.

— 33. Das O | rakel Denn das hat doch hier keine emphasis.

— pen. Aber | blind ge | winnſt du den | Kranz den wir | ſehend ver | fehlen Wir ſollte hier wohl Nachdruck haben.

Der ſpielende Knabe. v. 3. Liebend | halten der | Mutter | Arme dich | über dem | Abgrund Hat gar keinen der gewöhnlichen Abſchnitte.

Ilias: v. 3. Hat es doch | nur eine | einzige | Mutter und | trägt ihre | Züge Dieſen Vers möchte ich geändert. Das Stück iſt ſo klein und ſo ſchön.

Würden: v. 3. Welle entführt. Dieſer Hiatus hat mich gewundert; aber da das Stück von Ihrer eignen Hand geſchrieben iſt, habe ich nicht gewagt: Well' entführt zu ſetzen. Halten Sie jenes für flüſſiger und darum dem Sinn für angemeßner?

An einen Weltverbeſſerer: v. 5. Von der | Menſchheit ganz | recht von | der denke | groß denke | würdig ſcheint mir doch ein wenig zu hart.

Aber verzeihen Sie meine Kritteleien. Meine Absicht war bloß, Sie aufmerksam zu machen, da Sie diese Dinge so leicht über den höheren und so schön befriedigten Foderungen übersehen konnten.

Die Herderschen letzten Beiträge sind wieder recht sehr gut. Am besten gefällt mir die Harmonie der Welt, und Nacht und Tag. In dem Kind mit dem Schmetterling wünschte ich freilich den Hexameter

Warum setzest du Kind den | Schmetterling | auf den Schmetter | ling auf den | Altar

anders.

Kosegartens Schön Südselil hat mich wegen der beiden ersten Verse laut auflachen gemacht. Das Ganze ist eine furchtbare Composition. Aber in der Voraussetzung daß an diesen Dingen, als an fremden Volksliedern, etwas Historisch wahres liegt, lesen sie sich doch mit Interesse, und dienen dem Almanach zur Mannigfaltigkeit.

Die Farbengebung von Herder ist sehr zart und schön. Wenn nur im ersten Vers nicht das ganz Undeutsche: oftermalen wäre.

Meyer hat ja ordentlich viel geschickt.

(Verzeihen Sie ja dieß Unglück. Ich habe nicht Zeit noch alles umzuschreiben.)

Die Aendrungen habe ich gehörigen Orts vorgenommen; es hat mich sehr gefreut, daß Sie bei den 3 Stellen im Tanz meine Meynung gegründet gefunden haben. Alle Verbesserungen sind sehr gut, vorzüglich stehen die beiden neu hinzugekommenen Verse so an ihrer Stelle, daß ihnen gewiß niemand ihre spätere Geburt ansieht. Für die Ausmärzung der Mören dankt die Li besonders. Die Aendrung ist freilich noch nicht ganz glücklich. Nicht bloß daß Herrscherinnen nicht angenehm ist, so habe ich gegen Entrinnen noch mehr einzuwenden. Wehen steht hier mehr am Orte. Vorher war in den zwei Versen Ein Gegensatz: die Macht und der Zauber des Dichters. Jetzt außerdem der neue des Entrinnens oder Widerstehens, und beide sind nun, dünkt mich, zu eng zusammengeschoben. Ich werde mit

dem Einrücken dieses Stücks noch warten. Indeß kann ich mich noch nicht entschließen, es von der Spitze wegzunehmen, und gegen die mystische Parthenope (die gar nicht so sehr meine Liebschaft ist) auszutauschen; und Sie müssen mir dießmal meinen Ungehorsam schon nachsehen. Es ist wirklich weder Grille, noch bloße Vorliebe für dieß Stück. Schon sein Gegenstand führt es natürlich an die Spitze, und da jeder doch, eh' er blättert, das erste Stück liest, so ists gar nicht gleichgültig. Ich werde daher, wenn es möglich ist (sonst folge ich Ihrem Auftrag), mit dem Bogen B. anfangen lassen. Da alles arrangirt ist und seyn muß, so wird das wohl füglich angehn. Indeß ersuche ich Sie doch um baldige Nachricht, ob es so bleiben soll, oder wie ich ändern soll?

Aber dieß arrangement, lieber Freund, macht mir, seit der Absendung der Schriftproben an Sie, großen Kummer. Nachdem ich nun einen anschaulicheren Begriff des Formats habe, und damit Ihre Einrichtung vergleiche, so glaube ich zu finden, daß Sie an mehreren Stellen zu viel auf eine Seite gebracht haben. Die Parthenope führte ich schon neulich an. So sind auch die 3 letzten Strophen des Erlachs (24 Zeilen und 2 Intervalle) auf Eine Seite, vom Tanz 12 Verse (24. Zeilen) und so 24 Zeilen öfter. Dieß wird schwerlich angehn. Was mich nun eigentlich in Verlegenheit setzt, ist daß ich auf der einen Seite, da Sie dieß arrangement mit Mühe gemacht, und mir, darauf zu wachen, aufgetragen haben, Ihren Auftrag nicht überschreiten, auf der andern Seite aber doch auch nicht den Almanach durch eine alberne Pünktlichkeit (die mir bloß die Sache bequem macht) entstellen wollte. Da doch das Letztere Ihnen auch gewiß der wichtigere Gesichtspunkt ist, so werde ich, um nicht während des Drucks aufgehalten zu werden, in diesen Tagen mit dem Manuscript nach Berlin gehn, und eine Berathschlagung mit Unger, der so etwas gewiß versteht, veranstalten, und da denke ich, soll es doch noch ganz möglich seyn, Ihre Ordnung, wenn auch nicht (wie ich in der That nicht glaube) Ihre Seitenzahl beizubehalten. Denn 1.) werden manche Gedichte, wenn ich sie weiter aus einander drucken lasse, doch gerade mit einer Seite schließen.

So geht Parthenope, wenn ich 2 Strophen drucken lasse, gerade auf 7 Seiten auf, da es bei Ihnen 5 einnimmt. 2.) kann ich mir durch die mir unterzustecken aufgetragenen, und herauszulassen erlaubten Stücke noch helfen. Sagen Sie mir doch aber, lieber Freund, mit nächstem Posttag über diesen ganzen Punkt noch einmal Ihre bestimmteste Meynung. Es ist sonst eine peinliche Sache, da ich doch nur allein Ihren Willen zu erfüllen wünschte.

Natur und Schule lege ich bis auf weitere Nachricht zurück. Das Kind in der Wiege habe ich, da es doppelt eingerückt war, einmal ausstreichen müssen. Den spielenden Knaben und die Ilias unterzubringen, warte ich noch die 3 andern Kleinigkeiten, von denen Ihr letzter Brief spricht, die Sie aber wohl beizulegen vergessen haben, und meine Berathschlagung mit Unger ab. Noch bitte ich Sie, mir zu sagen, ob ich die mir angezeigten Stücke auf jeden Fall, oder nur insofern auslassen soll, als sie durch die eingeschobenen verdrängt, oder für eine etwanige nothwendige Aenderung des arrangements lästig werden. Weißhuhns Epigramme mißfallen mir sämmtlich. Sollten Sie doch Eins erhalten wollen, so zeigen Sie es mir ja an. Sonst benutze ich Ihre Erlaubniß und tilge seines Dichternamens Gedächtniß, er müßte denn für den Platz brauchbar seyn.

Mehr wüßte ich für heute nicht über den Almanach. Michaelis — altum silentium!

Ich billige es gar sehr, daß Sie auf den Almanach bedacht sind, und Ihrer poetischen Stimmung folgen. Aber werden Sie doch ja für die Horen nicht muthlos. Vermeiden Sie Aufsätze im Schlage der meinigen und des Fichtischen, sorgen Sie, soviel es geht, für leichte (wärs auch manchmal lose) Waare, und die Horen gehn gewiß recht gut. Trotz aller widersprechenden Urtheile höre ich doch allgemein, daß die letzten Stücke mit größerm Vergnügen gelesen worden sind, und was wird mehr erfodert? Göthens noch in diesem Jahr zu erwartende Beiträge sind, den Titeln nach zu urtheilen, auch wenn der Faust nicht kommt, doch immer sehr brauchbar. Der

Herderſche jetzige wird auch intereſſiren, und ganz müßig für die Horen ſind Sie ja gewiß ebenſowenig im Reſt des Jahrs als jetzt, wo Sie ja das trefliche Reich der Schatten und Natur und Schule geliefert haben. Iſt Ihnen ſchon die Recenſion der 4 erſten Horenſtücke im neueſten Bande der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften zu Geſichte gekommen? Ich dächte doch, ſonſt lieferte ich Ihnen Auszüge. Aber man muß es ganz leſen. Von wem auch dieß ſaubre Produkt herrühren mag, ſo iſt es immer ein elendes Machwerk, ohne Philoſophie und mit einem kleinlichen einſeitigen Geſchmack, nüchtern, wie die ganze Biblio- thek, und wie Jacobi ſagen würde, recht philiſtermäßig. Ich bin indeß ſehr gut davon gekommen. Denn außerdem daß ich durch eine ordentliche assignation an alle duretaeten angewieſen werde, die Ihnen geſagt ſind, ſo iſt doch eben keine eigne Zu- gabe für mich allein. Von manchem begreift man gar nicht, ob es Ironie oder was ſonſt iſt?

Ueber die Correctur des Almanachs wollte ich Ihnen noch ſagen, daß ich ſchon mit Unger verabredet habe, ja recht genau dafür zu ſorgen. Für die Buchſtabengenauigkeit will Unger ſelbſt ſtehn. Für das etwa vorfallende Schwierigere hat er einen ge- wiſſen Müchler (ſelbſt einen Dichter) vorgeſchlagen. Ich kann nicht füglich eine Correctur übernehmen, theils weil ich nicht einmal Uebung darin beſitze, theils weil die Entfernung doch den Druck aufhalten würde. Indeß will ich doch jeden Bogen nach dem Druck durchſehn, und mit Unger wo möglich ab- machen, daß er, wenn ſich ein ſinnentſtellender Druckfehler ein- ſchleichen ſollte, an dem das Manuſcript nicht Schuld iſt, den Bogen unentgeldlich umdrucken, oder doch ein carton hinein legen muß. Das Manuſcript habe ich noch Einmal genau durch- geſehen, und auch, ſoviel ich bemerkte, für die Uebereinſtimmung der Orthographie geſorgt. Hiebei habe ich mir auch in Ihrer eignen Handſchrift zu ändern erlaubt, wo Ihnen Ungleichheiten entſchlüpft waren, da ich hierin Ihrer Einwilligung verſichert war.

Den Meiſter (das Ende des 5ten und das 6te Buch bis auf ein noch fehlendes Stück) hat mir Unger mitgetheilt, aber leider nur auf ſo kurze Zeit, wegen der Eile mit dem Druck, daß ich

es bloß Einmal und flüchtig habe lesen können. Das 5te Buch ist sehr interessant und ganz im Geiste seiner Vorgänger. Indeß ist der Knoten mit der Person, in deren Armen Meister sich fühlte, doch noch mehr bloß zerhauen, als es, dünkt mich, sogar fürs erste noch erlaubt war. Meisters Einschlafen ist nicht natürlich. Für das 6te Buch war dem armen Unger etwas bang. Ich habe ihn getröstet. Ich hätte gern die Winke, die Ihre Briefe mir geben, mehr benutzt um es genauer zu prüfen, aber die Zeit war zu kurz. Mich hat das Ganze doch sehr interessirt. Der Gang der religiösen Meynungen in dieser Person ist mit großer Treue und Natur geschildert, und Göthe hat eine große Bekanntschaft auch mit dieser Seite der menschlichen Seele darin bewiesen. Vorzüglich ist die Wahrheit, daß die Empfindungsweise überhaupt die Religiosität und ihre Modificationen, und nicht diese jene bestimmt, auf eine im ganzen Gange der Geschichte doch sehr einleuchtende und auf eine so individuelle Art gezeigt, daß sie dadurch gewissermaaßen neu erscheint. Einige Stellen schienen mir tiefe psychologische Blicke zu verrathen, und ich hätte sie gern genauer untersucht, so z. B. den Uebergang zu einer größeren religiösen Aengstlichkeit durch den ersten Umgang mit Philo, gleichsam die Offenbarung dessen, was Glaube sey, beim Knien am Crucifix u. s. w. Auf der andern Seite ist aber dennoch die Erzählung mit unter sehr schleppend, und vieles wird altfränkisch und kleinbürgerlich genannt werden, und ist es auch zum Theil wirklich, was noch mehr darum auffällt, weil die Scene die große . . . .

---

21. Schiller an Humboldt.

Jena den 7. September 95.

Zuerst von unsern Geschäften, theurer Freund, weil ich nicht weiß, wieviel Zeit ich zum Schreiben finde. Ich hoffe, mein letzter Brief ist zu rechter Zeit und noch frühe genug angelangt, ehe Sie zu dem Druck des Almanachs eine ernsthafte Anstalt haben machen lassen. Er bleibt also liegen, und sollte

Michaelis sich in dieser Zeit der Sache noch nicht angenommen haben, so sind Sie so gütig mir das ganze Manuscript mit umlaufender Post zurückzusenden. Ich kann, da mir Michaelis auf mein höchst dringendes Schreiben noch nicht geantwortet, und die DebutZeit eines Almanachs verstrichen ist, mein Verhältniß mit ihm für aufgehoben erklären, und erwarte bloß Ihre Antwort auf den heutigen Brief, um hier an Göpferdt und Niethammer 35 Louisdors zu bezahlen. Von meinen Gedichten habe ich schon, außer dem Verschleierten Bild und Natur und Schule, den philosophischen Egoisten, den Weltverbesserer, die Antike, die Ilias und Weißheit und Klugheit, das Höchste, für das 9te Stück der Horen an Cotta abgesendet. Sollte, wider alles Vermuthen, der Almanach noch zu Stande gekommen seyn, so kann ich diese kleine Lücke bald wieder füllen. Das Neunte Stück der Horen hat jetzt 16 Artikel, und wird dadurch viel Aufsehen erregen.

Käme der Almanach zu Stande, so hätten Sie Sich an meine Eintheilung nicht so strenge zu binden, und es wäre ja doch endlich baarer Gewinn, wenn die 12 Bogen mit weniger Manuscript schon voll würden. Hierinn hätten Sie also von meiner Seite alle Freyheit, und da mich in der Mischung der Stücke bloß die Rücksicht auf Varietät leitete, nach welcher auch Sie verfahren würden, so sind Sie auch in diesem Stücke nicht eingeschränkt, Aenderungen vorzunehmen, die das übrige Arrangement allenfalls nöthig machen könnte. Die ausgemerzten Stücke müßten auf jeden Fall wegbleiben, und also Weißhuhn noch einmal sterben.

Die zum Complettieren bestimmten Stücke behalte ich, bey der ganz dubiösen Lage, noch hier, bloß das einzige Göthische Stück, welches gerade abgeschrieben ist, und den Beschluß der Epigramme sende ich mit. In dem 28 Epigramm setzen Sie statt unverständig, unbeständig.

Meine Absicht ist, wenn ich den Almanach zurückerhalte, und Herder und Göthe nichts dagegen haben, unserer drey sämmtliche Beyträge in den 3 letzten Horenstücken zu vertheilen, welche immer noch prosaische Aufsätze genug enthalten werden,

weil alle unserer 3 Gedichte zusammen doch nicht über 8 Bogen in den Horen einnehmen können.

Pegasus werde ich doch noch da schließen, wo das Pferd mit Apoll in die Lüfte geht. In der Würde der Frauen ändere ich noch die 2 vorlezten Verse der ersten Strophe, die theils ungeschickt theils für die Exposition des Ganzen zu leer sind.

Wie danke ich Ihnen, daß Sie mir in Rücksicht auf die Hexameter und Pentameter das Gewissen schärften. Ihre Bemerkungen sind gegründet, und es ist mir unmöglich, etwas unvollkommen zu lassen, solange Ich es noch besser machen kann. Unglücklicher Weise habe ich Natur und Schule schon den vorigen Posttag abgeschickt, habe aber doch das nöthige geändert und sende es heute an Cotta nach, wenn es etwa noch Zeit wäre. An den andern Stücken versteht sich, daß ich das fehlerhafte noch verbessere. Die erste Härte in Natur und Schule hatte ich schon in dem ersten Manuscript an Cotta verbessert, so wie ich überhaupt am Ende noch einige nöthige Disticha eingeschoben.

In der Ilias heißt es jetzt:

des vollendeten ew'gen Werks.
Hat es doch | Eine | Mutter | nur, und die | Züge der | Mutter,
Deine unsterblichen etc.

Im Weltverbesserer:

Von der | Menschheit — du | kannst von | ihr nie | groß genug denken,

In Weißheit und Klugheit:

statt die Verzagte, die Kurzsichtige,

Im Egoisten:

Hast du eine Mutter gesehn wenn sie Schlummer dem Kinde

Eine ist hier besser als die. Auch war das Sie in der ersten Lesart lang gebraucht.

In den Würden so wie überhaupt in allen andern, wo es noch noth thut, werde ich noch helfen. Zwey neue Epigramme habe ich auch noch gemacht, die in dem 9ten Horenstück erscheinen.

An Körner sende ich heute das Reich der Schatten mit den

noch übrigen Gedichten. Was er zu der ersten Lieferung meynt, ersehen Sie hier aus seinem Brief. Mich amüsiert der sonderbare Widerspruch zwischen euch vier Kunstrichtern, Göthen, Sie, Körner und Herder. Jeder hat einen andern Liebling unter meinen Stücken, Göthe die Ideale, Körner Natur und Schule, Sie die Macht des Gesanges (das Reich der Schatten rechne ich hier nicht) und Herder den Tanz. Am größten aber scheint mir der Widerspruch zwischen Körner und Ihnen, und auch am wichtigsten. Ihnen sind die 4 ersten Strophen der Macht des Gesanges (wie auch gewiß wahr ist) die beßten, Körnern stören sie den Genuß der lezten. Ihm gefällt der Pegasus nur biß zum Apollo, Ihnen gefällt er von da an mehr. Körnern mißfällt der Schluß der Ideale, der schlechterdings nicht anders seyn dürfte, Ihnen ist er vorzüglich lieb.

Was Sie über die Ideale urtheilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, ist sehr wahr, aber es wunderte mich, daß Sie es mir als Fehler anmerken. Die Ideale sind ein klagendes Gedicht, wo eigentliche Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle seyn würde. Auch kenne ich unter Alten und Neuen aus diesem Genre nichts, dem Sie nicht eben diesen Vorwurf machen könnten. Die Klage ist ihrer Natur nach wortreich und hat immer etwas erschlaffendes, denn die Kraft kann ja nicht klagen. Ueberhaupt ist dieses Gedicht gerade mehr als ein Naturlaut (wie Herder es nennen würde) und als eine Stimme des Schmerzens, der kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu subjectiv[1]) wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabey ein Bedürfniß, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art von innerm Ueberfluß getrieben dem Schöpfungsdrange nachgiebt. Die Empfindung aus der es entsprang, theilt es auch mit und auf mehr macht es, seinem Geschlecht nach, nicht Anspruch. Indessen begreife ich wohl, daß es auf Sie diese Wirkung haben mußte, weil Ihre Tendenz mehr auf das energische und den Gedanken als auf das rührende

[1]) individuell.

geht; nur hätte ich geglaubt, daß, nachdem Sie dieser Wirkung nachgedacht, Sie den Grund in der Gattung selbst finden würden. Mehr wunderte mich, daß es auf die Li seiner Wirkung verfehlte; weil es doch zur Empfindung spricht.

Auch von Körnern begreife ich nicht recht, daß ihm entgangen ist, warum ich dieses Gedicht matt schließe. Es ist das treue Bild des menschlichen Lebens, der Rhein der bey Leiden im Sande verloren geht. Mit diesem Gefühl der ruhigen Einschränkung wollte ich meinen Leser entlassen.

Ob ich gleich mit Ihnen einig bin, diesem Gedicht mehr eine materielle als formelle Kraft zuzugestehen, so ist doch etwas darinn, was es dichterischer macht als alle übrigen. Vielleicht und vermuthlich aus demselben Grunde, woraus wir beyde es erklären, daß die Frauenform der Schönheit näher kommt als die Männliche; weil ceteris paribus das materielle und passive Element der Schönheit vorzugsweise ihr eigen ist, und man die Auflösung weniger als die anspannende Thätigkeit dabey missen kann.

Das Reich der Schatten ausgenommen, ist mir Natur und Schule unter meinen Gedichten das liebste. Was Sie in diesem Gedichte noch ausgeführt gewünscht hätten, würde es dem Philosophen zwar befriedigender machen, aber seine einfache Form zerstören, und auch den poetischen Zweck beeinträchtigen. Die Auflösung soll durch das Herz aber nicht durch den Verstand verrichtet werden; die Betrachtung daß der Mensch sich von der Natur entfernen mußte, kann nie verhindern, daß der Verlust jenes reinen Zustandes nicht schmerzt, und nur an diesen hält sich der Poet. Ich weiß nicht, ob ich mich hier deutlich genug mache, aber das fühle ich daß ein jedes andres Denouement durch den Verstand den ganzen Geist des Gedichts würde verändert haben.

Ich fürchte wir werden uns in der Materie, die wir beyde jetzt behandeln, einander ins Gehege kommen: was Sie bey Gelegenheit jener Anmerkung über Natur und Schule von Ihrem Aufsatze schreiben erinnert mich daran. Ich bin gerade jetzt bey meinem Aufsatz übers Naive, wo ich von dem Gegensatz zwischen Einfalt der Natur und zwischen Cultur viel zu reden habe.

Dieser Aufsatz interessiert mich sehr, und da ich mir zum Gesetz gemacht, ihn mit mehr Freyheit und Leichtigkeit zu behandeln als meine aesthetischen Briefe, so nehme ich manches aus der Erfahrung mit, was ich sonst der strengen Form würde aufgeopfert haben. Ueber alte und neue Dichter werde ich manches bemerken. An die specielle Zergliederung des Naiven komme ich aber erst in dem 2ten Theil des Aufsatzes. Der erste handelt nur von dem Interesse an der Natur überhaupt.

Ueber Ihre Bemerkungen das Reich der Schatten betreffend habe ich Ihnen neulich schon schreiben wollen, aber die Michaelischen Sachen machten mir eine Diversion. Das was Sie an der Strophe vom Sittengesetz tadeln ist gar nicht ohne Grund, wenigstens vergleichungsweise mit den 3 andern Strophen läßt diese den Gedanken etwas zweydeutig. Anfangs hieß es:

Aber laßt die Wirklichkeit zurücke,
Reißt euch los vom Augenblicke etc.

Aber dieses fand ich zu prosaisch, und auch nicht anschaulich genug. Mir däucht daß die Freyheit der Gedanken doch weit mehr auf das aesthetische als auf das rein moralische hinweiset. Dieses wird durch den Begriff rein und jenes durch den Begriff frey vorzugsweise bezeichnet. Die vier lezten Zeilen dieser Strophe waren schon vorher von mir geändert worden, und diese Veränderung steht auch schon in dem zum Druck abgeschickten Exemplar. Vielleicht hätten Sie weniger gegen die Strophe eingewendet, wenn Sie jene Veränderung gleich mit bekommen hätten. Sie heißt:

— und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Strahlenscheibe statt Strahlenkugel ist kein Versehen sondern eine Betrügerey von mir. Wenn Sie acht geben, so werden Sie finden, daß in dieser Stelle zwey ganz verschiedene Sachen als Eine vorgestellt werden. Die Phasen des Mondes

und dann seine nothwendige Verfinsterung auf der Mitternachtseite, die auch beym Vollmond ist.

Hätte ich also gesagt: wird die Strahlenkugel niemals voll? so hätte ich nicht von seinen Hörnern sprechen können; ich hätte sagen müssen. Wenn des Mondes Eine Halbkugel beleuchtet wird, muß die andre Halbkugel Nacht seyn? Aber da quälte mich der Reim zu sehr, und ich half mir durch einen Kniff, der freylich nicht der feinste ist.

Eignet auf diese Art gebraucht hat Lessings Autorität für sich. Im Nathan sagt er. Was ist das für ein Gott der einem Menschen eignet?

Warum strichen Sie den Reim zwischen Sclave und Schlafe, Nerve und Unterwerfe an? Ich kenne in der Aussprache keine Verschiedenheit und für das Auge braucht der Reim nicht zu seyn. Einen wirklich unächten Reim Gott und Gebot haben Sie begnadigt: dieser ist aber auch herausgeworfen.

Umarmt' den Leuen ist absichtlich. Man kann dem Herkules die Arbeit nicht zu hart machen.

Die Elisionen des i in willigen, acherontischen etc. sind freylich fatal, aber da sich alle Reimer von Anbeginn derselben bedienen, so erlaubte ich mirs auch.

In Sarbievius Flüchtiger Freude setzen Sie:

O meine Leyer etc.

Jetzt wüßte ich nichts mehr, Sachen und Geschäfte betreffend. Höchst ungeduldig bin ich zu erfahren, wie es mit dem Almanach endlich entschieden ist.

Göthe ist noch in Ilmenau, wird aber jeden Tag in Weimar erwartet.

Ich habe wieder einen neuen höchst erbärmlichen Aufsatz von einem Professor Goeß aus Ansbach erhalten. Es scheint daß unsre Horen als der AusführungsCanal aller litterarischen Eruditäten betrachtet werden. Dieser Aufsatz enthält eine Uebersicht dessen, was die Deutschen seit einigen Decennien in der Gelehrsamkeit gethan. Man findet darinn eine prächtige Zusammenstellung von Leuten, z. B. die ehrwürdigen Nahmen eines

Campe, Trapp, Greiling und Heusinger in der Paedagogik; in dem lyrischen Fache bin ich mit Kosegarten, in der Aesthetik zwischen Blankenburg und Eschenburg, im Drama Klinger, Göthe, Schiller, Kotzebue, Großmann und dergleichen. In der Politik sind Sie auch genannt.

Aber was halte ich Sie mit solchen Sachen auf. Leben Sie wohl mit der guten Li, bleiben Sie gesund und heiter und sorgen Sie ja, daß Sie auf den bestimmten Termin wieder abreisen können. Sch.

---

22. Humboldt an Schiller.

Berlin, 8. September 1795.

Es ist mir mit meinem Schreiben an den letzten Posttagen sehr unglücklich ergangen, lieber Freund. Gestern wollte ich Ihnen recht ausführlich von allem, was hier vorgegangen, Nachricht geben, und zum Unglück ließ sich der Kronprinz mit seiner Frau und allen seinen Geschwistern bei meiner Mutter in Tegel zum Mittag melden, so daß ich den ganzen Tag verlor. Heute bin ich in Ihren Angelegenheiten hier, und habe nur soviel Zeit, Ihnen drei Worte über den Almanach zu sagen.

Michaelis ist hier, und alles hat sich nun aufgeklärt. Er ist in der That, wie ich genau auch durch andere weiß, ganz unschuldig, und nur selbst betrogen. Er mußte nemlich auf einige Monate verreisen. Indeß übertrug er seine Geschäfte einem Menschen in Strelitz, der Antheil an seiner Handlung haben sollte, den ich selbst recht gut kenne und dem ich in Geld- und andern Geschäften vollkommen getraut haben würde. Den Abend vor seiner Abreise gab er 1000 Thaler unter der adresse des David Friedländers (meines genauen Bekannten) hieher auf die Post, und reiste am folgenden Tag ab. Diese 1000 Thaler sollte Friedländer hier weiter und unter anderm auch nach Jena vertheilen. Als er eben fort, und die Post noch nicht abgegangen ist, nimmt dieser Mensch gegen den Postschein, der in seiner Hand war, die 1000 Thaler zurück, und verschwendet sie. Allein

dieß ist nicht genug. Alle Briefe, die an Michaelis einlaufen, hält er zurück und schreibt Michaelis immer, daß nichts angekommen sey. Michaelis hat mir selbst Briefe von Niethammer und Göpfert vom Junius gezeigt, die noch unerbrochen sind. Ebenso behält er auch alle Briefe zurück, die Michaelis ihm zur weitern Besorgung übermacht. So hat Michaelis namentlich indeß an Sie und Unger geschrieben. Solange nun Michaelis abwesend war, wußte er von diesem allem kein Wort, glaubte, daß das Geld abgegangen sey, daß Sie alle seine Briefe hätten, und daß Sie ihm Antwort schuldig wären. Dieß Letztere will er auch gegen Schlegel in Braunschweig geäußert haben. Wie er zurückkommt sieht und erfährt er nun alles, und ist jetzt in der größesten Verlegenheit, ob er gleich seinen Geldschaden ziemlich gedeckt hat. Daß alles sich buchstäblich so verhält, weiß ich auf eine Art, die in mir den kleinsten Zweifel entfernt. Ihnen die Gründe meines Glaubens anzugeben, würde mich zu weit führen. Er selbst wird Ihnen heute schreiben.

Dieser Umstände ungeachtet, habe ich dennoch Ihre Aufträge pünktlich erfüllt. Er will den Almanach auch für dieß Jahr behalten, und hat mit Unger seinen Contract geschlossen. Mir hat er eine Anweisung auf 55 Friedrichsd'or an Friedländer gegeben, die dieser acceptiren wird, wie er mir selbst gesagt hat, und die ich eben zur acceptation an ihn schicke. Die Exemplarien hat er mir nicht unmittelbar einhändigen können. Er hat nemlich 12 Exemplare auf Holländischem Papier eingepackt und eben jenem Betrüger zu besorgen aufgegeben. Dieß ist nun nicht geschehn, und er hat das Paket noch nicht auffinden können, wird aber, wie er verspricht, auch dieß binnen 8 Tagen besorgen. Da der Mensch so in der That zu beklagen ist, so mochte ich deshalb nicht Weitläuftigkeiten machen, und habe ihm nun den Almanach eingehändigt.

Was nun diesen betrifft, so hätte Unger so am nächsten Sonnabend (13ten) nicht anfangen können, wie sich jetzt ausweist, und da nun auch noch nicht Ihr Brief und Ihre Entscheidung über die Schriftproben eingekommen ist, so warte ich noch bis Montag (15ten) mit dem Druck. Käme auch nächsten

Freitag kein Brief von Ihnen, so werde ich den Druck mit der lateinischen Schrift anfangen lassen, von der ich Ihnen ein ganzes Blatt geschickt, die auch darum um so besser ist, als Unger ganz neue Lettern derselben hat. Da ich mich neulich für diese erklärt habe, so sehe ich dann Ihr Stillschweigen für Beifall an.

Sehr gut wäre es, wenn Freitag der Rest des Almanachs käme. Wenn man seine ganze Stärke wüßte, könnte man danach beurtheilen, ob man etwas weniger Räume, Intervalle und dergleichen lassen dürfte, oder nicht. Jetzt habe ich 77 folio d. i. 154 Seiten. Rechne ich, daß der Druck mehr Seiten einnimmt, so können es wohl 8 Bogen seyn. Der Kalender nimmt $1\frac{1}{2}$ ein, und mit diesem hätte Michaelis ihn gern zu 13 bis 14 Bogen.

Musikalien hat Reichardt geschickt.

Die Würde der Frauen (die ein göttliches Stück ist, für die wir innigst danken) werde ich weiter vorsetzen. Die Kleinigkeiten, wie Sie es nennen, von Ihnen unterstecken. Aber Sie haben 3 weitere Stücke fremder Verfasser mitgeschickt: Mathilde, die Treue und noch Eins. Unter diesen stehn keine Namen, und ich muß mir diese noch ausbitten, oder Nachricht, ob ich sie mit Buchstaben bezeichnen soll? Eins schreiben Sie ist von Woltmann. Ich vermuthe die Treue. Gleichfalls erbitte ich mir ja bald Nachricht über die flüchtige Freude nach Sarbievius, und das Lieblingsörtchen der Mereau, die ich so wie Ihr Heliopolis zurückgelegt habe.

Michaelis wird Sie bitten, ihm den Almanach noch zu lassen. Er hat auch mich gebeten, ein Wort für ihn einzulegen. Ich habe ihm aber bloß versprochen, Ihnen meine Ueberzeugung seiner Unschuld zu melden. Ich rathe: Sie lassen ihn ihm nicht, und sagen, was auch wahr ist, daß Sie schon andre Verbindungen eingegangen sind. Er ist einmal, ob er gleich hier unschuldig ist, kein angenehmer Mensch, und Sie werden ihn so gut los, da Sie so der Zufall scheidet. Auch habe ich dieß vorbereitet.

Von Niethammer bekomme ich eben einen fulminanten Brief

gegen ihn. Haben Sie die Güte, ihn von diesen Umständen zu unterrichten, und ihn zu bitten, daß er keinen Schritt eher thue, bis er weitere Nachricht von Michaelis oder mir bekommen. Ich bin überzeugt, Michaelis bezahlt jetzt.

Ich muß eben ausgehen, theurer Freund. Tausendmal Adieu. Mit nächster Post ausführlich.

Ihr

Humboldt.

In großer Eil.

23. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 11. September 95.

Ihre beiden letzten Briefe, theurer Freund, so liebevoll sie auch für mich waren, schienen mir in einer mismüthigen Stimmung geschrieben, und es hat mir innig weh gethan, daß Sie in Ihrem innern ruhigen und frohen Daseyn doch so manchmal gestört werden müssen. Daß zu den Ursachen, die dieß Letztere bewirken, der Almanach mitgehört, fühle ich freilich nur zu lebhaft, da ich weiß, wieviel Sorge er mir sogar von Posttag zu Posttag bereitet. Indeß bitte ich Sie doch recht herzlich und recht ernstlich, weder für ihn, noch die Horen besorgt zu seyn. Beide entreprisen gehen gewiß, sobald nur ausharrende Geduld daran gesetzt wird. Dem Almanach kann es auf keine Weise fehlen. Würde er jetzt auch noch schlechter vom Verleger behandelt, so kann ihm das nicht viel schaden. Das Innere ist treflich, an dem Aeußeren soll, vorzüglich wenn Sie mir erlauben, Ungern etwas freie Hand zu lassen, auch nichts fehlen. Woher sollte nun ein Vorurtheil gegen ihn entstehen? Alles was zu fürchten ist, ist, dünkt mich, ein minderer Absatz in diesem Jahr (dieß fällt auf Michaelis) und daß, als Folge hievon, ein weniger allgemeines Gerede sogleich von ihm entsteht. Denn nach einigen Monaten richtet sich das Gerede doch immer weniger nach der Menge der Kaufenden, als nach dem Eindruck, den das Product macht, wie die Horen deutlich bewiesen. Die Horen selbst halte zwar auch ich für mißlicher.

Aber ich sagte Ihnen schon neulich, daß die letzteren Stücke wenigstens hier herum begieriger gelesen worden sind. Das achte hat wieder sehr gefallen, wie mir unter andern auch Meyer (dessen Leidenschaft es nicht ist, jemandem etwas Angenehmes zu sagen) geäußert. Auf das 9te rechne ich außerordentlich. Rissen aber auch alle Stricke, so müßten nach meinem Rath die Horen doch fortgehn, und die einzige Abänderung, die geschehn müßte, wäre, daß man sie unvermerkt vor den Augen des Publikums selbst zu einem gewöhnlichen Journale herabsetzte. Es wäre doch äußerst sonderbar, wenn Sie das nicht gleich gut mit jedem Schriftsteller souteniren könnten, und das Ungewöhnliche bei den Horen ist bloß das Honorar. Dieß müßte nun bei Ihnen, Göthe und Herder zwar bleiben. Wenn Sie aber die übrigen Mitarbeiter, was sehr füglich angeht, heruntersetzten, und von Göthe, wenn er bloß so wenig beliebte Dinge gäbe, als die Unterhaltungen bisher waren, weniger aufnähmen, so wäre dadurch schon genug für Cotta erspart. Ueberhaupt aber kommt alles auf das Fortgehn des Journals an, soviel ich einsehe. Wird ein Journal alt, so hält es sich von selbst. Bis dahin muß sich jedes durchkämpfen.

Möchte ich nur erst wieder bei Ihnen seyn, mein liebster Freund! Mündlich und gesellschaftlich macht sich so vieles leicht ab, das allein einem schwer und verdrießlich aufliegt und lästig ist, schriftlich zu discussiren. Ich rechne noch immer den 1sten October von hier abzugehen, und rechne es jetzt fast gewisser, als vor einigen Wochen, obgleich ich Ihnen nicht von meinen Besorgnissen schreiben mochte. Im Ganzen ist aber meine Lage hier freilich sehr peinlich, sobald ich ans Weggehen denke. Meine arme Mutter hat (wie ich Ihnen mündlich genauer sagen werde) ein völlig unheilbares und von Zeit zu Zeit wenigstens sehr schmerzhaftes Uebel. Dieß haben wir erst, da es vorher nicht sonderlich schlimm war, bei unserer dießmaligen Ankunft erfahren. Sie ist außerdem schwächlich und war immer kränklich. Alle Aerzte, deren jetzt mehrere befragt werden, sagen daher, daß es auf keine Weise zu berechnen sey, wie lange sich dieß Uebel noch hinhalten könne, ohne alle Kräfte aufzuzehren. Alle

kommen aber darin überein, daß es schwerlich über 2, 3 Jahre währen könne. Sie selbst glaubt sehr fest den nächsten Winter zu sterben. Unsere Anwesenheit, vorzüglich die Zerstreuung mit den Kindern hat ihr diese Monate über erstaunlich aufgeholfen. Es ist sehr sicher, daß unsere Abreise, vorzüglich da sie an sich zur Schwermuth geneigt ist, und ihre Stimmung einen großen Einfluß auf ihren Körper ausübt, sie wenigstens auf eine Zeitlang zurücksetzen wird. So, lieber Freund, stehen die Sachen. Das Beßte, und auch wieder Schlimme ist, daß sie zu viel Discretion besitzt, um auch nur den Wunsch längern Bleibens zu äußern. Wir können also wenigstens, ohne Erklärung, scheiden. Vor 14 Tagen war sie sehr schlimm, und ich zweifelte an der Möglichkeit, ohne eignen Vorwurf und Undelikatesse gehn zu können. Jetzt ists besser, aber freilich kann das mit jedem Tage plötzlich anders werden.

Verzeihen Sie meine Ausführlichkeit, lieber Schiller. Aber ich kann es nicht läugnen, daß dieß Familienverhältniß, und der Anblick von fortwährendem Leiden und Unbehagen mich die ganze Zeit meines hiesigen Aufenthalts über sehr niedergeschlagen hat, und ich kenne Ihre Freundschaft, die mich zur Offenheit berechtigt.

Ihre Briefe sind mir eine große Erquickung gewesen, und sind es noch jedesmal. Sie haben mit den kleinen Aufträgen, die sie enthielten, und mit Ihren Centaurischen Briefen (die ich jetzt mehrere male wiedergelesen) und Ihren Gedichten den größesten Theil meiner sparsamen Muße ausgefüllt. Die Würde der Frauen hat einen sehr schönen Eindruck auf uns beide gemacht. Mir war es ein in der That unbeschreibliches Gefühl, Dinge, über die ich so oft gedacht habe, die vielleicht noch mehr, als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem ganzen Wesen verwebt sind, in einer so schönen und angemeßnen Diktion ausgeprägt zu finden. Was man so denkt und prosaisch hinschreibt ist doch nur so ein Hin und Herschwatzen, etwas so Todtes und Kraftloses, vorzüglich etwas so Unbestimmtes und Ungeschlossenes; Vollendung, Leben, eigne Organisation erhält es nur in dem Munde des Dichters, und dieß habe ich lange nicht so sehr, als

hier gefühlt. Die Zeichnung jedes der beiden Charaktere ist Ihnen gleich gut, als die Entgegenstellung beider gelungen; das Silbenmaaß ist äußerst glücklich gewählt, und es wird nur sehr wenig Gedichte geben, die so sicher rechnen können, ihre Wirkung so voll, als dieses zu thun. Die Li meynte, ob es nicht vielleicht gut gewesen wäre, wenn Sie den Anfang: Ehret die Frauen! noch einmal am Schluß zurückgebracht hätten. An einen philosophischen Egoisten ist von einer sehr eignen und hohen Schönheit. Die Beschreibung der Mutter und des Säuglings ist überaus zart und lieblich, und die Wendung des Ganzen schön und überraschend. Unter den übrigen hat mir Weisheit und Klugheit und Odysseus am meisten gefallen. In dem Odysseus liegt ein großer und tiefer Sinn. Die Ritter sind ja recht fromm geworden, und machen niedliche bunte Reihe gegen das Ende des Almanachs hin mit den Epigrammen. Diese habe ich empfangen, und sie haben mich aufs neue sehr gefreut, obgleich bei einigen der Inhalt unbedeutend, bei andern die Diction sehr vernachlässigt ist. Wir sprachen ja schon sonst darüber. Sie zeichnen Göthens Charakter sehr in seinen wesentlichsten und zufälligsten Zügen. Ob alle die Censur passiren? steht dahin.

Jetzt noch vom Aeußern des Almanachs, liebster Freund. Ich danke Ihnen sehr für das Vertrauen, mir alle und jede Besorgungen dafür zu übertragen, und Sie dürfen nicht besorgen, daß es zu viele werden. Ausgenommen, daß ich veranlaßt werde, deshalb öfter in Berlin zu seyn, ist die Mühe nicht groß, und auch diese kleinen Störungen schaden hier, wo ich so nicht viel thun würde, nur wenig. Leid ist es mir nur, daß ich nicht immer Ihre Wünsche genau so wie ich es wollte erfüllen kann. Aber ich überlege alles so reiflich ich kann, halte mich so viel es nur angeht an Ihre Aufträge, und gebe Ihnen von jedem Umstand die pünktlichste Rechenschaft. Ich kenne zu sehr Ihre Billigkeit, als daß Sie hiermit nicht zufrieden seyn sollten. Ich erinnere dieß vorzüglich in Rücksicht auf Ihren letzten Brief. Sie wünschen in demselben, Michaelis ganz los zu seyn, und frei über den Almanach disponiren zu können. Allein dieß kann ich nun auf keine Weise bewirken. Michaelis hat, wie ich Ihnen

schon neulich geschrieben, den Almanach ausgelöst. Er hat mir eine sichre Anweisung auf Friedländer auf 55 Friedrichsd'or gegeben, und dieser hat dieselbe acceptirt, so daß ich das Geld alle Tage haben kann. Schon ehe ich Ihren Brief bekam, habe ich alles versucht, um zu machen, daß Michaelis abgehn sollte. Vorzüglich habe ich ihm die Hofnung, daß Sie Ihre Aufkündigung widerriefen, benommen. Aber der Mensch ist schon zu eitel, um nicht selbst lieber etwas zu wagen. Nach Empfang Ihres Briefs war nun gar nichts weiter zu thun, weil Ihr Brief zwei Tage über meine Erwartung ausblieb, und Michaelis schon fort war. Ueber Michaelis selbst nun noch zwei Worte. Ich muß Ihnen wiederholen, daß er hier unschuldig ist. Ich habe seit meinem letzten Briefe die Sache noch umständlicher erfahren. Er mußte verreisen, weil er sich (wovon ich aber nichts gegen ihn zu erwähnen bitte) mit einem wohlhabenden Mädchen verheirathen, und dadurch seiner Handlung aufhelfen wollte, er vertraute sein Geschäft einem durchaus in gutem Ruf stehenden, beim Herzog selbst angesehnen Manne, der noch dazu schon länger sein Bekannter war, von diesem wurde er nun betrogen, er bekam keinen unserer Briefe, noch überhaupt irgend einen, und glaubte, daß wir alle, die er geschrieben, empfangen hätten. Wegen der Geldschulden kann man ihm gar keinen Vorwurf machen. Er hat wirklich 1000 Thaler schon auf die Post gegeben, und glaubte diese abgegeben. Das Einzige, was man ihm vorwerfen kann, ist 1.) daß er Niethammer schon zur Messe das Geld zu bringen versprach und damals nicht Wort hielt und 2.) daß er, da er von Ihnen und Unger gar keine Antwort erhielt, nicht geradezu an Sie beide nochmals schrieb, sondern müßig wartete. Beide Versehen aber werden Sie, selbst das erstere (wenn Sie bedenken, daß er anfängt) verzeihlich finden. Jetzt ist er in der That zu beklagen. Dennoch wiederhole ich Ihnen nochmals, daß ich Sie bitte, sich nicht überreden zu lassen, ihm den Almanach ferner zu lassen. Ungeachtet seiner jetzigen Unschuld d. h. ungeachtet er jetzt nicht so schuldig ist, als wir dachten, bleibt er doch ein unschlüssiger, umständlicher, einmal nicht zu Geschäften gebohrner Mensch, und selbst

wenn dieß nicht wäre, so klebt ihm jetzt das Andenken an diesen unangenehmen Vorfall, wie ein böses Schicksal an. Da nun weder Sie eine Verbindlichkeit gegen ihn haben, noch auf dem Almanach sein Glück beruht, so begriffe ich nicht, warum Sie Sich fernerm Verdruß aussetzen sollten? Sie passen einmal nicht zusammen, und so etwas muß sich ja, sagt Göthe, scheiden. Ich ersuche Sie nur, in der Manier Ihrer Trennung glimpflich mit ihm umzugehn (dieß verdient er noch immer) und ihn merken zu lassen, daß ich, wozu ich mich allein anheischig gemacht, Ihnen seinen Unfall und seine Schuldlosigkeit auseinandergesetzt habe. Seine Finanzen kenne ich jetzt genau. Er hat gar kein Vermögen. Aber der Herzog (der mit seiner Liebhaberei für diese Buchhandlung, die er fast täglich persönlich besucht, das Regiſter der Launen deutscher Fürsten vermehrt) hat ihm anfangs 5000 Thaler baar, und jetzt in einem Instrument, das ich selbst gesehen, eine Bürgschaft auf 2000 Thaler Credit gegeben. Außerdem heirathet er jetzt eine Frau, mit der er 16000 Thaler bekommt. Ich will jetzt nichts mehr hinzusetzen, als daß ich alles was ich Ihnen von ihm schreibe den höchsten Grund habe, für wahr zu halten, und daß ich Ihnen einen Brief von Friedländer beilege, den Michaelis mir mitbrachte. Friedländer kenne ich seit langen Jahren und aus vielfältigen Geschäften als einen pedantisch pünktlichen und redlichen Mann. Soviel mehr aus menschlicher Pflicht, als aus persönlicher Zuneigung. Denn mir ist und bleibt der Michaelis unangenehm.

Ich reite morgen nach Berlin, um Ungern das Manuscript zu übergeben, und die letzte Abrede zu nehmen. Die gewählte Schrift soll genommen werden. Auch soll das Format, da Sie es so wollen, ob mir gleich ein größeres hübscher schiene, so klein werden, es müßten denn in Absicht des nun zwischen Michaelis und Unger verabredeten Papiers Hindernisse vorhanden seyn. Daß 25 Zeilen auf Eine Seite kommen können, darüber will ich zwar auch mit Unger reden. Aber er hat mir schon einmal 24 auf dem größern Format (nemlich auf dem, welches die Probe selbst hatte) für unmöglich erklärt. Auch muß ich

selbst sagen, daß es mir bei weitem zu eng, und nicht hübsch scheinen würde, und dieß ist derjenige Punkt, der mich am meisten in Verlegenheit setzt. Michaelis wünscht den Almanach recht hübsch gedruckt, Unger hält dazu größere Intervalle, als 24 Zeilen erlauben, für nöthig, und Sie wünschen doch nun soviel auf eine Seite. Ich wünschte sehr, Sie hätten Ihre Gründe hinzugefügt. Mir schien es, als wäre sogar ein ziemlich weitläuftiger Druck eher vortheilhaft. Denn ich fürchte so der Almanach wird zu dünn. Sie berechnen ihn, ohne die Epigramme, zu 144 Seiten, die Sie als 9 Bogen zählen. Aber Sie wollen ja den Almanach in 12mo gedruckt haben, da gehn 24 Seiten auf einen Bogen und so machen 144 Seiten nur 6 Bogen. Meine Berechnung ist folgende: Ich habe, wenn ich das abrechne, was jetzt aus dem Almanach herausgeblieben ist, 76 Blätter = 152 Seiten, d. i. in 12. über 6 Bogen. Da nun aber Unger behauptet, daß er nicht so eng drucken könne, als Sie geschrieben, so kann ich rechnen . . . . . 7½ Bogen

dazu Epigramme	2	„
Kalender	½	„
Musik, Pergament, Register u. s. w. . . .	½	„
	10½.	

Sie aber sagten mir immer von 12—14. und bei diesen 10½ Bogen habe ich schon gerechnet, daß weiter gedruckt wird, als Sie haben schreiben lassen. Ich hielte also diesen weitern Druck nicht für nachtheilig. Bei den Epigrammen haben Sie gar auf die erste Seite gleich 26 Zeilen gerechnet. Demungeachtet will ich mit Unger alles sorgfältig überlegen, und wenn es irgend angeht, doch Ihrem Willen folgen. Nur wollte ich Sie vorbereiten, wenn Unger dabei bleiben sollte, es für unmöglich zu erklären.

Nach Ihren Briefen erwarte ich jetzt bloß noch Epigramme, und vielleicht noch einzelne Stücke zur Entschädigung für die herausgebliebnen. Haben Sie aber doch die Güte mir was noch da ist nebst dem Titelblatt auch recht bald zu schicken. Das Register will ich schon selbst besorgen.

12 Exemplarien auf Schweizerpapier habe ich bestellen wollen.

Michaelis hat mich aber inständigst gebeten, es nicht zu thun, weil er solche abziehn ließe, und Sie ja, wenn Sie sie nicht von ihm so annehmen wollten, sie von ihm kaufen könnten.

Von den Epigrammen werde ich die Anzahl besorgen.

Daß die Epigramme zugleich mitgedruckt werden, geht, da Unger keine unbeschäftigte Presse mehr hat, nicht an. Ich werde mich nun in Absicht der fortlaufenden oder besondern pagina nach den Umständen zu der Zeit, wo Unger jene Presse frei hat, richten.

Zu den Noten habe ich den vorgeschlagnen Menschen nicht genommen. Unger hat es mir widerrathen, weil der Mensch es in Blei steche, und dieß nicht halte, er auch zu langsam sey. Er hat Michaelis einen andern vorgeschlagen, und einen Stich, der, wie ich aus Proben gesehn, sehr hübsch ist. Michaelis hat sie nun selbst, ich weiß noch nicht wo, besorgt. Ich frage ihn aber noch heute schriftlich drum, um die neuen Stücke nachzuschicken.

Die zurückverlangten Gedichte erfolgen. Ich habe die kleinern, die auf denselben Seiten standen, abgeschrieben, um Ihnen Ihr Manuscript zu übermachen. Würde der Frauen konnte ich nicht mitgeben, weil Michaelis schon die Musik dazu zum Stechen hingegeben. Sonst hätte ichs gethan, ob ich gleich noch meine Liebe bis jetzt ganz gleich zwischen dem Almanach und den Horen theile.

Soviel für heute, liebster Freund! Mit nächster Post, wo der Almanach weniger nöthig machen wird, von den Horen. Ich nehme diesen Brief offen morgen mit mir um die Resultate meiner Unterredung mit Unger hinzuzufügen.

Ihr

Humboldt.

Niethammer verweise ich in Rücksicht auf die Michaelis betreffenden Nachrichten an Sie, und bitte Sie ihn zu unterrichten.

Von der Li habe ich recht viele herzliche Grüße an Sie beide vergessen. Unser armer kleiner Junge ist seit 4 Tagen am Husten recht krank. Er hat alle Abend starkes Fieber.

Indeß meynt der Arzt, käme es vom Zahnen, und habe keine Gefahr.

Ich habe von Nürnberg aus zwei Globen für mich an Sie addreſſirt. Sie ſind wohl ſo gütig, ſie mir aufzubewahren, bis ich ankomme.

Berlin, 12. September 95.

Ich komme ſo eben von Unger. Sie können, lieber Freund, in Abſicht des Aeußern recht gute Hofnung vom Almanach ſchöpfen. Unger hat den beſten Willen und große Sorgfalt, und iſt auch, wie er mir ganz offen geſagt hat, mit Michaelis, ſeinem Benehmen, ſeiner Papierwahl u. ſ. w. zufrieden.

Ueber die bewußten Punkte habe ich mit ihm geſprochen.

ad 1.) bleibt natürlich dieſe Schrift.

ad 2.) wollte ich das Format um ſoviel kleiner beſtellen. Unger hat mir aber vorgeſtellt, daß Michaelis einmal das Papier ganz nach der Probe gewählt habe, daß es nur einen neuen Aufenthalt machen würde, und daß er es auch ſo für hübſcher hielte. Was mich aber eigentlich bewog nachzugeben iſt, daß er mir zugleich vorſtellte, daß im Grunde beide Formate, das der Probe, und das kleinere auf Eins hinauskämen. Der Unterſchied beſtände bis auf eine unbedeutende Kleinigkeit bloß im Rande, den ja jeder ſich mehr oder weniger beſchneiden laſſen könnte. Ich habe es alſo, da Michaelis nicht mehr hier iſt, und ich noch längeres Zögern ſcheute, ſchon dabei laſſen müſſen.

ad 3.) 25 Zeilen können, wie mir Unger wiederholt, nicht ohne daß es ſehr eng, gezwungen und unanſehnlich ausſieht, auf Eine Seite gedruckt werden. Er bleibt dabei, daß 22 ſchon ziemlich eng werden würden. Ich habe es alſo auch hier bei 22 laſſen müſſen. Daß Ihre Ordnung doch nur ſehr wenig geſtört wird, dafür iſt Sorge getragen.

Ich bin in der That in Verlegenheit, wie Sie es aufnehmen werden, lieber Freund, daß ich vielleicht nachgiebiger war, als Sie wünſchten. Aber ſetzen Sie Sich in meine Lage. Sie ſind abweſend, und Michaelis auch, und der Almanach ſoll

doch nun gedruckt werden. Ich muß mich also entscheiden. Ich konnte freilich fest auf Ihrem Willen bestehn. Aber theils hätte ich Unger, dem Michaelis doch nun einmal die Schönheit des Almanachs sehr empfohlen hat, unlustig gemacht, theils fürchtete ich doch auch dem Almanach zu schaden. Auf der andern Seite kenne ich Ihre Nachgiebigkeit in zufälligen Dingen, wenn die wesentlichen gut sind. Und daß der Almanach überhaupt gut gedruckt wird, verbürgt uns doch Ungers Kenntniß und guter Wille. Indeß unterwerfe ich ....

24. Humboldt an Schiller.

Tegel, 14. September 95.

Den letzten Sonnabend, an dem ich Ihnen schrieb, lieber Freund, habe ich noch eigne Abentheuer gehabt. Gleich nachdem ich Ihr Geschäft bei Unger abgemacht hatte, ritt ich fort. Aber unterweges begegnete mir ein Bote meiner Frau. Unser kleiner Junge war den Morgen sehr krank geworden, und sein Zustand schien in der That einen Augenblick sehr bedenklich. Ich kehrte also wieder um und sprach erst mit dem Arzt, und ritt dann hier heraus. Bei meiner Ankunft fand ich das Kind zwar besser und außer Gefahr, aber meine Mutter abermals krank, und so ist der Sonnabend wie der gestrige Tag mit vielen durch diese Umstände verursachten Störungen verstrichen. Der Junge leidet zugleich an starkem Husten und Zahnen, jedoch glaubt der Arzt nicht, daß es von Dauer seyn wird. Mit meiner Mutter steht es noch ebenso und es ist nichts zu thun, als abzuwarten.

Möchten nur Sie, lieber theurer Freund, recht wohl und heiter seyn, das denke ich so oft hier, wenn ich mich mit Ihnen und Ihren Arbeiten beschäftige. Ich denke der hier ungewöhnlich gute September soll Ihnen heilsam seyn, und wahrscheinlich besucht auch Göthe Sie jetzt bald auf längere Zeit.

Ich habe seit neulichem Posttag die beiden Horenstücke durchgelesen, und einige Sachen haben mir viel Vergnügen ge-

macht. Der Erhardische Aufsatz ist zwar, als Fragment, am wenigsten befriedigend, es ist nicht leicht, das Resultat recht rein aufzufassen, und für die Kürze, welche die Abhandlung nun hat, beschäftigt sie sich zu viel von Anfang herein mit der Republik, die noch dazu ziemlich bekannt ist. Indeß ist die Idee, die im Ganzen herrscht, sehr wichtig und mit vielem Scharfsinn auseinandergesetzt. Selbst der Vortrag hat mir stellenweis sehr gut gefallen. Ich wünschte sehr, die Folge seiner Gedanken zu kennen, vorzüglich um seine Meynung über die Platonische Schrift genauer zu prüfen. Diese ist in der That in Ansehung ihres Zwecks und Plans eine Art von Räthsel, von dem es mehrere Auflösungen geben kann und mehrere versucht worden sind. Die Erhardische hat viel für sich, und könnte, ganz ausgeführt, leicht mehr leisten, als das Buch des Morgenstern, das Sie ja selbst besitzen. So gut ich aber mit diesem Aufsatz zufrieden bin (da das, was ich vermisse, nur darum fehlt, weil er Fragment ist), so wenig kann ich es mit Erhards Recension der Fichtischen Vorlesungen seyn. Nie hätte ich mir einfallen lassen, daß er der Verfasser derselben wäre. Denn wenn ich auch annehmen könnte, daß die offenbaren Sprachfehler, mit denen sie gleich anhebt, bloße Druckfehler wären, so ist die Vergleichung mit Raphael, die Aufwerfung der Fragen, vorzüglich die Verschiebung ihrer Antworten, und der Auszug selbst, alles von der Art, daß ich nicht einmal einen gewöhnlich guten philosophischen Kopf vermuthet hätte. In dem Auszuge vermisse ich z. B. ganz, daß die wesentlichen Dinge recht herausgestellt, und durch die Stellung selbst gewürdigt wären, was doch unumgänglich nöthig ist, wenn der Leser einen wahren Begriff von einer philosophischen Schrift bekommen soll. Vermuthlich aber hat Erhard die Anzeige nicht abschlagen, und doch auch hier seine wahre Meynung nicht äußern wollen. Daher mag Aengstlichkeit und Verdrießlichkeit gekommen seyn. Die der Beyträge las ich noch nicht.

Schlegels Arbeit in beiden Heften hat mich wieder sehr interessirt, besonders der Ugolino, mit dessen Geschichte ich noch wenig bekannt war. Indeß prophezeihe ich ihm kein sonderliches Glück. Die übersetzte Stelle dürfte man doch und ich weiß nicht

ob mit Unrecht, mehr gräßlich als schön und erhaben finden, und sein Raisonnement ist mir ein wenig zu gedehnt vorgekommen. In der Note zum Tydeus und Melanippus hat sich Schlegel wohl geirrt. Dante dachte vermuthlich an eine Mythe, die mir immer sehr merkwürdig gewesen ist. Tydeus verschlang nemlich vor Theben das Gehirn eines erschlagenen Feinds, und Minerva, die ihn vorher hatte unsterblich machen wollen, überließ ihn nun wegen dieser Barbarei seiner Sterblichkeit.

Der Diebstahl hat doch noch meine Erwartungen übertroffen. Anfangs ist zwar das Fräulein wieder ziemlich grob, und das Gespräch sehr schleppend. Aber die Geschichte hält sich doch leidlich, und gewinnt durch das psychologische Interesse, das sie erregt. Mich soll wundern, wie er die Folge gewendet hat.

In Voß Dichtkunst sind mir die Härten des Inhalts und der Sprache mehr im Druck, als sonst im Manuscript aufgefallen. Ich habe neuerlich einige Gesänge seiner neuen Odyssee mit prüfender Aufmerksamkeit auf die Sprachneuerungen durchgelesen. Es ist wirklich kein Capitel der Grammatik, aus dem man nicht, wenn man den gewöhnlichen Gebrauch zur Regel nimmt, eine Menge Soloecismen sammeln könnte. Auch gegen die Prosodie kommen starke Dinge vor, und ich kann es nicht läugnen, daß ich das große Ansehn, in dem er jetzt wirklich bei vielen steht, für verderblich halte. Da es gewiß sogar nothwendig ist, die Sprache zu verbessern, aber gewiß nicht gut, in dem Neuern keine Grenze zu finden, so habe ich jetzt viel, indeß noch ohne großen Erfolg, über die Auffindung dieser Grenzen nachgedacht. Viel, glaube ich, kommt darauf an, nicht alles für Verbesserung zu halten, was an sich in einer Sprache überhaupt ein Vorzug ist, sondern sehr genau auf die Eigenthümlichkeit der besondern Sprache selbst zu sehen. Nicht bloß daß die Sprache selbst ein organisches Ganze ist, so hängt sie auch mit der Individualität derer, die sie sprechen, so genau zusammen, daß dieser Zusammenhang schlechterdings nicht vernachlässigt werden darf. Darum dünkt mich, sollte niemand so sparsam mit Sprachverbesserungen seyn, als gerade der Uebersetzer, da

dieser seine Sprache nicht einmal nach einem allgemeinen Ideal, sondern noch dazu nach einer bestimmten andern Sprache umändert. Um aber freilich hier nur irgend feste Regeln zu bestimmen, müßte es möglich seyn, die Eigenthümlichkeiten einer bestimmten Sprache genau charakteristisch, und zugleich so ausführlich anzugeben, daß es möglich wäre, danach einzelne empirische Regeln für die Sprachverbesserung herzuleiten, und hiezu sehe ich noch das Mittel nicht ein. Bis dahin aber werden immer beide, die für und wider Voß streiten, bald beide Recht, bald beide Unrecht haben.

Von wem ist der Kirchhof und Lethe? Letzteres hat mir nicht recht gefallen wollen, das erstere mehr, wenn ich auch schon die Gattung nicht liebe.

Aber Sie werden Sich gewundert haben, daß ich noch nicht früher des Jacobischen Aufsatzes gedachte. Sehr richtig sagen Sie, daß nichts charakteristischer seyn kann. Ideen, Sprache, die guten wie die geschmacklosen Stellen — alles Er und nur Er. Auch hat ihn hier jedermann, soviel ich hörte, erkannt, und mit Vergnügen gelesen. Mir liegt die saure Mühe, die ich mit dem Woldemar gehabt, noch zu sehr im Gedächtniß, als daß ich nicht von dieser Art Compositionen ein wenig abgeschreckt seyn sollte. Unläugbar sind die Haupt . . . .

---

25. Humboldt an Schiller.

15. September 95.

Obgleich ich schon gestern einen Brief zur Post geschickt, so veranlaßt mich Ihr heutiger Brief, noch zwei Worte hinzuzufügen.

Ich schicke sogleich einen Expressen an Unger, ihm zu sagen, daß er die genannten Stücke:

1. Egoist.
2. Weltverbesserer
3. Die Antike
4. Die Ilias

5. Weisheit und Klugheit

6. Das Höchste

herauslasse. Leicht kann Eins schon abgedruckt seyn, dann lasse ich aber natürlich den Bogen umdrucken. Es ist sonst nichts zu thun.

Den Pegasus und die Würde der Frauen lasse ich auch zurück, weil ich sehe, daß Sie noch ändern wollen, auch die Würden, wenn es nicht schon zu spät ist. Aber nehmen thun Sie dem armen Almanach ja nichts mehr. Er ist jetzt mein adoptirtes Kind.

Auch bitte ich Sie recht herzlich, jetzt ja baldmöglichst das noch zum Almanach Fehlende nachzutragen:

1.) das Titelblatt.

2.) den Rest des Manuscripts. Heute habe ich bloß Epigramme nr. 95—103 incl. kein Göthisches Gedicht, wie Sie schreiben, erhalten. Recht gut wärs, wenn Sie noch etwas mehr Manuscript hätten, als ich glaube, wenns auch nicht lauter classische Sachen wären. Ich fürchte die zu große Dünne, obgleich ich schon weitläuftiger drucken lasse, als Sie rechneten.

3.) die Aenderungen im Pegasus, Würde der Frauen und Würden.

4.) die Namen der Verfasser zu den 3 angezeigten Stücken, die noch fehlen, nemlich: die Treue, der Hain der Eumeniden, und Mathilde.

Leben Sie herzlich wohl! In größter Eil.

H.

---

26. Humboldt an Schiller.

22. September 95.

Der erste Bogen des Almanachs ist glücklich gedruckt, liebster Freund, und Unger wird ihn Ihnen selbst unmittelbar schicken. Ich habe ihn vor dem Abdruck, aber nur einen Augenblick gesehen. Indeß konnte ich doch ein Paar kleine Uebelstände schnell abändern. Durchgelesen habe ich ihn nicht, indeß kann ich mich, denk' ich, auf die Correctheit verlassen. Sie müssen

nemlich wissen, daß ich die Correctur nicht selbst habe. Theils war es zu weitläuftig, da Berlin 1½ Meilen von hier ist, theils habe ich diese Sache nie geübt, und hätte gewiß mehr, als ein andrer stehn lassen. Meyern hatte ich im Sinn, und auch er war bereit. Aber unglücklicherweise ist er verreist, und kommt erst in 4—6 Wochen wieder. Ihren Brief schicke ich ihm nach. Indeß hat mir Meyer einen gewissen Tilly empfohlen, der selbst recht artige Verse machen, und ein sorgfältiger Mann seyn soll. Durch diesen bin ich auch genöthigt gewesen, die letzten Aenderungen vornehmen zu lassen, da ich das Manuscript nicht wieder aus der Druckerei wegnehmen mochte. Indeß gehe ich in einigen Tagen selbst wieder deshalb nach Berlin, und sehe alles selbst nach. Auch bekomme ich morgen den ersten Bogen. Finde ich alsdenn noch den mindesten Druckfehler, so treffe ich doch, wenn es auch etwas mehr kostet, die Anstalt, die letzte Correctur noch selbst zu haben. Aber nach Meyers Versicherungen ist es unnöthig. Dieser erste Bogen, denke ich, soll Ihnen gefallen. Ueber das Format schrieb ich Ihnen schon, und soll ich so nach den Urtheilen der Leute schließen, wird es Beifall finden. Schon mehrere fragten mich, ob der Almanach denn auch so klein würde? Außerdem wird Ihnen vielleicht bloß das auffallend seyn, daß die Namen der Verfasser mit kleiner Capital- und nicht mit Cursiv-Schrift gedruckt sind. Ich habe das Letztere bestellt und auch bei der revision des 1. Bogens erinnert. Unger blieb aber dabei, Cursiv würde häßlich ausgesehn haben. Er hat den Fehler, eigensinnig auf seinen Geschmack zu seyn. Um ihn nicht unlustig zu machen, und weil einigen, die bei Unger gegenwärtig waren, die Capitalschrift gefiel, ließ ich es so. Mit dem Notenstich siehts bei Michaelis Unentschlossenheit noch weitläuftig aus. Letzten Sonnabend hatte Michaelis, der in Berlin war, sie noch in Händen. Ich habe Unger aufgetragen, mir nach ungefährem Ueberschlag zu sagen, wieviel Bogen das Manuscript machen wird, und schreibe es Ihnen, sobald ichs weiß. Vielleicht schicken Sie dann noch etwas. Indeß macht sichs, so wie es gedruckt wird, sehr weitläuftig, und Unger scheint diese splendeur zu lieben. Da dieß mehr Michaelis Sache ist, Sie

mir über die Anordnung Freiheit gaben, und Sie eher gewinnen, wenn weniger Gedichte mehr Raum einnehmen, so lasse ich das hingehn. Die Würden (die ich aber Sonnabend wegen der Aenderung, die ich damals noch nicht hatte, wieder herausnehmen lassen) nehmen allein Eine Seite ein. Insofern Ihre Ordnung gestört werden muß, hätte ich gern selbst die neue eingerichtet. Aber bei meiner Entfernung gieng das ganz wenigstens nicht an. Indeß habe ich Ungern hinlängliche Anleitung gegeben, um keine Albernheiten fürchten zu dürfen. Michaelis möchte ich nicht gern schreiben, daß er den Almanach doch nicht behält, und ich werde daher heute, wo ich ihm schreibe, nichts davon erwähnen. Es pressirt ja nicht, und da ich wegen des Almanachs noch mit ihm zu thun habe, möchte ich ihm nicht gern jetzt unangenehme Dinge sagen. Ich dächte Sie schrieben es ihm selbst. Daß ich übrigens Ihr Verfahren völlig billige, sagen Ihnen meine letzten Briefe schon. Soviel vom Almanach. Das Register wird doch nach den Namen der Verfasser gemacht? Ich werde es selbst machen; nur muß der Almanach erst ganz bis zu den Epigrammen gedruckt seyn. Alsdann kann ich es Ihnen noch im Manuscript schicken, wenn Sie es nöthig finden.

Ihre Antwort auf meine Urtheile über Ihre neuesten Gedichte, und die Vergleichung der Herderschen, Körnerschen und Göthischen hat uns sehr viel Freude gemacht. Es muß Ihnen doch viel Spaß machen, jedem von uns einen eignen Liebling geschenkt zu haben. Daß auf Göthen die Ideale am tiefsten würkten, begreife ich sehr. Niemand unter uns übrigen kann sich des Besitzes, dessen Verlust Sie beklagen, so rühmen, als er. Auch Herders Wahl ist sehr charakteristisch. Die Harmonie in scheinbarer Verwirrung, vorzüglich auf das Weltall bezogen, ist eine bei ihm oft wiederkehrende Idee, und auch der Vortrag, ein Gleichniß das zu einer kurzen Anwendung führt, ist ganz in seiner Manier. Hätte das Gedicht nicht eine Klarheit, eine Kraft und eine Grazie, die es nur Ihnen eigen macht, so hätte ich es ohne Anstoß für ein Herdersches nehmen können. Auch kann ich nicht läugnen, daß ich ihm den zweiten Platz unter den vieren anweise. Doch mag dieß nur subjectiv seyn. Denn

gewiß forderte und beweist Natur und Schule mehr dichterisches Genie. Sehr gut begreife ich daher auch den Vorzug, den Sie und Körner ihm geben. Außerdem aber sind mir einige Körnerschen Urtheile unbegreiflich, so über den Schluß der Ideale, deren zwei letzte Strophen unübertreflich und über alles ergreifend sind, und über den Anfang der Macht des Gesanges, vorzüglich über die 3te Strophe. Hierüber, so wie über den Vorzug überhaupt, den ich diesem ganzen Stück gebe, habe ich viel nachgedacht. Es ist dem nicht ganz gereinigten Geschmack wohl eigen, sich durch ein großes Bild, eine ergreifende Idee fesseln zu lassen, und sein Urtheil danach zu bestimmen, und gerade so etwas kommt in diesem Stück vor. Allein auch bei der kältesten Prüfung komme ich immer auf dasselbe Urtheil zurück. Unter allen Ihren Gedichten, vielleicht einige frühere, die hier nicht in Vergleichung kommen können, ausgenommen, ist schwerlich noch eins so im höchsten Verstande lyrisch, und dieß wirkt um so stärker, als hier schlechterdings nicht (wie in den Idealen, der Resignation) eine Empfindung des Individuums, sondern der reine Dichtergeist vorwaltet. Sollte ich Ihre vier Stücke objectiv würdigen, so würde ich schwerlich einem einzigen den Vorzug geben können. Auch sind es eigentlich 4 (wenigstens 3) Gattungen, und jedes läßt sich nur mit seinem Ideal, keins mit dem andern vergleichen. Unsre auseinandergehenden Urtheile beweisen, dünkt mich, nur daß jedes Geschmack doch, wie auch so natürlich ist, eine gewisse Einseitigkeit hat. Unter dem gleich Guten gefällt einem das Homogenste mit uns selbst am meisten. Mir z. B. sind die Ideale zu sehr auf die wirkliche Empfindung gerichtet, Natur und Schule zu sehr auf den Gedanken. Ich fühle darum recht gut, und ein neulicher Brief hat es Ihnen ausführlicher gesagt, das Dichterische darin, und bin weit entfernt, ihm daraus den mindesten Vorwurf zu machen. Aber die Macht des Gesanges berührt gerade die Seite, auf die es mir immer eigen ist, vorzüglich gerichtet zu seyn. Sie berührt die innerste, und unergründliche Natur des Menschen, den unbegreiflichen Uebergang und Zusammenhang des Gedankens und der Empfindung, und

versetzt das Gemüth in eine gewisse unruhige Spannung. Insofern es nach Ihrer treflichen Bestimmung der Charakter des Dichterischen ist, auf die Einbildungskraft zu wirken, und dieselbe in ihrer Freiheit zu bestimmen, so sind gewiß alle drei Stücke gleich dichterisch. Alle bestimmen mit Nothwendigkeit, und bei allen behält sie ihre Freiheit. Aber *scheinbar* ist vielleicht diese Freiheit mehr und minder groß. In Natur und Schule wird die Einbildungskraft bestimmt auf eine dem Verstand ähnliche Art zu wirken, in den Idealen auf eine der wirklichen Empfindung ähnliche, in der Macht des Gesanges aber in einem Grade, wie vielleicht der Gegenstand keines andern Gedichts erlauben würde, allein auf die ihr ausschließend eigenthümliche. Denn darin besteht ja das eigentliche Wesen der Einbildungskraft noch das Unvorstellbare vorstellen, das Incompatible zugleich festhalten, das Unmögliche möglich machen zu wollen. Je mehr sie aber Gedanken und Empfindungen produciren soll, je leichter kann sie wieder frei scheinen, weil Verstand und Empfindung es sind, die ihr sonst Fesseln anlegen, und ihren Flug hemmen. Sie sehn, lieber Freund, daß ich unsere Briefe, wie unsre Gespräche behandle. Ich schreibe hin, was mir gerade einkommt. Sehn Sie zu, ob sich aus diesen Gedanken etwas machen läßt, mir kommt es vor, als ließe sich aus einem solchen Schein die verschiedne Wirkung desselben Kunstwerks besser erklären.

In Ansehung des Schlusses des Pegasus bin ich Körners Meynung. Wie er da war, gefiel er mir außerordentlich. Aber ob er nicht in Rücksicht auf das Ganze besser ganz wegbliebe, fiel auch mir schon ein. Wie Sie es jetzt gemacht haben, ist es sehr gut.

Ebenso ist auch Ihre Aenderung des Anfangs in der Würde der Frauen. Ich werde die erste abdrucken lassen, nicht die variante in der Eunomia und Cypria vorkommen. Sie schienen mir die Wahl überlassen zu haben, aber ich wollte die Stelle:

was die Männer mit Leichtsinn verschwenden

nicht fahren lassen. Es ist ein zu charakteristischer Geschlechtsunterschied.

Wie freue ich mich auf Ihre Abhandlung über das Naive. Allerdings würden wir uns in der Materie kreuzen. Indeß sieht es auch mit meiner Arbeit äußerst weitläuftig aus; es ist noch kein Buchstabe geschrieben. Fällt mir aber nichts andres ein, so werfe ich den Gegenstand darum nicht fort. Ich kann es ja vermeiden, diese Ideen gerade so breit zu behandeln, und mich mehr auf die Eigenthümlichkeiten einlassen, welche dieser Stoff gerade der Idylle ausschließend vor allen andern Gedichten giebt. Auch dachte ich schon darauf zugleich die Idyllendichter mehrerer Nationen hineinzuziehn; das Fach ist so klein, daß die Mühe nicht groß ist. Endlich kann ich mich auch auf die Empfänglichkeit verschiedener Nationen für diese Gattung einlassen, wobei ich Gelegenheit hätte, meine Grille von der Aehnlichkeit der Griechen und Deutschen ins Licht zu setzen. Sie sehn daß es mir nicht an Planen fehlt. Möchte ich nur gleich viel Muth haben. Aber der, Lieber, theurer Freund, ist mir sehr gesunken, und wenn ich Ihnen die Ursach sage, werden Sie mich nicht tadeln. Denn ich muß es doch endlich sagen, obgleich mir das Herz dabei blutet, und ich es von Anfang dieses Briefs von Zeile zu Zeile aufschob. Meine Mutter ist kränker geblieben, und es sieht äußerst mislich um mein ganzes Zurückkommen im nächsten Winter aus. Die Abreise auf den 1sten Oktober habe ich selbst schon aufgegeben. Ich schrieb Ihnen neulich die Lage der Sachen. Damals war es gerade besser. Gleich darauf, wie ich Ihnen auch sagte, verschlimmerte es sich wieder und seitdem hat es eher zugenommen. Mit dem Uebel wächst die Niedergeschlagenheit, und die trübe Stimmung, zu der die Idee der Abreise und Trennung merklich beiträgt. Es ist nur zu sichtlich, daß diese jetzt einen großen Stoß geben würde, wenn sich die Sachen nicht ändern. Sie können denken, in welcher Verlegenheit ich mich befinde. Sie wissen, wie ich mich sehne bei Ihnen zu seyn, und wenn die Umstände, wie es nur zu wahrscheinlich ist, so bleiben, ist es zu hart, zu gehen, und eine Gefälligkeit, die für die letzte gehalten wird, zu versagen. Vorzüglich stark ist der Arzt in mich gedrungen. Ich möchte nur diesen Einen Winter bleiben; meine Mutter fürchte gerade von

dieſem, überlebte ſie ihn, ſo würde ſie ſelbſt gelaſſner ſeyn. Auch ſey im Frühjahr, dem Sommer entgegen, der Zeitpunkt günſtiger, und die Trennung werde ſie dann minder afficiren. Sie fühlen, daß dagegen nichts zu ſagen iſt, Sie fühlen, daß man vor allem in dieſem Verhältniß gern auch mit großer Aufopferung Erleichterung ſchaft, und freilich würde es doch unendlich afficirend ſeyn, wenn wir gingen, und bald nach unſrer Abreiſe eine große Verſchlimmerung erführen. Von den nächſten 14 Tagen laſſe ich es jetzt abhängen, da der Arzt in dieſen etwas Entſcheidendes zu ſehn glaubt. Geht es unerwartet beſſer, ſo daß nur mehr Heiterkeit zurückkehrt, ſo läßt es ſich vielleicht noch wagen. Sonſt müſſen wir bleiben.

Wieviel ich aufopfre, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, und muß es doch wieder, da Sie gerade ſelbſt nicht ganz wiſſen können, was mir Ihr Umgang iſt. Das Vergnügen, das die Freundſchaft gewährt, gehört überhaupt nicht zu denjenigen, deren Entbehrung nur allein für den Genuß nicht gleichgültig iſt, und das Vergnügen der Ihrigen und Ihres Umgangs! Ich fühle es, daß vielleicht noch mehr als billig iſt, meine geiſtige Thätigkeit, fremder Erweckung, Nahrung, Unterhaltung bedarf. Und niemand kann gerade gleich vortheilhaft auf mich wirken, als Sie. Das hat mir die Erfahrung bewieſen, und ſogar reifes Nachdenken über unſre beiderſeitige Individualität beſtätigt. Außerdem bin ich hier in einer ſehr ſterilen Lage, wo ich weder Ihnen noch mir ſonderlich genügen kann. Indeß läßt es ſich nun einmal nicht ändern, es wäre hart und undelikat, und es bleibt nun nichts übrig, als zu verſuchen, was wir durch eigne Kraft vermögen. Das iſt mein Troſtgrund, mein pis-aller, daß, wenn ich in eine gewiſſe Unfruchtbarkeit verfallen ſollte, ich Zeit haben werde, Kenntniſſe zu künftiger Bearbeitung zu ſammeln. Denn ſchon jetzt bin ich ſehr viel und ungeſtört allein, da die kürzern Tage und das ſchlimmere Wetter die Menge der Beſuche gar ſehr vermindern.

Aber auch für Sie thut mir unſre längere oder gar gänzliche Abweſenheit dieſen Winter leid. Ich darf Ihren Aeußerungen und unſern Erfahrungen nach glauben, daß Sie dabei

verlieren. Ich rechne auf Ihre große Selbstgenugsamkeit, auf Göthes Gegenwart, aber wie viel gäbe ich darum, wenn alles anders wäre! Fahren Sie nur ja fort, so fleißig zu schreiben. Ich lasse es gewiß nicht am Antworten fehlen.

Ich habe auf den Fall, daß wir hier bleiben müßten, an Ilgen und Loder geschrieben, um einige kleine Geschäfte zu besorgen, und lege die Briefe hier bei. Haben Sie doch die Güte, im Fall Loder schon verreist seyn sollte, sagen zu lassen, daß sein Hofmeister den Brief erbrechen, und so gütig seyn möchte, den Inhalt zu besorgen. Er betrift einen angenommenen Bedienten.

Die gute Li theilt meine Empfindungen über unser langes Hierbleiben, und umarmt Sie und Lolo recht herzlich. Leben Sie beide innigst wohl. Unser Kleiner ist wiederhergestellt. Adieu!

Humboldt.

Göthe will wohl seinen Namen den Epigrammen nicht geben? Ich finde ihn wenigstens nicht. Ich habe Michaelis alle Ankündigung, außer im Meßcatalog, untersagt. Sonst ist immer von seinen Floskeln zu fürchten.

An Niethammer, Lange, und Göpferdt behauptet Michaelis jetzt das Geld geschickt zu haben. Sagen Sie es doch dem erstern.

Michaelis hat ein Titelkupfer zum Almanach bestellt, von Bolt, ein simpler Apoll. Er fragte mich, da er jetzt sehr schüchtern ist, ob er es wohl dürfte, und da dieß nun seine Sache ist, fand ich kein Bedenken zu sagen, daß ich glaubte, es sey Ihnen ganz gleichgültig.

27. Humboldt an Schiller.

Berlin, 26. September 1795.

Ich wurde gestern durch Besuch gestört und wollte also erst mit nächster Post schreiben. Aber heute erhalte ich Ihren Brief, und antworte doch noch mit zwei Zeilen.

Ich schicke hier den ersten Bogen. Ich denke er soll Ihren Beifall haben. Von Druckfehlern habe ich nichts gefunden, als

ein Paar leichte in der Interpunktion. Indeß habe ich dem Corrector hierüber den Kopf gewaschen, und er verspricht noch genauere Aufmerksamkeit.

Der Setzer, den ich heute selbst gesprochen, meynt das Manuscript werde ohne Noten und Kalender mit dem heute Erhaltnen volle Zehn Bogen machen, und das scheint mir genug.

Der Tanz soll noch gestochen werden, wenns möglich ist. Unger zweifelt. Ich muß ihn, der Egalität mit den andern Noten wegen, an Michaelis schicken.

Der zweite und 3te Bogen werden eben abgedruckt, und an dem 4ten wird gesetzt.

Leben Sie herzlich wohl, theurer lieber Freund. Ich mag und kann nicht daran denken, daß ich Sie so lange entbehren soll, gerade jetzt, da ich die Hofnung so nah hatte, fühl' ichs am schmerzlichsten. Ihr

Humboldt.

28. Humboldt an Schiller.

Tegel, 28. September 95.

Mit dem Almanach, liebster Freund, habe ich neulich noch viel Kram gehabt, und mit der Correctur eine Aenderung vorgenommen. Stellen Sie Sich nur vor, was ich im zweiten Bogen für einen Druckfehler fand. Statt:

Ist es Elysiums .... umfängt

stand in Ihrem Tanz

—— umsaugt Das war doch zu arg. Leider war der Bogen schon gedruckt. Indeß versteht sich, daß es nicht so bleibt. Unger schneidet das Blatt ein, und legt einen carton ein. Eine fast noch größere Albernheit wäre, ohne meine Gegenwart, im Pegasus vorgegangen. Ich habe es daher jetzt so eingerichtet, daß Unger einen jeden Bogen nach der zweiten Correctur zur revision in unser Haus in der Stadt schickt, von wo aus ich ihn durch einen Expressen erhalte. Dieser kann immer in 6 Stunden zurück seyn, und so wird der Druck nicht aufgehalten.

Sie haben daher jetzt gewiß nichts zu besorgen. Im 2ten Bogen ist sonst kein Fehler, einige Kleinigkeiten der Interpunktion und ein Paar falsche y statt i abgerechnet; und vom 3ten inclusive an, sehe und revidire ich alles selbst, und spare gewiß keine Sorgfalt. Der mir von Meyer empfohlene Corrector ist zwar ziemlich genau, aber entweder sehr ängstlich oder sehr einfältig. So versicherte er mir, daß er jenes umsaugt nicht übersehn, sondern das Manuscript so gelesen habe!! Und dieser Mensch macht selbst Verse. Noch vergaß ich Ihnen neulich zu sagen, daß das Papier des Ihnen überschickten Bogens noch geglättet, und dann, nach Ungers Versicherung, noch schöner, als gewöhnliches VelinPapier seyn wird. Das Aeußere des Almanachs gefällt hier allen, denen es Unger gezeigt hat, und die ich gesprochen, außerordentlich. Möge es auch auf Sie einen guten Eindruck machen.

Die empfangnen Gedichte werde ich besorgen. Ich habe mich gefreut, die Ideale wiederzusehen. Sie werden leicht unter allen Ihren Beiträgen den meisten und allgemeinsten Eindruck machen, da sie am allgemeinsten verständlich sind. Das Mereausche Gedicht liest sich, einiges abgerechnet, recht gut, und das Hölderlinsche hat ein sehr angenehmes Silbenmaaß. Eine Stelle darin aber habe ich vorläufig geändert. Es heißt, daß der Cephissus um Platons Hallen, und durch Oliven floß; beides kann er nicht, da er ein Böotischer Fluß war. Ich habe Ilissus gesetzt, doch warte ich vor dem Abdruck erst Ihre Antwort ab, ob Sie etwas dagegen haben. Göthens Prolog kannte ich schon aus der ehemaligen Deutschen Monatsschrift.

Sömmerring läßt hier eine Schrift: über das Organ der Seele drucken, die ich Gelegenheit gehabt habe, im Manuscript zu lesen, und die ich Ihnen als eine interessante Curiositaet empfehle. Er hat nemlich die anatomische Entdeckung gemacht, daß die meisten Nervenursprünge sich bis in die Hirnhölen verfolgen lassen, und von dem Wasser der Hirnhölen gebadet werden. Er macht daher dieß Wasser zum Organ der Seele. Die Schrift, die höchst sonderbar geschrieben ist, ist Kant dedicirt und die Antwort von Kant an Sömmerring ist

vorn abgedruckt. Dieser Brief ist äußerst originell, und enthält außer einer sehr gut gewandten Zurechtweisung über die Sonderbarkeit, einen Sitz der Seele zu suchen, eine Hypothese, wie jenes Wasser auf die Nerven wirken könne, in der Kant ganz so, wie in seiner Theorie des Himmels erscheint, und wie man seit vielen Jahren ihn nicht wieder auftreten sah. In der Sömmerringschen Schrift selbst sind Sie (Ihre ästhetischen Briefe) zweimal ausführlich citirt, einmal die weitläuftig gedruckte Note, sehr passend, das andremal die Stelle vom Welt er- und begreifen, völlig unpassend. Ich muß Sie bitten, dieser Schrift noch gegen niemand zu erwähnen.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon schrieb, daß in Ludwigs Naturgeschichte des Menschen bei der Kenntniß der Geschlechter auf meine Aufsätze verwiesen ist? Sie sehn daß die Horen in naturhistorischen Büchern Glück machen.

In eben dieser Schrift fand ich angeführt: Schiller über die Verbindung der physischen und geistigen Kräfte des Menschen Stuttgard. Unstreitig ist dieß doch von Ihnen. Sie sprachen mir ja nie davon. Wenn Sie es nicht ganz désavouiren, thäten Sie mir einen großen Gefallen, es mir zu verschaffen.

In der Deutschen Monatsschrift gedenkt Ihrer Briefe Gentz in einem Aufsatz, den ich nur erst durchblätterte, der aber zu verdienen scheint, von Ihnen gelesen zu werden, über den Einfluß der Entdeckung von Amerika auf den Wohlstand und die Cultur des menschlichen Geschlechts. Er spricht an jener Stelle von den schädlichen Folgen, die es hat, wenn man statt Schritte Sprünge thun und die Reife übereilen will. In einer Anmerkung citirt er Ihre Briefe die 1ste Liefrung S. 23. und setzt hinzu: „Diese erhabnen Aufsätze liefern, obgleich der politische Gesichtspunkt ihnen nur Nebensache war, den Text zu allem, was sich großes und treffliches über diesen Gegenstand sagen läßt.“ Die Antwort auf den Sanscülottismus nennt Göthe ein „Zu Kreuze kriechen“, Meyer sprach davon, wie von einer Zurechtweisung. So verschieden sind die Ansichten. Ich werde ihn Ihnen zu verschaffen suchen.

Ich bin in den letzten Wochen sehr fleißig gewesen, und

habe viel studirt. Sie können Sich mich den größten Theil des Tages über an meinem Schreibtisch denken. Ich weiß nicht durch welche Verbindung von Umständen ein großer Durst des Wissens plötzlich wie von neuem in mir erwacht ist, aber sehr lange habe ich ihn nicht in gleichem Grade gefühlt. Ich überlasse mich dieser Neigung um so mehr, als ich gar keinen Muth habe, so lange ich von Ihnen abwesend bin, etwas nur irgend Würdiges hervorzubringen. Und überhaupt sind doch meine Gesichtspunkte jetzt zu fest, als daß ich fürchten dürfte in eine vage Gelehrsamkeit auszuschweifen, die ich gewiß am meisten geringschätze. Alles, was ich anfange, ergreife ich doch aus Einem Gesichtspunkte, und niemals unterlasse ich, aus allem Gesammelten die Resultate zu ziehn, die diesen Gesichtspunkt angehn. Dieß vorausgesetzt, kann ich kaum der Begierde widerstehn, soviel, als nur immer und irgend möglich ist, sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal dazu da zu seyn, alles, was ihn umgiebt, in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandlen, und das Leben ist kurz, ich möchte, wenn ich gehn muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte. Diese Begierde ist mir immer eigen gewesen, und hat mich nur oft leider irregeführt, so daß sie sich selbst ihren Zweck vereitelte. Im Wissen und im Leben habe ich mich immer selbst durch zu große Verbreitung bestraft. Ich habe nach allem gegriffen, und vergessen, daß jedes festhält und manches die Kraft verzehrt. Mit dem Leben bin ich nun zu großer Ruhe gekommen, und mit dem Wissen ist der Kampf Gottlob! gefahrloser. Indeß für mich noch immer nicht genug, und noch immer zu oft verderbe ich durch übel gewählte Methoden Zeit und Mühe. Indeß gewinnt man doch immer Erfahrungen. — Neuerlich sind mir ....

---

29. Humboldt an Schiller.

Tegel, 2. October 95.

Herzlichen Dank, mein theurer Freund, für Ihre letzten Gedichte. Sind Sie wirklich durch mich veranlaßt worden, dem

Almanach noch dieses Geschenk zu machen, so ist dieß gewiß der einzige recht wesentliche Dienst, den ich diesem habe leisten können. Er ist jetzt überreich (wenn dieß je möglich wäre) durch Sie begabt, er wird aber auch sicherlich sehr viel Glück machen. Da ich es dem Almanach nicht unvortheilhaft hielt, wenn man, vorzüglich bei seinem späten Erscheinen, eine Idee im Voraus von ihm hätte, so habe ich hie und da eine Kleinigkeit daraus, und neuerlich auch den Druck und das Aeußere einigen meiner Bekannten, Leuten von ganz verschiedenem Schlage, gezeigt, und alle versichern, daß dieser Almanach, nach solcher Probe, einzig seyn werde. Mehrere reden schon davon, ihn immer in der Tasche zu tragen. Ich lege Ihnen hier den 1sten Bogen noch einmal auf geglättetem Papier, und den 2ten wie den ersten bei. Das Papier gefällt mir, nach dem Glätten, mehr als das eigentliche Schweizerpapier, das wegen seiner Steifigkeit und Dicke besonders in kleinem Format unangenehm aussehn würde. Im zweiten Bogen werden Sie das schreckliche umsaugt auf der durchschnittnen Seite finden, sonst schwerlich einen bedeutenden Druckfehler. Indeß geht meine revision erst vom 3ten Bogen an. Ueberhaupt ärgert es mich sehr, daß, wenn man kleine Fehler in der Interpunction, der Orthographie u. s. f. rechnet, der Almanach nicht ohne Flecken seyn wird. Aber Sie selbst, Lieber, werden mich da von Schuld freisprechen. Die Orthographie war im Manuscript entsetzlich ungleich. Manches mag mir entgangen seyn, und ich wollte selbst nicht soviel corrigiren, um es nicht undeutlich zu machen. Dazu kam nun, daß ich nach Meyers Empfehlung mich zu sehr auf den Corrector verließ. Aber ein bedeutender Fehler soll gewiß nicht vorfallen. Heute erwarte ich die revision des 4ten Bogens, und am 5ten wird gesetzt. Sehr schnell, sehn Sie, gehts freilich nicht. Aber ein solcher Druck muß mit Sorgfalt gemacht werden. Himmelangst ist mir, daß Michaelis, wenn alles gedruckt ist, mit seinen selbst besorgten Sachen, Einband, Noten, Titelkupfer u. s. w. zögert. Da Sie ihn gewiß eher, als es so weit kommt, sprechen, so schärfen Sie ihm ja das Gewissen. Es ist und bleibt ein unausstehlicher Mensch. Die Auflage hat er, wie ich aus der

dritten Hand erfahre, zu 3000 Exemplarien machen lassen. Dieß scheint mir sehr viel.

Unter Ihren Gedichten sind der Abend und das Schlußgedicht von sehr großer Schönheit. In dem ersten herrscht ein sehr einfacher und reiner Ton, das Bild mahlt sich sehr gut vor dem Auge des Lesers, und das Ganze entläßt ihn, wie man sonst nur von Stücken der Griechen und Römer scheidet. Das Silbenmaaß ist sehr angenehm, und Sie haben es treflich behandelt. Ueberall schmiegt sich ihm der Ausdruck, wie von selbst, an, und nirgends ist mir eine Härte aufgestoßen.

Das Schlußgedicht giebt dem Almanach eine eigne Ründung. Er beginnt und schließt nun mit Ihren, und mit zwei passenden und in sich so schönen Stücken. In Ihren Stanzen herrscht eine unnachahmliche Anmuth und Zartheit, und das Gleichniß in der 3ten giebt einen überaus poetischen Schluß.

Auch die Kleinigkeiten dieser Lieferung haben meinen vollkommenen Beifall. Die beiden an Fichte haben uns viel zu lachen gegeben. Ob er sich wohl erkennen wird?

HErr Lappe wird sich doch durch dieß und das erste Stück wieder einigermaaßen bei Göthe rechtfertigen, der, wenn Sie Sich noch erinnern, sich sehr über ihn lustig machte.

Kosegartens Lied wäre sehr hübsch, wenn es nicht einige geschmacklose Stellen hätte, die fast keinem seiner Gedichte fehlen. Mir wenigstens ist es schrecklich zu hören, wenn die Ellwine sich freut, daß ihr Halm aufgeschossen, und sich betrübt, daß ihr Stengel geknickt ist. Daß Ihr Schwager wieder im Almanach erschienen ist, hat mich sehr gefreut.

In Ihrer vorletzten Lieferung ist mir Columbus das Liebste gewesen. Der Schluß ist so überraschend, und enthält eine große und kühne Idee.

Dasselbemal schickten Sie mir zwei Stücke von Hölderlin: der Gott der Jugend und an die Natur. Das Erstere hatte ich schon früher bekommen, und das Letztere hatten Sie durchstrichen. Ich bin nun in Ungewißheit, ob Sie es früher durchstrichen hatten, und nun doch gedruckt wissen wollen, oder ob Sie vergessen hatten, daß Sie mir den Gott der Jugend

schon geschickt hatten und jenes nur mitgeschickt hatten, weil es auf demselben Blatt stand. Ich behalte es, bis ich Antwort erhalte, um so mehr zurück, als es mir, ob es gleich gewiß nicht ohne poetisches Verdienst ist, doch im Ganzen matt scheint, und so sehr an die Götter Griechenlands erinnert, eine Erinnerung, die ihm sehr nachtheilig ist.

Gleichfalls behalte ich zurück: die Hofnung von Neuffer. In diesem Gedicht kommen folgende zwei Verse vor:

In ihrem lichten Spiegel sehen die Geweihten
Einst Menschen auf dem Thron

Eine solche Unhöflichkeit gegen alle gekrönte Häupter ist, dünkt mich, diese kleine Poesie, welche der Almanach sehr gut entbehren kann, nicht werth. Soll ich das Stück ganz weglassen, oder

Einst Weise auf dem Thron

setzen?

Endlich fand ich in Ihrem Columbus einen Vers:

Liegt sie doch deutlich und ligt schimmernd vor Deinem Verstand

Dieß ist doch für licht verschrieben. Wenigstens hab' ich es so geändert. Indeß lasse ich aller Gewißheit wegen, da es auch liegt wiederholt seyn könnte, das Stück bis auf Ihre Antwort, die ich mir aber recht bald erbitten muß, zurück.

Doppelt begierig bin ich nach dem, was Sie mir jetzt sagen, auf Ihre Elegie. Aber wie schmerzt es mich, daß wir nicht die Freude haben werden, sie zusammen zu lesen, worauf Sie sie zurückbehalten! Ich kann nicht ohne eine recht innige Wehmuth daran denken, auf einmal so lange von Ihnen getrennt zu seyn. Denn leider ist mir jetzt auch die letzte Hofnung verschwunden. Meiner Mutter Zustand ist, wie er war; ihre Sehnsucht, uns hier zu behalten, ist wo möglich noch größer, und ebenso ihre greisen Besorgnisse für den Winter. Ich sehe daß nichts zu thun ist, als nachzugeben, und dieß halbe Jahr daran zu geben. Entscheidet es sich auch bis dahin noch nicht, so sind doch wenigstens die Umstände zur Trennung günstiger, meine Mutter selbst ist des Uebels mehr gewohnt, und wir haben unser Möglichstes

gethan. Morgen kommt wieder der Arzt, aber es ist kaum noch nöthig, mit ihm zu reden. Indeß schreibe ich Montag wieder. — Die arme Li ist auch seit einigen Tagen krank. Sie leidet an Krämpfen, indeß meynt Herz, der unser Arzt ist, daß es nichts zu sagen habe. Sie sehn daß alles zusammen kommt, mich mismuthig zu machen. Doppelter Dank sey dafür Ihren Briefen, die mich immer wieder erheitern und so süß beschäftigen! Ihr

H.

---

30. Humboldt an Schiller.

5. October 95.

Die arme Li ist noch nicht ganz wiederhergestellt, liebster Freund, indeß geht es doch besser. Sie hatte außerordentlich heftige Krämpfe, die ihr vorzüglich den Kopf und die Augen sehr schmerzlich einnahmen. Krampfstillende Mittel und eine spanische Fliege auf dem Waden haben zwar dieß Uebel wieder geheilt, allein jetzt leidet sie an dieser spanischen Fliege, die ihr fast unmöglich macht, aus der Stelle zu gehen.

Gerade vorgestern, als sie noch recht übel war, bekamen wir Ihren letzten Brief, wo uns das, was Sie uns von Ihrer Lage und Ihren Aussichten auf den Winter sagen, recht herzlich geschmerzt hat. Nur zu sehr freilich fühl' ich es, daß Sie in Jena in einer absoluten Einsamkeit leben, und daß sogar Göthens Hin- und Wiedergehn kein eigentlicher Ersatz ist, da auf die tägliche Stimmung doch nur das gut wirkt, was auch täglich wenigstens wiederkehren kann, und dieß besonders bei Ihnen der Fall ist. Ich habe schon darauf gedacht, ob Sie nicht einen Plan wieder hervorsuchen sollten, der Ihnen einmal recht sehr am Herzen zu liegen schien, den Plan, nach Weimar zu kommen. Ich würde, außer Göthe, dort auf Herder und auf die wenigstens zerstreuende Masse aller übrigen rechnen. Aber freilich würde sich ein völliges Hingehen nicht in so kurzer Zeit arrangiren lassen, und ein temporäres ist mehr Störung, als Gewinn. Ihre dauernde Rückkehr zur Poesie macht mir eine unendlich große Freude. Sie wird auch gut auf Sie zurückwirken, und

diese Beschäftigung der Phantasie Ihre Einsamkeit beleben und erheitern. Sie sind doch unendlich glücklich, theurer Freund, einen solchen Reichthum in sich zu bewahren, bloß aus Sich selbst soviel schöpfen zu können, als genug ist, ein ganzes Leben mit schöner Mannigfaltigkeit auszustatten. Es wurde mir dieß bei der Stelle Ihres Briefes aufs neue so lebhaft, wo Sie selbst sagen, daß Sie so schwer an das Lesen gehn. Wenn ich bedenke, wieviel Sie schon leisteten, und wieviel mehr Sie in Sich tragen, als Sie je zu leisten im Stande seyn werden, und damit vergleiche, wie wenig Sie eigentlich in jedem Verstande von außen nehmen, so erfüllt es mich immer aufs neue mit Bewunderung. Denn auch das Gespräch ist und muß Ihnen doch immer vorzüglich nur leichterer Anstoß zur eignen Production seyn. Darum weiß ich auch niemand, in dem ein gewisser Widerwillen gegen die eigentliche sogenannte Gelehrsamkeit so gut begründet wäre, als in Ihnen. Aber darum wundre ich mich auch immer, daß Ihre Geistesthätigkeit nicht noch zerstörender auf Ihren Körper zurückwirkt, und bitte Sie recht herzlich, ja bei dem Entschluß zu bleiben, sie zu vermindern, um ihr nicht zu erliegen.

Ich sprach neulich einen Professor aus Erlangen, dessen Name mir entfallen ist [1]). Er kam eben von Königsberg und wußte viel von Kant zu erzählen. Unter andern sagte er, daß Kant noch eine ungeheuer große Menge unbearbeiteter Ideen im Kopf habe, die er nicht allein noch alle bearbeiten, sondern auch alle in einer gewissen Reihe bearbeiten wolle, und daß ihn die Wärme für diesen intellectuellen Reichthum zu der Täuschung verleite, die Länge seines noch übrigen Lebens mehr nach der Menge jenes Vorraths, als nach der gewöhnlichen Wahrscheinlichkeit zu berechnen. In der That aber muß eine solche Lage eine eigne Disproportion zwischen dem moralischen und physischen Können hervorbringen, und schön wäre es doch, wenn der Geist einen solchen Aufschub der körperlichen Zerstörung bewirken könnte, bis er sich hier in dem Kreise seines Wirkens ein Ge-

[1]) Er heißt Memel.

nüge geleistet, oder wenigstens an ein Ziel gekommen wäre, wo es ihm nun selbst zu eng würde. Des Menschen natürliches Ende wäre doch nur Erfüllung seines Kreises. Er müßte hier nichts mehr zu schöpfen, nichts mehr zu thun finden, wodurch er noch Fortschritte machen könnte. Dann könnte und müßte er gehen; eher ist er doch immer noch unreif. — Das erste, was Kant schreiben will, soll ein Naturrecht seyn. Sollte indeß dieser Professor etwa durch Jena kommen, will ich Sie doch vor ihm gewarnt haben. Es scheint ein gar albernes Menschchen. Er ist Professor der Aesthetik, fragte mit großer Begierde wer wohl der Verfasser der ästhetischen Briefe seyn möchte? und bedauerte hernach, daß Sie doch hier nur Winke gegeben hätten, und daß Sie doch lieber hätten ein Compendium schreiben sollen. Auch, setzte er hinzu, wären Sie, wie er gehört, jetzt damit beschäftigt, da aber Schütz eben auch eins schreibe (?), so sey er doch auf dieß mehr begierig; er sey doch länger Professor.

Das zum paroli auf Ihre Woltmannischen Geschichten, von dessen riesenhaften Unternehmungen ich mir ja von Zeit zu Zeit einige Nachricht erbitte. Eine Oper, ein Trauerspiel und ein Journal, außer allen verschiednen Menschengeschichten! Das Schlimmste ist, daß er bei allen diesen Bemühungen nach Celebrität so gar uncelebre ist. Sehr viele haben mich hier schon nach ihm, als nach einem gänzlich Unbekannten gefragt. Dieß könnten Sie ihm einmal historisch erzählen.

Vom Almanach wüßte ich jetzt nichts zu sagen. Daß meine Besorgniß, daß er zu dünn werde, ungegründet ist, haben Sie sehr Recht. Auch war es mehr Unger seine. Zu dick fürchte ich aber auch nicht. Ich denke es soll eben recht seyn. Der Druck des Almanachs gefällt mir zu sehr, als daß ich etwas Wesentliches daran tadeln möchte. Aber eigentlich ist er zu splendid, es bleiben zu viel leere Räume. Die meiste Mühe hat es mir neuerlich gemacht und macht es mir noch, die Aenderung in der Würde der Frauen an den Notenstecher zu bringen, den niemand weiß. Zwar habe ich gleich Unger deshalb an Michaelis schreiben lassen. Aber in Michaelis letztem Briefe an mich, den ich beilege und woraus Sie sehn werden, wie es mit

der Musik überhaupt steht, sehe ich kein Wort davon. Sie werden sehen, daß Michaelis wegen des Tanzes ein arrangement macht, das die ganze Musik in Gefahr setzt. Zu meiner Rechtfertigung muß ich nur hinzusetzen, daß ich den Abdruck der Musik zum Tanz nur, wenn es möglich wäre, empfohlen, nicht aber schlechterdings anbefohlen habe. Die Würde der Frauen habe ich so lange zurückgelegt, und hoffe Michaelis nun bald selbst zu sprechen.

Nun, lieber Freund, noch Eine Bitte für unser leidiges Hierbleiben, das jetzt, wie Sie wissen, ganz entschieden ist. Ich lege hier einen Brief an Stark bei, auf den er Ihnen 100 Thaler courant, die ich für ihn hier ausgezahlt, bezahlen wird. Von diesen 100 Thalern bitte ich Sie, mit Zuziehung der 10 Friedrichsd'or in dem Briefe, den ich Sie zu eröfnen bitte, nach und nach dasjenige abzubezahlen, was ich mit Ihrer Erlaubniß an Sie anweisen werde. Für jetzt ist bloß die Miethe an Hellfeld ad 1. October mit 30 Thalern.

Was soll ich mit der Anweisung auf 55 Friedrichsd'or machen? Soll ich Ihnen das Geld schicken, oder wie?

Leben Sie herzlich wohl. An Lolo tausend innige Grüße von uns beiden.

Ihr

Humboldt.

Noch, Lieber, wollte ich Sie bitten an niemand bestimmt zu sagen, daß ich gewiß den Winter nicht wiederkomme, sondern nur daß mein Kommen unbestimmt sey. Hellfeld möchte sonst gar zu willkührlich mit unserm Quartier umgehn.

---

31. Schiller an Humboldt.

Jena den 5. October 95.

Den letzten Freitag, da ich Ihnen schreiben wollte, liebster Freund, kam Meyer auf seiner Reise nach Italien hier durch und brachte noch einen Tag mit uns zu, welches mich abhielt, meinen Vorsatz auszuführen. Aus dem, was er mir sagte, er-

hellt, daß weder Er noch Göthe auf einen langen oder gar bleibenden Auffenthalt in Italien denken, sondern in spätestens 2 Jahren alles abgethan zu haben denken. Er spricht schon von Abgüssen, die er von einigen Antiken machen werde, um solche nach Weimar für Rechnung des Herzogs zu liefern, und dort in Ruhe darnach zu zeichnen.

Heute ritt Göthe zu mir herüber und ist soeben wieder abgereißt. Nächsten Donnerstag geht er mit einem Auftrag vom Herzog nach Frankfurt, wo er einige Wochen zu bleiben gedenkt. Er grüßt Sie freundlichst und wird Ihnen bald schreiben. In den letzten Wochen war er so beschäftigt, daß er das Zimmer kaum verließ, weil Unger Manuscript haben wollte, und er über seinen italienischen Sachen den Rest des VI Buchs von Meister hatte liegen lassen. Er will mir vor oder auf der Reise eine kleine Schrift der Madame Stael von der Erfindung (nur etliche Bogen stark) übersetzen, welches wir dann, mit einigen Anmerkungen convoyiert, in die Horen setzen wollen. Sonst ist für dieses Jahr schwerlich mehr etwas von ihm zu erwarten. Ihre längere Abwesenheit beklagt er sehr. Auch der Anatomie wegen hat er sich auf Ihr Hiersеyn im Winter gefreut. Würden Sie Sich dazu entschließen können, ihm Ihr Logis zum AbsteigsQuartier zu erlauben, wenn er den Winter eine Zeit lang hier zubrächte? Für Ihre Sachen, die etwa aus dem Wege zu räumen wären, würde Lolo schon Sorge tragen.

Für heute nur kurze Nachrichten und Anfragen, denn ich habe den bewußten Horentag, auf den ich immer meine Briefe anstehen lasse. Der Druck des Almanachs gefällt mir wohl, und habe ich an dem ersten Bogen nichts auszusetzen, als daß noch so viele leere Räume geblieben sind, wozu nach meiner Meinung die kleinen Stücke hätten benutzt werden können, die jetzt (wie das Unwandelbare etc.) eine neue und eigene Seite anfangen. Daß Sie die Druckfehler auf den folgenden Bogen noch bemerkt ist ein wahres Glück, so wie überhaupt Ihre jetzige Gegenwart in Berlin dem Almanach sehr wohlthätig ist. Wie beruhigt es mich, mein theurer Freund, daß ich dieses Geschäft in Ihren Händen weiß!

Der Corrector muß doch im Grunde ein recht dummer Teufel seyn! — Können Sie mir das was nach Empfang dieses Briefs abgedruckt ist, noch schicken, so erweisen Sie mir eine Gefälligkeit. Das NahmenRegister werden wir wohl nach Art des Göttinger Almanachs einrichten, und die Gedichte nach ihren Verfassern rangieren müssen. Es wird eine gute Wirkung thun, wenn es nicht so eng ausfällt.

Von Michaelis ist noch keine Zeile und kein Geld angelangt, obgleich er Ihnen schon vor 14 Tagen sagte, daß er es abgeschickt *habe*. Niethammer verliert die Geduld, und da Michaelis nun hier offenbar *gelogen* hat, so weiß ich nicht, was ich von ihm denken soll. Die Bücher an meinen Vater, die doch wahrscheinlich durch meine Hände gegangen wären, habe ich auch noch nicht. Sie sehen daraus doch, daß der Mensch einmal zu Geschäften nichts taugt. Daß der Almanach auch nicht im Meßkatalog vorkommt, wissen Sie wohl schon.

Die Nachrichten von dem Glück das Ihre und meine Aufsätze in Naturhistorischen Schriften machen, haben mich sehr unterhalten. Zweifeln Sie gar nicht, mein theurer Freund, daß Ihre Ideen über das Geschlecht endlich noch ganz current und als wissenschaftliche Münze ausgeprägt werden, sobald Sie nur noch eine ausführlichere Darstellung daran wenden. Diese ist allerdings noch nöthig, und die Sache verdient sie auch so sehr. Ich warte jetzt nur auf einige öffentliche Stimmen des Beyfalls über Würde der Frauen, und eine schickliche Gelegenheit, um es öffentlich zu sagen, wieviel in jenen Aufsätzen liegt. Göthe wird Sömmering in Frankfurth aufsuchen, und mir von der feuchten Seele schreiben. Was für seltsame Dinge doch die Sucht nach dem Neuen und Außerordentlichen ausheckt!

Hier die Elegie. Ich habe sie heute auch Göthen gelesen, auf den sie sehr gewirkt hat. In Ansehung der Versification bin ich, auf Ihre Warnung, strenge gegen mich gewesen, und ich denke nicht, daß Sie einen erheblichen Fehler dagegen finden werden. Ich bin voll Erwartung, was Sie dazu sagen werden. Körners Urtheil habe ich schon. Es sind unterdessen auch 6 biß 8 kleinere Stücke fertig geworden, die Sie, mit einigen Herde-

rischen vermischt, aus dem Xten Horenstücke herausleſen werden. Dieſes Stück enthält auch wieder 16 Artikel, und ich hoffe das XIte biß auf 25 zu ſteigern, da ich noch mehrere von Herdern übrig habe, und hoffentlich ſelbſt noch zuweilen einen Einfall haben werde. Das hier folgende Neunte ſoll uns ſchon ziemlich Credit verſchaffen.

Noch wollte ich, um einem langen Wunſch nachzugeben und mich zugleich in einer neuen Gattung zu verſuchen, eine romantiſche Erzählung in Verſen machen, wozu ich auch den rohen Stoff ſchon habe. Aber ob ich gleich vorausſehe, ihn überwältigen zu können, ſo fürchte ich doch, daß es nicht ohne großen Zeitaufwand abgehen werde, welches Opfer für eine bloße Grille am Ende doch vielleicht zu groß iſt. Schreiben Sie mir Ihre Gedanken darüber, lieber Freund, und bringen Sie dabey auch eine kleine Eitelkeit von mir in Rechnung. Ich habe mich nach und nach in ſovielen Fächern und Formen verſucht, daß die Frage entſteht ob ich den Kreis nicht vollenden ſoll. Auch iſt das Publikum wie es ſcheint auf dieſe Mannichfaltigkeit bey mir aufmerkſam geworden, und ſie ſcheint ein Ingrediens der Vorſtellung zu ſeyn, unter der ich den meiſten Leſern erſcheine. Auf dieſem Wege ſcheint alſo der Kranz zu liegen, der für mich zu erringen iſt. Nehmen Sie aber auf dieſe öffentliche Stimme auch nicht mehr Rückſicht als ſie verdient, und bringen meine Eitelkeit nicht anders in Anſchlag, als inſofern ſie die Quelle von etwas gutem werden kann.

Ich möchte auf der andern Seite gerne *ſogleich* an meine Maltheſer gehen, wozu ein recht ungeduldiges Verlangen mich treibt. Da ich Hofnung habe, von December inclusive biß zum April für die Horen nicht ſo ſehr nöthig zu ſeyn, ſo könnte ich in dieſen 4 Monaten ſehr weit kommen, wo nicht ganz und gar mit jenem Trauerſpiel fertig werden. Oder ſollte ich vielleicht überall keinen Gedanken daran haben? Zuweilen traue ich mir etwas darinn zu, und beſonders dürfte *dieſes* Sujet noch am wenigſten mißlingen. Da es mit Chören verbunden iſt, ſo knüpft es ſich auch ſchon eher an meine jetzige lyriſche Stimmung an. Es enthält eine einfache heroiſche Handlung, eben ſolche

Charaktere, die zugleich lauter männliche sind, und ist dabey Darstellung einer erhabenen Idee, wie ich sie liebe.

Denken Sie, lieber Freund, noch einmal recht streng über mich nach, und schreiben mir dann Ihre Meinung. Poesie wird auf jeden Fall mein Geschäft seyn; die Frage ist also bloß ob episch (im weitern Sinne des Worts) oder dramatisch?

Adieu, theurer Freund. Der guten Li sagen Sie die herzlichsten Grüße. Lolo denke ich wird auch schreiben und Ihnen die hiesigen Neuigkeiten melden. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Ihr

Sch.

32. Humboldt an Schiller.

Tegel, 12. October 95.

Mit ungeduldigem Verlangen habe ich, liebster Freund, die beiden letzten Posttage Briefen von Ihnen, und den 9ten Horen entgegengesehen, und fast befürchte ich, daß ein neuer Anfall von Kränklichkeit die Ursach Ihres Stillschweigens ist. Reißen Sie mich bald aus dieser Besorgniß, und lassen Sie mich hören, daß Sie heiter und gesund sind. Mit meiner Frau geht es viel besser, ob sie gleich noch nicht ganz hergestellt ist; mit meiner Mutter wieder schlimmer und so ists ein ewiges Wechseln derselben unangenehmen Vorfälle. Ich selbst bin, bis auf einen starken Schnupfen, recht wohl, und ziemlich fleißig beschäftigt. Ich lebe hier eigentlich in großer Einsamkeit, und beinah in gleich großer mit Ihnen. Nur sehr selten bekomme ich einen Besuch, und wie ich mit den Menschen hier stehe, ist mir dieß Alleinseyn sehr wohlthätig. Der einzige, mit dem ich fortdauernd ein interessantes Verhältniß unterhalten kann, ist Gentz, dem aber seine Lage gerade die meisten Schwierigkeiten mich zu sehen entgegensetzt. Mit außerordentlich vielen und tiefen Kenntnissen, und einem sehr richtigen, wenn gleich nicht eben fruchtbaren, noch weniger genialischen Kopf verbindet er eine Bescheidenheit, die man seinen Schriften nicht einmal ansieht, die aber wahr und ungeheuchelt und hier ein seltnes Ding ist. Ueber

seine Productionen, vorzüglich über die, welche ganz eigentlich philosophischen Gehalts seyn sollen, kann ich zwar bei weitem nicht so vortheilhaft, als über ihn selbst urtheilen, und ich muß sogar mein neuliches Urtheil über seine neueste Abhandlung in der MonatsSchrift noch um vieles herabstimmen; aber ohne daß eine einzelne Anlage in ihm bis zu einer großen Virtuosität ausgebildet wäre, sind es doch alle bis auf einen sehr befriedigenden Grad, und dieß, verbunden mit einer sehr lebhaften Phantasie, macht ihn für das Gespräch sehr brauchbar. Was man immer berühren mag, so hat er Sinn dafür, und fast nie habe ich ihn durch Einseitigkeit zu einer unrichtigen Schätzung der Dinge oder der Menschen verleitet gesehen. Er ist jetzt mehr als je in die Geschichte der Französischen Revolution vergraben, unter seinem Werk, das Ostern erscheint, dürfen Sie Sich aber nichts, als eine Art der Chronik denken. Sein Zweck ist bloß den Faden der Begebenheiten so rein und einfach, als möglich, aus dem Wuste von Materialien herauszuwickeln. Dieser Plan scheint mir, da zu einer eigentlichen Geschichte noch schlechterdings nicht die Zeit ist, sehr vernünftig.

Von Körner habe ich seit dem Ihnen einmal mitgetheilten Briefe keine Nachricht. Ich hoffe, er ist an seinem Horenbeitrag fleißig, und freue mich sehr auf seine Ansicht der lyrischen Poesie. Geßler ist im Begriff nach Italien zu gehen, und da ich mir doch immer nicht denken kann, daß er, selbst in dem wüsten Dresden, ein eigentlich anziehender Umgang für Körner seyn sollte, der es sich wohl mehr nur selbst einredet, so erhält er destomehr Freiheit von zerstreuenden Unterbrechungen. Die große Sucht nach Italien zu reisen, und der Wirbel, der gerade jetzt mehrere meiner Bekannten mit fortreißt, macht mich oft beinah lachen. Bei so vielen trift es sehr ein, daß sie in der Ferne suchen, was sie so nah finden könnten. Mir scheint fast unter allen Ländern Italien dasjenige zu seyn, was nur auf die wenigsten recht wohlthätig wirken kann. Die Hauptsache ist und bleibt doch da der Kunstgenuß, und wie wenige sind hierin so weit, daß sie gerade die Antike brauchen, ja nur zu verstehen vermögen. Außerdem aber bietet dieß Land demjenigen, der

nicht sehr viel aus sich selbst schöpfen kann, nur sehr wenig dar. England, Frankreich und jedes Land, in dem viel Industrie, ein mannigfaltiger Umtrieb der Dinge und Menschen, und ein hoch cultivirtes bürgerliches Leben ist, giebt auch dem mittelmäßigsten Kopf Stoff zum Nachdenken, und bereichert ihn wenigstens mit allerlei Kenntnissen. Italien hingegen muß Leute dieses Schlags sehr leer lassen, und gewöhnlich sieht man sie auch nur leere Bewunderung und eitles Geschwätz zurückbringen. Mich selbst, da in mir der Kunstsinn wenig geübt ist, würden diese Betrachtungen bedenklich machen, gerade zuerst diese Reise zu wählen. Aber außerdem, daß es mir in der That mehr um den Lebensgenuß in einem milden Klima, und einer schönen reichen Natur zu thun ist, erwarte ich auch eine große Erweiterung meiner Menschenkenntniß aus dem Studium dieser Nation. Soviel ich sie jetzt kenne muß sie mit und neben aller Cultur sehr viel ursprüngliche natürliche Menschheit zeigen, wenn gleich, da die sinnlichen Triebe und Anlagen vorzüglich ausgebildet scheinen, keine sehr hohe. Sie muß formloser seyn, als irgend eine andre Nation, und daher äußerst zweckmäßig gewisse Seiten der Menschheit aus ihr kennen zu lernen. Sie muß darin sehr mit den Alten übereinkommen, gleichsam ihr zurückgebliebener Schatten seyn. Von dieser Seite greift sie so in alles ein, was mich interessirt und beschäftigt, daß ich einer anschaulichen Kenntniß von ihr mit großem Verlangen entgegensehe.

Von Göthe höre ich hier allerlei possierliche Geschichten erzählen, die von zwei getauften Jüdinnen, die mit in Carlsbad waren, herkommen. Außerdem daß er ihnen soll erstaunlich viel vorgelesen, in Stammbücher und auf Fächer geschrieben, und ihre Productionen corrigirt haben, erzählt auch die eine, die sonst ein sehr schönes Mädchen war, daß er ihnen die einzelnen Gelegenheiten erzählt habe, die ihn zu den Elegien veranlaßt, namentlich die zu dem Vers: und der Barbar beherrscht Römischen Busen und Leib! Dieß läßt doch wohl auch auf die Unterwürfigkeit des Jüdischen schließen, nicht wahr? Uebrigens aber, obgleich diese mit vieler Indiscretion herumgetragnen Geschichtchen Göthes Bild hier mit einigen neuen Zügen aus-

gestattet haben, finde ich es äußerst vernünftig, einige sogenannte aufgeklärte Männer und denkende Köpfe von hier, die zugleich da waren, und über ihre Zurücksetzung sehr mismuthig schienen, vernachlässigt, und diese Getauften erwählt zu haben, die in der That, viel Pretiöses und Affectirtes abgerechnet, recht geistvoll und angenehm sind. Sie sollen auch, wie sie erzählen, bei dem erwarteten neuen Ankömmling in Weimar Pathenstelle vertreten. Darüber daß das Ende des Meister so zögert, klagt Unger sehr. Da Sie mir noch gar nichts davon geschrieben, schließe ich, daß es entweder noch nicht einmal überhaupt zum Zeigen fertig ist, oder ganz in dem Tone des Anfangs fortgeht, so daß nichts neues darüber zu sagen ist. Vor den platten Urtheilen über diesen neuen Theil ist mir ordentlich schon bange. — Vom Almanach lege ich den 4ten Bogen bei. Der 5te muß auch bereits abgedruckt seyn, und vielleicht erhalte ich ihn noch heute. Wenigstens habe ich schon den 6ten vorgestern zur Revision hiergehabt. Ich wünsche sehr zu erfahren, welchen Eindruck das Aeußere auf Sie gemacht hat. Der Corrector, den mir Meyer empfohlen, hat sich neulich die Freiheit genommen, eignes Machwerk an mich zur Aufnahme zu schicken. Ich habe ihm ganz kurz geantwortet, daß ich bloß den Druck mit zu besorgen hätte, und da es elendes Zeug war, hinzugesetzt, daß Sie den Almanach für dieß Jahr für geschlossen ansähen, damit er Sie nicht weiter behelligen möchte. Mit seiner Sorgfalt bin ich recht sehr gut zufrieden, aber er ist so ängstlich, daß, wenn er, wie schon einigemal geschehen ist, Unsinn aus dem Manuscript herauslieſt, er ihn auch ohne Bedenken drucken läßt. So waren neulich zwei Fälle in der Parthenope. Daher ist meine revision gar nicht überflüssig. Michaelis erwarte ich alle Tage, um das endliche Schicksal der Musik zu erfahren. Wie danke ich dem Himmel, daß Sie von diesem Menschen los sind, und daß er in diesem Jahr doch weder dem Almanach noch Ihnen viel geschadet haben soll. — Dürfte ich Sie wohl bitten, Lolo, die ich herzlich grüße, zu ersuchen, aus meinen Büchern 1.) Schellers lateinisch deutsches Wörterbuch in 3 Bänden, und 2.) Bailey's Englisch Deutsches Wörterbuch zu nehmen, und wohl eingepackt auf der Post

herzuschicken. Da man so etwas nicht leihen kann, muß ich schon das Postgeld daran wenden. — Leben Sie herzlich wohl, innigstgeliebter Freund.

Ihr

Humboldt.

Ich lege noch den 5ten eben erhaltenen Bogen bei. Sie werden noch einige Druckfehler, indeß doch nur in der Interpunktion finden, und keinen, der dem Sinn Eintrag thäte. Es thut mir herzlich leid, daß auch diese noch stehn geblieben sind. Sie müssen sie nur meiner Ungeübtheit in dieser Arbeit, nicht einem Mangel an Aufmerksamkeit zuschreiben. Einige hat mir auch der Setzer nach der Revision hineingebracht.

---

33. Humboldt an Schiller.

Tegel, 16. October 95.

Es ist eine schwierige Aufgabe, liebster Freund, bei sich selbst zu entscheiden, ob der eigenthümliche Charakter Ihres Dichtungsvermögens mehr der dramatischen, oder mehr der epischen Poesie angemessen ist? Zu allen Schwierigkeiten, die der Beantwortung jeder Frage dieser Art im Wege stehen, gesellt sich bei Ihnen noch die reiche Mannigfaltigkeit Ihres Genies, dem alles in so eminentem Grade zu gelingen scheint, und der zufällige Umstand, daß Ihre dramatischen Producte aus einer so viel früheren, und verschiedenen Periode Ihres Lebens sind. Da Sie es indeß verlangen, so will ich dreist ein Urtheil auszusprechen versuchen. Nur müssen Sie es mir zu Gute halten, wenn ich mehr einer gewissen Divinationsgabe, als einem sichren Raisonnement folge.

Am schwersten ist es, dasjenige auszusprechen, was Sie, als Dichter, charakterisirt, obgleich jeder es gewiß bei Ihnen genauer, als bei irgend einem andern deutschen Dichter fühlt. Man kann Göthe z. B. bis auf einen hohen Grad der Wahrheit in seinen letzteren Producten mit den Griechen, in seinen früheren mit Shakespear vergleichen; man hat das letzte auch

mit Ihren früheren Stücken gethan. Da mir diese jetzt leider nicht genug gegenwärtig sind, so kann ich die Richtigkeit hievon nicht beurtheilen, indeß bin ich für mich a priori überzeugt, daß dieß Urtheil zu denjenigen gehört, die gewiß durchaus falsch sind, die aber ein mittelmäßiger Beurtheiler nothwendig fällen muß. Aber vorzüglich klar ist mir Ihr DichterCharakter, wenn ich Sie gegen die Griechen halte. Unter allem mir bekannten Griechischen ist keine Zeile, von der ich mir Sie als den Verfasser denken könnte, und zwar liegt der auffallende Unterschied nicht in dem Grade erreichter Vollendung, sondern, man möchte auch hierüber, wie man wollte, urtheilen, wieder offenbar in der Gattung. Dennoch liegen alle wesentliche Schönheiten der griechischen Poesie innerhalb des Kreises nicht bloß dessen, was Sie von Ihren Arbeiten fodern, sondern auch dessen, was Sie einzeln und bei einzelnem in so hohem Maaße geleistet haben. Was Sie unterscheidet kann auch nicht irgend einem Einfluß des Nationalcharakters oder der zufälligen Lage der Literatur, kaum nur den Fortschritten des Zeitalters beigemessen werden. Es ist Ihnen und nur Ihnen eigen, und ist so innig mit den Foderungen des poetischen Genies verbunden, daß es sogar eine wesentliche Erweiterung desselben ausmacht. Sie fühlen, was ich sagen will, alle Ihre dichterischen Producte zeigen einen stärkeren Antheil des Ideenvermögens, als man sonst in irgend einem Dichter antrift, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte. Ich verstehe aber hierunter ganz und gar nicht bloß das, wodurch Ihre Poesie eigentlich philosophisch wird, sondern finde eben diesen Zug auch in der Eigenthümlichkeit, mit der Sie das behandeln, was reine dichterische, also Künstler-Erfindung ist. Es schwebt mir hiebei jetzt vorzüglich z. B. die Behandlung des Erhabnen, des Furchtbaren, des Geheimnißvollen im Geisterseher vor. Um es daher in seiner ganzen Allgemeinheit auszudrücken, muß ich es lieber gleichsam einen Ueberschuß von Selbstthätigkeit nennen; eine solche, die sich auch den Stoff, den sie bloß empfangen sollte, noch selbst schaft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem bloß gegebnen verbindet; die der Materie und der That nach

fast bloß alleinwirkend, aber der Form und dem Schein nach (worauf das Wesen der genialischen Production beruht) nur durch Wechselwirkung thätig ist. Dieß nun drückt allem, was Ihnen angehört, ein ganz eignes Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit auf, führt ganz eigentlich in ein überirrdisches Gebiet über, und stellt die höchste Gattung des Erhabnen, die durch die Idee wirkt, auf. Darum besitzen Sie einen so intensiv großen Reichthum, bieten dem Leser, wenn ich so sagen darf, überall mehr Tiefe, als Fläche, und machen sich mit Einem Wort alle Vortheile zu eigen, welche die innige und durchgehende Verbindung von Ideen mit dem Gefühle, wenn dieß nicht dadurch an seiner Wärme verliert, gewährt. Ebendaher wird es aber auch entspringen, wenn man an Ihren Charakteren und Schilderungen, ungeachtet der größesten Wahrheit und Consequenz, doch oft wenigstens die Farbe der Natur selbst vermißt hat.

Nehme ich nun die dramatische (hier doch eigentlich die tragische, oder besser heroische) Poesie nach dem Begriff, der mir neuerlich durch die Göthischen Ideen am geläufigsten geworden ist, als die lebendige Darstellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menschen in einem einzelnen Kampf mit dem Schicksal; so finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakterisirt, hier in ihrem wahren Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geschieht. Alles drängt sich hier dem Moment der Entscheidung entgegen, die Kraft des Geistes und des Charakters muß sich bis zur höchsten Anspannung sammeln, um die Macht des Schicksals zu überwinden, und sich ganz in sich selbst zurückziehn, um ihr nicht zu unterliegen. Diesen Zustand in seiner ganzen Größe zu schildern fodert die höchste und reinste Energie des Genies; das Verhältniß des Menschen zum Schicksal darzustellen ist eigentlich die Darstellung einer Idee; je selbstthätiger und freier hier das Genie wirkt, je größeren Ideengehalt es in das Gefühl zu verweben weiß, desto größer ist die Wirkung. Diese hervorzubringen, halte ich Sie geschaffen; wenn Sie hier Ihren Gegenstand glücklich wählen, so wird Sie hier keiner erreichen. Die bewundernswürdige Tiefe Ihres Geistes steht hier an ihrer Stelle;

es wird eine lyrische Stimmung erfodert, die Ihnen im Ganzen genommen mehr, als eine epische eigenthümlich ist, wenn ich jene auf die Darstellung der Gedanken und Empfindungen, diese auf die Darstellung der Formen, unter welchen beide erscheinen, beziehe. Auf der andern Seite aber setzt auch das Dramatische gerade Ihnen große Schwierigkeiten entgegen. Neben dem Erhabnen beruht seine Wirkung auch großentheils auf dem Rührenden, es fodert mannigfaltig bewegte Leidenschaften und fein nüancirte Empfindungen. Wieviel Sie auch hier durchaus vermögen, haben Sie zur Genüge gezeugt, und in keinem mir bekannten Theaterstück ist gerade das feine Spiel der Empfindungen so schön und zart aufgedeckt, als im Karlos. Nur ist eben hier die Frage, nicht sowohl, ob Sie hier der Natur wirklich treu sind, sondern mehr, ob Sie ihr treu zu seyn scheinen? Denn darin, dünkt mich, liegt gerade der Unterschied. Ich habe in vergangenem Winter einmal die weiblichen Charaktere des Karlos sehr genau untersucht, und bin nirgend auf etwas gestoßen, was ich nicht wahr nennen möchte, aber es bleibt ihnen ein schwer zu bestimmendes Etwas, ein gewisser Glanz, der sie von eigentlichen Naturwesen unterscheidet. Soll ich mich einmal nicht fürchten, in subtile Hypothesen zu verfallen, so kann ich mir diese Erscheinung auch nach meinen Voraussetzungen sehr wohl erklären. Wenn es richtig ist, daß Sie der Natur gleichsam, ehe sie vollkommen auf Sie einwirken kann, schon selbstthätig entgegeneilen, wenn Sie nicht sowohl aus ihr schöpfen, als nur, durch sie begeistert, ihr Bild in sich durch eigne Kraft schaffen, so muß dieß da am meisten sichtbar seyn, wo die Natur selbst, wenn ich so sagen darf, am meisten Natur, am wenigsten aus einander gewickelt ist, wo sie mehr durch Materie auf das Gefühl, und nur wenig durch Form auf den Verstand wirkt. Charaktere, die Göthen unglaublich gelingen, Götzens Frau, Götz selbst, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeit machen. Dennoch aber, so fest ich auch glaube, daß Ihre Stärke nicht in dieser Gattung der Tragödie, sondern nur in jener einfachen und heroischen ganz sichtbar seyn würde, so sehr wünschte ich doch, daß es Ihnen möglich wäre,

den Versuch durch alle Gattungen durch zu machen. Es ist das anziehendste Schauspiel, das ich mir denken kann, zu sehen, wie sich die Welt in einer Seele, wie die Ihrige ist, spiegelt, zu sehen, wie Sie Ihre Charaktere aus einem idealischen Kreise herbeiführen, und ihnen doch eine so lebendige Wirklichkeit geben. Indeß gestehe ich gern, daß dieser Reiz fremdartig ist, und nicht eigentlich als ein Vorzug der Kunst angesehn werden kann. Ueberhaupt verdiente es noch erwogen zu werden, ob nicht die dramatische Poesie noch mehr, als jede andre, verlangt, daß der Dichter unmittelbar aus der Natur schöpfe. Wenigstens lehrt mich meine Erfahrung, daß nirgends das Gegentheil auch nur im kleinsten Grade so sichtbar ist. Nirgends, scheint es, will man so unmittelbar durch die Wirklichkeit gerührt seyn. Vielleicht aber geht man auch hierin zu weit, und vielleicht rührt dieß aus einer nicht ganz rein-ästhetischen Stimmung her, die unter dem Namen der Natur nur etwas Materielles sucht, und für die Einwirkung der Kunstform nicht hinlänglich empfänglich ist.

Verglichen mit der dramatischen, halte ich die epische Poesie nicht so fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. Ueberhaupt scheint mir die dramatische die höchste Frucht des Dichtergenies, und da ich Sie einmal für diese völlig gebohren halte, insofern Sie Sich nur auf eine gewisse Gattung beschränken, so bleibt mir keine Wahl übrig. An sich braucht auch das eigentlich Epische überhaupt (nicht eben nur die große Epopee) eine leichtere, lachendere, mehr mahlende Phantasie, als Ihnen in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen eigen scheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine sich selbst nachtheilige Wahl treffen. Indeß ist das Gebiet des Epischen, vorzüglich in den weiten Gränzen, die wir ihm hier geben, so groß, daß es eine zahlreiche Menge von Formen einschließt, und das Lyrische, wie das Didaktische in sich aufnimmt. Vorzüglich nach Ihren neueren Gedichten von den Göttern Griechenlands an, läßt sich eine Gattung zeigen, die Sie allein Sich gestempelt haben, und die mit allem Reichthum epischer Schilderungen den höchsten lyrischen Schwung ver-

einigt, und durch diesen gedoppelten Eindruck auf die Phantasie und die Empfindung den Geist zu tiefen und überraschenden Wahrheiten führt. Diese Gattung und mithin das Epische ist Ihnen vollkommen eigen, sie paßt Ihnen genauer an, als irgend eine andre, aber ich würde Ihnen Unrecht zu thun glauben, wenn ich Sie darauf beschränken wollte, wie schön und fruchtbar an großen Wirkungen auf das Gemüth des Lesers sie auch ist, und einen wie großen Umfang sie auch selbst noch in sich erlaubt.

Jetzt kann ich ein Resultat ziehen: Den schönsten und Ihrer am meisten würdigen Kranz bietet Ihnen die dramatische, aber nur innerhalb gewisser Grenzen, vorzüglich in der einfachen heroischen Gattung, einen leichteren und in einem weitern Umfange die epische dar.

Mein Wunsch kann jetzt hienach nur die Maltheser treffen. Sie sind eine sehr glückliche Wahl für die Gattung überhaupt und für den Moment insbesondre. Denn an sich ist der Wallenstein freilich bei weitem größer und tragischer, und auch ganz gewiß in demjenigen Kreise, für den Sie bestimmt sind. Auch muß ich darum dazu rathen, weil ich überzeugt bin, daß die romantische Erzählung doch immer gewiß ist, und uns nicht entgeht, da hingegen der erste Versuch, den Sie wieder im Dramatischen wagen, mehr Hindernisse finden muß. Im Philosophischen und Poetischen der Gattung, in der Sie jetzt arbeiten, haben Sie nun auf eine bewundernswürdige Weise gezeigt, daß Sie die Vollendung jeder Arbeit, wie ein Mahler jede Zeichnung, in Ihrer Gewalt haben. Zeigen Sie es auch hier. Ihr Genie scheint Ihnen, auch den ungünstigsten Umständen zum Trotz, einmal keinen Dienst zu versagen — eine Betrachtung, die mich oft rührt. Wer ein so reges geistiges Leben hat, scheint der Erde wenig mehr schuldig zu seyn. Allein freilich muß auch eben diese größere Schwierigkeit der Maltheser sehr sorgfältig mit auf die Wagschale gelegt werden. Sie müssen genau prüfen, ob Sie hoffen dürfen genug innere Stimmung und äußere Muße zu haben, um ein so mühsames Werk, als ein solches Schauspiel ist, zu vollenden. Unterbrochen

dürfte es nicht werden. Wäre dieß zu fürchten, so wählte ich an Ihrer Stelle die Erzählung. Diese empföhle sich allerdings gar sehr dadurch, daß Sie damit einen gewissen Kreis vollendeten, Universalität erreichten. Aber die Erzählung bleibt Ihnen gewiß, und jener Rücksicht, die mehr für das Publicum ist, denn Sie und wer Sie kennt, weiß auch, daß Sie jener Universalität fähig sind, läßt sich auch die andre entgegensetzen, daß es des Spaßes werth wäre durch ein neues Schauspiel die Menschen, die über Ihren dramatischen Charakter so bestimmt scheinen, ein wenig confus zu machen. Für die Horen endlich, um alles zu erschöpfen, halte ich die Erzählung vortheilhafter. Sie ist doch immer gewisser, und man würde sie auch den Horen, da eine Erzählung eher durch ein Journal entstanden seyn kann, mehr als ein Schauspiel anrechnen, das zwar größere Wirkung thut, aber auch mehr auf eignen Füßen steht, und wohl gleich besonders gedruckt wird. Doch sind dieß kleinliche Rücksichten.

Es ist so spät geworden, lieber Freund, daß ich nur noch zwei Worte hinzufügen kann. Daß Ihnen der Almanach gefällt, freut mich herzlich. Zuviel leeren Raum finde ich auch, im Ganzen hab' ichs erinnert. Einzeln abhelfen konnte ich nicht. Göthes Prolog ist jetzt schon abgedruckt. Ich denke, es schadet nichts. Daß er schon gedruckt existirt, haben mir einige gewiß gesagt, und ich erinnere es mich auch selbst dunkel. Ueber den elenden Menschen, den Michaelis urtheile ich, wie Sie. Ueber alles andre, vorzüglich über die herrliche Elegie nächstens! Wir umarmen Sie von ganzem Herzen!

Ihr

Humboldt.

Haben Sie die Güte, Lieber, Hellfelden die 30 Thaler Courant und Ilgen (für Holz, das er bezahlen soll) 56 Thaler 12 Groschen gegen Quittung zu schicken. Ilgen bitte sagen zu lassen, daß ich mit nächster Post selbst schreiben würde. Hätte Stark noch nicht bezahlt, so legen Sie es wohl aus. Adieu!

34. Humboldt an Schiller.

Tegel, 23. October 95.

Ihre Elegie, liebster Freund, hat mich zu sehr gefesselt, als daß ich es mir nicht, da Sie mir kein baldiges Zurückschicken empfohlen hatten, hätte vergönnen sollen, sie länger zu behalten, um sie ganz zu studiren, und mich mit jedem einzelnen Theil genau bekannt zu machen. Wohin man sich wendet, wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dieß unbegreiflich schön organisirte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dieß mich am meisten anzieht, und mein Innres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es hat den reichsten Stoff, und überdieß gerade den, der mir, meiner Ansicht der Dinge nach, immer am nächsten liegt. Es stellt die veränderliche Strebsamkeit des Menschen der sichren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden, und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Das eigentliche poetische Verdienst scheint mir in diesem Gedicht sehr groß; fast in keinem Ihrer übrigen sind Stoff und Form so mit einander amalgamirt, erscheint alles so durchaus als das freie Werk der Phantasie. Vorzüglich schön ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Bilder, die es aufstellt. Im Anfang und am Schluß die reine und große Natur, in der Mitte die menschliche Kunst, erst an ihrer Hand, dann sich allein überlassen. Das Gemüth wird nach und nach durch alle Stimmungen geführt, deren es fähig ist. Die lichtvolle Heiterkeit des bloß mahlenden Anfangs ladet die Phantasie freundlich ein, und giebt ihr eine leichte, sinnlich angenehme Beschäftigung; das Schauervolle der darauf veränderten Naturscene bereitet zu größerem Ernst vor, und macht das Er-

scheinen der ofnen Ferne, gleichsam den Eintritt in die Welt noch überraschender. Mit dem Menschen tritt nun die Betrachtung ein. Aber da er noch in großer Einfachheit der Natur getreu bleibt, braucht sich der Blick nicht auf viele Gegenstände zu verbreiten. Allein der ersten Einfalt folgt nun die Cultur und die Aufmerksamkeit muß sich auf einmal auf alle mannigfaltige Gegenstände des gebildeten Lebens und ihre vielfachen Wechselwirkungen zerstreuen. Der Blick auf das letzte Ziel der Menschen, auf die Sittlichkeit, sammelt den herumschweifenden Geist wieder auf Einen Punkt. Er kehrt bei der Verwilderung des Menschen zur rohen Natur wieder in sich zurück, und wird getrieben die Auflösung des Widerstreits, den er vor Augen sieht, in einer Idee aufzusuchen. So entlassen Sie den Leser, wie Sie ihn am Anfang durch sinnliche Leichtigkeit einluden, am Schluß mit der erhabenen Ruhe der Vernunft.

Bei dem ersten Lesen ist es schwer, das Ganze zu übersehen. Sogar beim zweiten habe ich dieß noch gefunden, und leicht dürften einige auch bei noch öfter wiederholtem dieß Urtheil fällen. Anfangs schien es mir wirklich, als läge hierin ein Fehler in Ihrer Arbeit, als wären Sie zu ununterbrochen mit Schilderungen fortgegangen, und hätten nicht genug dafür gesorgt, die zerstreute Phantasie wieder zu sammeln, jedes einzelne Bild in wenige einzelne Züge zusammenzustellen. Allein bei genauerer Untersuchung muß ich dieß Urtheil gänzlich zurücknehmen, das bloß subjectiv war. Alles ist im höchsten Grade klar, unglaublich schön, und freiwillig fließt eins aus dem andern her, und mit der größesten Deutlichkeit durchschaue ich jetzt die herrliche Organisation dieser eignen Welt. Ich wähle diese beiden Ausdrücke hier nicht umsonst, ich weiß kein Gedicht, bei dem sie so an ihrem Orte ständen. Da, wo sich die Cultur an die erste Einfachheit anschließt, ist der Uebergang: „Aber wer raubt mir auf einmal u. s. w. allerdings abgebrochen, aber dieß vermehrt, dünkt mich, sehr die poetische Bewegung und die lyrische Wirkung. Jedes einzelne Bild für sich ist äußerst charakteristisch. Nur Einmal bin ich angestoßen. Es ist eine der schönsten Stellen des Gedichts, wo Sie der „länderverknüpfen-

den Straße" gedenken. Auch bei mir haben sich von jeher an eine Landstraße soviele Ideen gereiht, und Sie erinnern Sich vielleicht, daß wir einmal auf einem Spaziergang weitläuftig davon redeten. Aber gehört die Straße wohl recht in dieß Zeitalter zwar nicht ganz ursprünglicher, aber doch immer sehr früher Einfalt? und hätten Sie sie nicht besser in das folgende gebracht, das erst den Handel und den Krieg kennt, die beiden vorzüglichsten Mittel der Länderverknüpfung? Mir ist es um so mehr aufgefallen, da Sie mir in dem gleich darauffolgenden Verse nicht ohne Absicht und mit großem Recht: „Flöße" statt Schiffe gewählt zu haben schienen. Und doch ging die Seecommunication der Landcommunication noch voraus.

Die Schönheiten der Diction im Einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck giebt ein schönes Bild, und die meisten einzelnen Distichen laden zu einem eignen Studium ein. Vorzüglich sind mir einige Bilder und Beiwörter aufgefallen, die zugleich Neuheit und Schönheit auszeichnet, das „energische Licht", des Schmetterlings „zweiflendem Flügel", die Vergleichung der begränzten Aecker mit einem Teppich Demeters, die Beschreibung der Spindel, des Brückenbogens. Andre Stellen zeichnen sich durch Tiefe des Sinns und die Wahrheit der Empfindung, welchen beiden der Ausdruck so herrlich anpaßt, aus. So „Enger wird um ihn u. s. w. — Welt." „Sucht das vertraute Gesetz — Flucht" „es irrt selbst in dem Busen der Gott." „Weit von dem Menschen fliehe der Mensch — besteht." Dann die Kühnheit des Verses: „Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt" und die unnachahmliche Kürze dieses: „und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur." Zweifel sind mir nur sehr wenig eingefallen. Der Vers: „Aus dem Bruche wiegt sich der Fels" war mir anfangs etwas dunkel. Vielleicht weil man nicht leicht allein Bruch sondern Stein-, Marmorbruch und so sagt. „Thürmend" vom Mast ist zwar nicht ungewöhnlich, aber es schien mir nie eigentlich. Beim Mast ist das in die Augen fallende die Höhe. Beim Thurm mehr die Masse. Für „Holz" beim Dädalus wünschte ich, sollte es auch gegen die Geschichte

seyn, lieber Stein. Der freche Gelust war mir fremd. Ich dächte das.

Der Versbau ist nicht allein sorgfältiger als in Ihren vorigen elegischen Stücken behandelt, sondern auch an sich überaus schön und wohlklingend. Nur bei sehr wenigen Versen bin ich noch angestoßen. Da Sie es aber einmal nicht für Pedanterie halten, auch in Kleinigkeiten einzugehn, so setze ich doch meine Bedenken her.

Jene | Linien | die des | Landmanns | Eigenthum | scheiden.

Diesen Vers wünschte ich sehr geändert. Er ist der einzige, der so wenig fest und so eingeschnitten einhergeht. Sonst haben die übrigen Hexameter sehr gut gewählte Abschnitte, und das Ohr empfängt sie in schönen rhythmischen Stücken zugemessen. Nur Einen Abschnitt, der Ihnen nicht ungewöhnlich ist, halte ich nicht für sonor; den nemlich nach dem dritten Fuß, ohne daß doch auf diesen Fuß unmittelbar ein einsilbiges Wort, oder eine Schlußsilbe folgt. In der Elegie finde ich bloß folgende fünf Verse dieser Art:

Frei mit weitverbreitetem | Teppich
Um mich summen geschäftige | Bienen
Siehe, da wimmeln von fröhlichem | Leben
Aber im stillen Gemache | zeichnet
Wild ist es hier und schauerlich | öde

In dem Vers:

Tausend Hände belebt Ein Geist, in tausend Brüsten

schleppen die vier Schlußtrochäen zu sehr. Auch „Brüsten" gefällt mir nicht recht. Der Pentameter:

Gleich wie Dein | Tage | werk

klingt mir auch nicht recht. Man macht Tagewerk zum Daktylus, oder der Abschnitt ist wenigstens nicht bemerklich genug gemacht. Kleine Härten in der Prosodie wären etwa folgende:

Theilst du mit deiner Flur
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für
Ehre ward Euch und Sieg, doch nur der Ruhm kam zurücke
Munter entbrennt, des Eigenthums

(doch ist dieß ein schwieriges Wort). Hiatus von e und e sind mir folgende aufgestoßen:

Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste empor
Alle der Trug der Natur köstlichste Töne entehrt
Die das sprachebedürftige Herz in der Freude erfindet

Aber genug der Silbenstecherei. Es ist mir sehr lächerlich, daß ich über Prosodie krittle, da ich ein völlig unmusikalisches Ohr habe. Ueberhaupt ist es damit etwas sonderbares. Körner ist, wie ich aus seinen Urtheilen auch über Ihre ersten elegischen Sachen weiß, noch leichter als ich mit dem Silbenmaaß, und ich bin es wieder mehr, als einige andre meiner Freunde. Nun haben Sie und Körner doch gewiß ein ohne Vergleichung bessres Ohr als ich und diese andern. Wir aber unterscheiden uns bloß durch eine genauere Lectüre der alten Dichter. Sollte daher in diesen Regeln vorzüglich mit den Abschnitten des Hexameters nicht manches Willkührliche liegen? Ich wünschte Sie dächten einmal darüber nach. Haben Sie wohl je Voß Abhandlung vor der Uebersetzung des Landbaus gelesen? Wo nicht, so wird Sie es doch unterhalten. Sie finden es unter meinen Büchern.

Vom Almanach lege ich wieder 2 Bogen bei G H. J habe ich revidirt und auf K kommen nun noch Langbeins Legende und Ihre Stanzen. Dann gehn die Epigramme an. Michaelis hätte bei diesen gern Göthes Namen gehabt, und hat mir noch neulich darum geschrieben. Es versteht sich, daß ich das Manuscript drucken lasse, wie es ist, und daß also der Name wegbleibt. Es scheint mir auch so schicklicher. Die Epigramme werden über 2 Bogen füllen und also der Druck bis zu N kommen. Dieß machen die leeren Räume, ob Sie gleich sehr richtig bemerken, daß sie nicht schön sind.

Herzlich danke ich Ihnen für die mitgetheilten Briefe. Es muß Ihnen viel Freude machen, unsre Urtheile zu vergleichen. Körners Brief besonders hat mich interessirt. Sein eigentliches Urtheil über Ihre Eigenthümlichkeit stimmt sehr mit dem meinigen in meinem letzten Briefe überein. Nur scheint er mir manches darin mit Unrecht als einen Mangel anzusehn, und eine Aenderung zu hoffen oder zu wünschen, und überhaupt an einen Ueber-

gang aus dieser Eigenthümlichkeit gleichsam in die allgemeine klassische Bahn glauben zu wollen. So kann ich es nicht ansehn. Es streitet gegen meine Theorie der Bildung überhaupt. Jeder muß *seine* Eigenthümlichkeit aufsuchen, und diese reinigen, das Zufällige absondern. Es bleibt dennoch immer Eigenthümlichkeit; denn ein Theil des Zufälligen ist an das Individuum unauflöslich gebunden, und dieß kann und *darf* man nicht entfernen. Nur dadurch ist eigentlich Charakter möglich, und durch Charakter allein Größe. Ihr Dichtercharakter aber ist gerade Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt. Was daher Körner von einer Gewöhnung ruhiger zu empfangen sagt, kann ich nicht ganz unterschreiben, obgleich allerdings Wahrheit darin ist. Seine Ideen über das Charakteristische und über die Schönheit sind mir noch nicht klar. Er scheint mir immer die letztere zu sehr in Eine Reihe mit der Vollkommenheit zu setzen, da er soviel von der Verbindung des Ganzen spricht. Auch das Charakteristische und dieß vorzüglich ist darauf gerichtet und doch wesentlich vom Schönen verschieden. Göthen scheint er mir zu hart zu beurtheilen, und in der Vergleichung mit Ihnen Sie beide zu sehr in Eine Gattung zu setzen. Gerade Sie beide können beide das Höchste erreichen, ohne einander zu schaden. Das fühle ich jetzt sehr deutlich.

Göthe drückt sich nach seiner Art über Sie zu kurz und unbestimmt aus. Ihm gerade muß es auch am schwersten werden, den wahren Standpunkt zu finden. Sonst haben mich seine Briefe sehr amüsirt, und mit der vorhabenden Uebersetzung von Frau von Stael wieder ausgesöhnt. Denn ich muß Ihnen nur sagen, daß ich neulich nur vergaß, Sie ganz eigentlich zu bitten, dieß Projekt aufzugeben. Eine Uebersetzung aus dem Französischen schien mir für die Horen nicht passend. Da indeß *Sie* die Anmerkungen machen, so werden Sie freilich es schon zu Etwas machen. Grüßen Sie Göthe herzlich. Sie schrieben mir neulich, ob wir ihm wohl unser Quartier abtreten wollten auf einige Zeit. Natürlich von Herzen gern. Nur Eine Schwierigkeit ist dabei. Es ist ein eigner Punkt meines Contrakts mit Hellfeld, daß ich nichts von meiner Wohnung, vorzüglich während

meiner Abwesenheit, einem andern überlassen darf. Nun sind zwar die Ausdrücke so, daß diese Art von Ueberlassung darunter nicht gut verstanden werden kann. Indeß sehn Sie selbst ist es schwer, sich mit Hellfeld auf 30 Meilen in Subtilitäten einzulassen. Da es indeß Göthe ist, wird er denke ich keine Schwierigkeit machen, und ich will auch meinen Brief schon darnach einrichten. Nur schicke ich heute noch keinen Brief mit, weil Sie mir nur unbestimmt schreiben und ich doch nicht unnützerweise die Sache erwähnen möchte. Ich bitte Sie also mir zu sagen, ob Göthe bestimmt davon gesprochen hat, und dann richte ich die Sache gleich ein. Ich habe gar kein Hinderniß, und Hellfeld wird sich auch geben. Nur wissen lassen muß ich es ihn vorher. Ich warte also Ihre Antwort ab.

Herders Brief bezieht sich meist auf Stücke, die ich noch nicht kenne, und auf die meine Erwartung sehr gespannt ist. Sein Urtheil über die Elegie ist sehr treffend. Daß der durchs Ganze laufende Faden zu leis gesponnen sey, wie er doch zu meynen scheint, kann ich nicht finden. Wer Sinn hat und aufmerksam ist, kann nicht irren. Seinen Wunsch, daß auch das Aeußere der Horen sich verjüngen möchte, unterschreibe ich von ganzem Herzen. Die Gedichte im 9ten Horenstück, vorzüglich die zweizeiligen Epigramme nehmen sich, wie sie da gedruckt sind, gar nicht gut aus. Im Reich der Schatten hätte schon durch ein näheres Aneinanderrücken der beiden Strophen und ein Einrücken des ersten Verses ein minder steifes Ansehn gewonnen werden können. Auf diese Sache scheint sich Cotta nicht zu legen. Haben Sie nicht ausgemacht, daß der Almanach immer bei Unger gedruckt werden soll? Es schiene mir doch sehr gut. Nur würde das Binden freilich Schwierigkeit machen. Das Papier zum Almanach ist aus Holland und der Ballen kostet 60 Thaler. Glätten aber läßt es erst Unger, auf die nemliche Art wie Göschen, nur daß er nicht so viel Lärm davon macht, als dieser.

Das Register zum Almanach mache ich nach den Namen der Verfasser die ich alphabetisch ordne. Unter jeden kommen dann die Stücke, wie sie der Reihe nach stehn. Ich schicke Ihnen eine Abschrift. Wahrscheinlich ist noch bis zum Abdruck dann

soviel Zeit, daß ich Ihre etwanigen Bemerkungen über diesen meinen Beitrag zum Almanach benutzen kann.

Wegen des Preises des Almanachs habe ich mit Michaelis nicht sprechen können. Er ist bei seiner Durchreise durch Berlin nach Leipzig nicht zu mir gekommen, und in Leipzig hätte ihn mein Brief, da er auch nur wenige Tage dort bleiben wollte, nicht mehr gefunden.

Die Stelle Ihres Briefs über Jacobis Geistesarmuth hat mich sehr lachen gemacht, und noch mehr, daß Sie doch Matthisson noch ausnehmen, ehe Sie ihm den Rang zugestehen.

Von Erhards Recension der Fichtischen Vorlesungen hatte ich ganz vergessen zu schreiben. Sie war, eigentlich zu reden, recht schlecht und sogar nicht ohne Sprachfehler, des Stils nicht zu gedenken. Die Vergleichung mit Raphael war läppisch und auffallend, obgleich nicht ganz so arg gemeynt. Er findet natürlich die Aehnlichkeit nur darin, daß bei beiden auch in bloßen Skizen eine Meisterhand sichtbar ist. Meine Recension über Fichte bin ich fest entschlossen nicht zu machen. Ich habe, ehe ich die der Vorlesungen gesehn hatte, Ehrharden vorgeschlagen, allein Hufeland hat deprecirt und versichert, er wolle warten, bis ich noch zu der Arbeit käme. Das könnte nun leicht lange vergebens gewartet seyn.

Kant hat seine Friedensschrift, die ich noch nicht gesehen, wohl wegen des politischen Inhalts und Titels nicht den Horen angeboten. Sonst dächte ich nicht, daß er etwas gegen die Horen hätte.

Gentz wünscht sehr sich in den Horen zu sehen. Nur weiß er nicht womit, weil er, wie er mir sagte, „nichts so populäres, als für seine Monatsschrift, liefern möchte." Diese Gesinnung ist eben das Unglück der Horen, wie ich ihm auch gesagt habe.

Das Stück des Archivs habe ich noch nicht gesehn. Aber daß der HErr von R—n, der Verfasser des Aufsatzes, gegen den sich Göthe erhoben hat, und der Antwort, niemand anders als Jenisch ist, ist ganz ausgemacht. Nicht Meyer bloß sagt es, sondern Jenisch gesteht es selbst, ohne allen Rückhalt, zu. Daß bei der academie über die fameuse Frage von den Fortschritten

der Philosophie seit Leibnitz, Schwabe und Reinhold den getheilten Preis (doch denke ich Schwabe mehr) und Jenisch mit einer 123 (!!) geschriebne Bogen starken Abhandlung das accessit erhalten, ist Ihnen wohl noch unbekannt.

Zu den guten Aussichten für die Horen im ersten halben Jahr 96. wünsche ich Ihnen herzlich Glück. Sie haben schon viel Versprochenes, und Sie wissen ja, wie oft schon ein deus ex machina kam. Er wird auch ferner nicht fehlen. Wenn ich Ihnen von Gentz etwas schaffen kann, soll es geschehn. Sonst ist hier niemand. Im Merkur soll etwas über eines gewissen Karstens Gemählde von einem Namens: Ferning stehn, das mir Gentz außerordentlich lobt. Wollten Sie es nicht ansehn? Da dieser Ferning jetzt in Rom ist, würde er durch Meyer erhalten werden können. Die Horen sollen ja in Jacobs Annalen auf das fürchterlichste recensirt seyn. Ein andres Ungewitter droht Nicolai. Dieser kommt nemlich im 10ten Theil seiner Reise durch Tübingen und ad vocem Cotta auf die Horen. Diese handelt er nun einzig und allein in der ganzen ersten Hälfte dieses Theils ab, und soll sie fürchterlich abimiren. Er geht in das größeste Détail, und stellt auch das Mercantilische der Entreprise, Ankündigung, Druck alles in das gehässigste Licht. Vorzüglich verbreitet er sich über eine übertriebne Anwendung Kantischer Grundsätze, thut alles in Einen Topf und nimmt alle Produkte der Literatur, in welchen neuerlich solche zum Theil wirklich lächerliche Anwendungen gemacht sind, zusammen, worin eine ungeheure Belesenheit stecken soll. Sogar ein Ausdruck des armen Schlegels in seinem Aufsatz über Aristophanes in der Berlinischen Monatsschrift, wo er vom „Princip der reinen Comödie" redet, entgeht seiner Rüge nicht. Dabei soll er sich auf sein litterarisches Alter stützen, erzählen, daß er nun schon so manche Schwindeleien erlebt, und ihren Untergang vorausgesagt habe u. s. w. Eine armseligere Creatur kann es wohl nicht geben! — Alles dieß hat mir Biester gesagt, der das saubre Machwerk schon gelesen hat.

Der Contract mit Crusius thut mir doch leid, obgleich er an sich gut ist. Unger hätte gewiß mehr gegeben. Daß Unger

mir schon längst sagte, ob Sie Sich wohl zu einem historischen Almanach wieder entschließen würden? und daß ich es verneint habe, vergaß ich Ihnen wohl zu schreiben. Wenn Sie es noch bejahen wollten, wäre es noch immer Zeit. Aber schwerlich dürften Sie dieß thun.

Ein Aufenthalt in Dresden würde Ihnen allerdings in mehr als Einer Rücksicht wohlthun. Nur freilich die Unruhe des déplacements. Mein Plan ist jetzt so. Im Frühjahr gehe ich hier weg. Dann muß ich aber freilich meinen Schwiegervater auf ein Paar Monate besuchen. Indeß denke ich komme ich doch gleich allein auf einige Wochen nach Jena um diese ganz mit Ihnen zu verleben. Nach diesem Aufenthalt komme ich mit meiner Familie nach Jena zurück, und bleibe bis zum Frühjahr 97. wo ich nach Italien gehe. Indeß hänge ich gar sehr vom Zufall ab, und kann nichts, selbst die so fest beschloßne Italiänische Reise nicht, unwiderruflich fest bestimmen. Es ist immer möglich, daß ich länger, als ich denke, in Jena seyn kann, freilich aber auch das Gegentheil. Nur das ist gewiß, daß ich Ihnen gewiß von überall her immer zueile, und daß Sie jede Aenderung meiner Plane bald, so bald ich sie weiß, erfahren. Ich darf Sie daher nicht bitten, bei Ihren Planen auf uns Rücksicht zu nehmen. Aber finden wollen wir uns gewiß überall, und gern wollen auch wir Sie aufsuchen. Solange meine beiden Eltern noch leben, bin ich sehr genirt, das ist richtig. Hernach nicht mehr, und es ist mein Plan, nie einen ganz festen Wohnort zu haben, sondern zwischen diesem und eigentlichem Reisen ein Mittel zu halten. Wohin Sie Sich also wenden möchten, wird es uns nie so schwierig seyn, wieder länger mit einander zu seyn. Solange Sie jetzt nicht Jena zu verlassen denken, bin ich auch mein Quartier dort auf jeden Fall zu behalten gesonnen.

Die Rechnung von Seidler, die anbei erfolgt, bitte ich Sie zu bezahlen und quittiren zu lassen, auch an Loder 9 Thaler Sächsisch, die er ausgelegt, in meinem Namen zu schicken, und dem Professor Hoomburg, wenn er sich bei Ihnen meldet, daß er ein Skelett für mich in meinem Hause abgegeben hat, 2 Thaler

auszuzahlen. Doch würde es nicht undienlich seyn, wenn Sie, ohne es ihn merken zu lassen, wollten nachsehn lassen, ob das Skelett auch wirklich hingebracht ist, da dieser Mensch entsetzlich lügt.

Li grüßt Sie und Lolo herzlich. Wir freuen uns, daß es nach Ihrem letzten Brief besser mit Ihrer Gesundheit geht. Wir sind alle recht wohl.

Ich habe wieder so lang geschrieben. Diese meine Ausführlichkeit sticht sehr gegen Körners große Kürze ab. Wenn sie mein Charakter seyn sollte, so wünsche ich nur, daß er Ihnen nicht lästig werden mag. Von ganzem Herzen

Ihr

Humboldt.

Jenisch will eine Ehrenrettung der Horen schreiben, und sie Gentzen für seine MonatsSchrift geben. Es versteht sich, daß dieser sie nicht annimmt.

---

35. Schiller an Humboldt.

Jena den 26. October 95.

Dank Ihnen, lieber Freund, für das Interesse mit dem Sie meine aesthetische Gewissensfrage mir beantwortet haben. In jeder Rücksicht hat Ihr letzter Brief mich interessiert, und wenn ich mehr Muße habe, als heute zu hoffen ist (ich erwarte diesen Nachmittag Herdern, und habe noch Briefe auszufertigen), so wollen wir weiter davon sprechen. Ueber einiges, was mehr ins allgemeine geht, giebt Ihnen vielleicht meine Abhandlung über das Naive denjenigen Aufschluß, den ich selbst mir über die Frage: „In wiefern kann ich bey dieser Entfernung von dem „Geiste der Griechischen Poesie noch Dichter seyn, und zwar „besserer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben „scheint?“ zu geben gesucht habe. Ich habe in jenem Aufsatze, wie ich glaube, einige nicht unwichtige Ideen über diese Sache ausgekramt.

Lassen Sie uns indessen in dieser Sache auch nicht zu weit aushohlen. Nehmen Sie zum Beyspiel den Fall an, die Natur habe mich wirklich zum Dichter bestimmt, so wird Ihnen der ganz zufällige Umstand, daß ich mich in dem entscheidenden Alter, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben bestimmt wird, von 14 biß 24 ausschließend nur aus modernen Quellen genährt, die griechische Litteratur (soweit sie über das Neue Testament sich erstreckt) völlig verabsäumt, und selbst aus der lateinischen sehr sparsam geschöpft habe, meine ungriechische Form bey einem wirklich unverkennbaren Dichtergeist erklären. Der Einfluß philosophischer Studien auf meine Gedankenoekonomie erklärt dann das übrige. Ein starker Beweis für diese Behauptung ist der, daß ich gerade jetzt, wo ich durch Krankheit, Lebensweise, selbst durch das Alter, durch jahrelang getriebene Speculation von der dichterischen Vorstellungsweise umsovielmehr hätte abkommen sollen, nichts desto weniger ihr eher näher gekommen bin, (wofür ich meine Elegie allein zum Beweis anführen will), und warum konnte dieß geschehen? Weil ich zugleich in dieser Zeit, obgleich nur sehr mittelbar, aus griechischen Quellen schöpfte. Diese schnelle Aneignung dieser fremden Natur, unter so ungünstigen Umständen, beweißt, wie mir däucht, daß nicht eine ursprüngliche Differenz sondern bloß der Zufall zwischen mich und die Griechen getreten seyn konnte. Ja ich bilde mir in gewissen Augenblicken ein, daß ich eine größere Affinitaet zu den Griechen haben muß, als viele andre, weil ich sie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in meinen Kreis ziehen und mit meinen Fühlhörnern erfassen kann. Geben Sie mir nichts als Muße, und soviel Gesundheit als ich bißher nur gehabt, so sollen Sie sicherlich Produkte von mir sehen, die nicht ungriechischer seyn sollen, als die Produkte derer, welche den Homer an der Quelle studierten. Das mag seyn, daß meine Sprache immer künstlicher organisiert seyn wird, als sich mit einer homerischen pp Dichtung verträgt, aber den Antheil der Sprache an den Gedanken unterscheidet ein kritisches Auge leicht, und es wäre der Mühe und Aufopferung nicht werth, eine so mühsam gebildete Organisation,

die auch nicht an Tugenden leer ist, auf gut Glück wieder zu zerstören.

Lassen Sie mich noch eine Bemerkung machen. Es ist etwas in allen modernen Dichtern (die Römer mit eingeschlossen) was sie, als modern, miteinander gemein haben, was ganz und gar nicht griechischer Art ist, und wodurch sie große Dinge ausrichten. (In meiner Abhandlung habe ich mich darüber weitläuftiger erklärt) Es ist eine Realität und keine Schranke, und die Neuern haben sie vor den Griechen voraus. Mit dieser modernen Realität verbinden einige wie z. B. Göthe eine größere oder kleinere Portion Griechischen Geistes, die aber (wo sie nicht ganz und gar wie in Voß auf homerischen Stamm gepfropft ist) dem Griechischen immer nicht beykommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß diese Annäherung an den griechischen Geist, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener „modernen Realität" nimmt, gerade herausgesagt, daß ein Produkt immer ärmer an Geist ist, je mehr es Natur ist. Und nun fragt sich, sollte der moderne Dichter nicht Recht haben, auf seinem ihm ausschließend eigenen Gebiet sich einheimisch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, seine Sprache und seine Cultur selbst ewig widersteht, sich von dem Griechen übertreffen lassen? Sollten, mit Einem Wort, neuere Dichter nicht besser thun, das Ideal als die Wirklichkeit zu bearbeiten?

Denken Sie, lieber Freund, vorläufig diesem Gedanken nach. Sie werden alsdann meinen Aufsatz mit mehrerer Neugier durchlaufen.

Ihre Gedanken über den eigentlichen Zweck bei einer Reise nach Italien habe ich sehr überzeugend gefunden.

Hier wurde ich vorhin unterbrochen, und nun ein paar Worte von Herdern. Sie werden im Intelligenzblatt der LitteraturZeitung (auf den 24 October) einen sehr groben Ausfall finden, den Wolf auf Herdern gemacht hat, seines Aufsatzes über Homer wegen. Wenn Sie auch glauben sollten daß Herder jene harte Sachen, die wirkliche Flegeleyen sind, verdient hätte, wie doch gewiß nicht der Fall ist, so werden Sie doch die

Philisterhaftigkeit, mit der sie ausgesprochen sind, mißbilligen. Herdern war es gar nicht eingefallen, Wolfen ins Gehege zu kommen, und seine Ausführung hat einen, von jenen Prolegomenen völlig unabhängigen Bestand. Es ist höchst lächerlich, daß der grobe Gesell sich einbildet, er allein könne auf diesem Wasser segeln, und sein Weg sey der einzige. Doch ich will Sie selber urtheilen lassen, und führe nur noch an, daß der dumme Teufel mein Epigramm die Ilias betreffend Herdern zugleich aufrückt, und eine Hauptbeschwerde gegen die Herderische Abhandlung auf jenes Epigramm gründet.

Da sich Herder in keinen Streit einlassen will und ich selbst es nicht wünsche, so werde ich, bloß das Aeußere dieses Angriffs und seine Beziehung auf die Horen betreffend, als Redakteur der Horen einige Worte darauf replicieren. Ich wünschte sehr, daß Sie dem ungeschliffenen Gesellen auch in Ihrem Nahmen die Meinung sagten. Sorgen Sie übrigens nicht, daß ich mir einen Federkrieg dadurch auf den Hals laden werde. Ich weiß wohl, daß ich mich in der Grobheit mit einem solchen Herrn nicht messen kann, und werde mich also keiner solchen Waffen bedienen, die ihn in Vortheil setzen.

Ich muß schließen, um den Brief noch auf die Post zu bringen. Das nächstemal ein Mehreres. Göthe erwartet jeden Tag die Niederkunft seines Schätzchens; er grüßt Sie. Haben Sie die 2 MusenAlmanache gesehen? Sie sind schlechter, als man sich eine Vorstellung davon machen kann. Der Voßische ist fast der schlechtere. 29 Stücke sind von ihm selbst darinn, worunter kein einziges gut, sehr wenige erträglich und etliche abominable sind. adieu. Sch.

---

36. Humboldt an Schiller.

Tegel, 30. October 95.

Ihre letzten Briefe und die Elegie hatten mir soviel Stoff zum Schreiben gegeben, liebster Freund, daß ich es bis heute aussetzen mußte, Ihnen über das 9te Horenstück zu schreiben, das

ich doch mit so großer Begierde erwartet, und mit so vielem Vergnügen genossen hatte. Sie kennen meine Art, mich ausführlich über jeden Gegenstand zu verbreiten, und Sie müssen mir daher schon verzeihen, wenn ich, sobald mehrere auf Einmal da sind, sie theilweise vornehme.

Herder sagt ganz recht, daß mit diesem Stück eine andre Hore angeht; wie in der frühern die Philosophie, so hat in dieser die Dichtung das Uebergewicht. Es ist bewundernswürdig, wie reich an Gehalt und Mannigfaltigkeit diese Bogen sind, und noch bewundernswürdiger, daß wieder nicht bloß der beste, sondern auch der bei weitem größeste Theil von Ihnen herrührt.

Daß das Reich der Schatten nicht würde verstanden werden, ließ sich leicht voraussehn, wenn ich gleich doch Frau von Kalb für erleuchteter gehalten hätte. Wie klein aber das Publikum für dieß Gedicht seyn muß, können Sie daraus abnehmen, daß die Kalb doch immer nicht zu den schlechteren gehört, und daß die ganze Secte der Philosophen, mit blutwenigen Ausnahmen, von der andern Seite auch noch abgeht. Die Aenderung, die Sie mir auch schon einmal schrieben, thut eine sehr gute Wirkung und es ist jetzt nicht mehr möglich, Ihren Sinn zu verfehlen. Aber ein Flecken ist in dem Gedichte geblieben, der mich um so mehr verdrießt, als ich hätte zu seiner Tilgung beitragen sollen. S. 8. Strophe 2. soll Priams Sohn doch wohl Laokoon seyn? Dieser aber war nicht ein Sohn Priams, sondern (denn die Angaben sind verschieden) entweder des Antenor oder Acoetes, oder des Capys. Die erstere Meynung ist die sichrere. Die Li behauptete gleich, als Sie uns das erstemal das Stück schickten, dieser Umstand sey falsch. Da aber ein Bekannter, der zufällig zu uns kam, und den wir befragten, das Gegentheil versicherte, ich mich darauf verließ, daß Sie nachgeschlagen hätten, und ich selbst kein Buch zum Nachschlagen zur Hand hatte, unterließ ich, es Ihnen zu schreiben. Jetzt habe ich den Hederich, und finde die Sache gemeldetermaaßen. Auf alle Fälle ists eine Kleinigkeit, vielleicht giebts auch noch eine 4te Angabe, die mein Hederich nicht hat und der Sie folgten.

Unter den mir schon bekannten kleinern Gedichten habe ich

keine beträchtliche Aenderung bemerkt, außer dem Schluß von Natur und Schule und ja auch wohl des verschleierten Bildes. In Natur und Schule hat mir das Hinzugekommene sehr gut gefallen. Vorzüglich schön ist der Vers: Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt! Aber „Polyklets | Regel" hätten Sie Sich nicht erlauben sollen. Die deutsche Treue macht sich sehr gut. Vorzüglich erscheint der Pontifex am Ende auf eine sehr charakteristische Weise. In der Unsterblichkeit stößt mich der Ausdruck „Leb' im Ganzen" an. Er ist mir weder bestimmt, noch poetisch genug.

Am meisten aber hat mich der prosaische Aufsatz von den Grenzen des Schönen überrascht. Da Sie mir gar nichts davon geschrieben hatten, hielt ich ihn wirklich, dem Verfasser und dem Inhalte nach, für unbedeutend und las ihn zuletzt. Wie erstaunte ich aber, als ich Sie und eine so schön gelungne Arbeit fand. Wenn ich mich nicht irre, so ist er auch ein Stück Ihres Briefwechsels mit dem Prinzen. Was diesen Aufsatz nach meinem Urtheile auszeichnet, und ihm wahrscheinlich auch mehr Gnade, als den Briefen, mit denen er doch, in Rücksicht auf die Schwierigkeit des Stoffs und die genievolle Behandlung in jenen, nicht einmal verglichen werden kann, verschaffen wird, ist die große Bestimmtheit und Klarheit, mit der die Untersuchung im Anfange besonders fortgeht. Da hier die Materie soviel leichter ist, und Sie mit gedrängter Kürze, ohne alle Abwege, zum Resultate forteilen, so will ich den sehn, dem es auch hier noch schwer wird, am Ende den Inhalt bestimmt aufzählen zu können. Nur wer selbst den philosophischen und schönen Styl so in seiner Gewalt hat, konnte beide so treflich charakterisiren, und jedem seine Gränzen anweisen, was Sie besonders in dem Absatz thun, wo Sie die philosophische, populäre und schöne Schreibart als die Darstellung des Nothwendigen, wirklichen und Möglichen bezeichnen, und durch diese Stellung zugleich das ganze Gebiet des Styls systematisch erschöpfen. Gegen das Ende hin erscheint endlich der Styl, der Ihnen nun ganz und allein eigenthümlich ist, und ich höre Sie nie so gern, als wenn Sie, mit strenger Wegwerfung des gemeinen Begriffs von Schönheit, auf das wahrhaft Schöne dringen. Nebenher

dient auch dieser Schluß zur Abfertigung der unberufnen Kritiker, und die, welche es besser meynen, und doch mit dem Styl Ihrer Briefe nicht aufs Reine kommen können, mögen nun selbst klar einsehn, woran der Fehler liegt. Wenn ich mich nicht irre, haben Sie diese ganze Arbeit oder Umarbeitung mit einer gewissen Rapidität gemacht, die ihr sehr wohlthätig gewesen ist.

Die Herdersche Arbeit habe ich mit recht vielem Vergnügen gelesen. Sie ist zierlich, und hie und da genialisch geschrieben, läßt viele Gedanken und noch mehr Bilder vor dem Leser vorüberschweben, und ist ein sehr guter Horenaufsatz. Aber übrigens kehren meine alten Klagen hier verdoppelt zurück. Nirgends ist Bestimmtheit, und so wenig ich doch in diesen Sachen ein Fremdling bin, so kann ich mir, aller Mühe ungeachtet, noch keinen bestimmten Begriff machen, ob denn nach ihm nun die Ilias auch nur Einen Verfasser hat, wie er doch zu meynen scheint, und was eigentlich ein Rhapsode und noch mehr eine Rhapsodenschule war. Im Ganzen ist mir der Eindruck geblieben, daß Herder noch mit viel zu modernen Ideen zum Homer geht. Gegen das Einzelne, z. B. gegen die mir gar nicht deutliche Unterscheidung eines Ost und WestHomers (nr. 1.), gegen die Universalität von Gegenständen im Homer, die er wohl zu gewiß annimmt, und zu absichtlich macht (nr. 2.), das Extemporiren der Rhapsoden, das er sicherlich zu weit ausdehnt (nr. 3.) u. s. w. ließe sich vieles erinnern, das aber auch Sie schwerlich interessirt. Was mich am meisten zum Nachdenken gereizt und mir den Aufsatz ordentlich werth gemacht hat, ist das, was er nr. 7. über den Geschmack der Griechen in der Zusammenordnung sagt. Unstreitig liegt viel Wahrheit darin und es läßt sich sehr schön aus der Eigenthümlichkeit des Griechischen Geistes erklären, so wie es auch wieder diese selbst noch deutlicher macht. Schade ist es, daß Herder nur so kurz dabei verweilt. Wie es da steht, kommt es ungefähr darauf hinaus, daß sie keine objective, sondern mehr eine subjective Einheit suchten, daß aber ihr Subject, ihre Phantasie, so harmonisch mit der wirklichen Natur gestimmt war, daß sie dadurch Allgemeinheit und ein Analogon der Nothwendigkeit (des Objectiven) hervorbrachten. Bei ihnen

war es Einheit des Bildes, und der Natur; bei uns des Gedankens. Sie rechneten zum Ganzen, was die Natur gewöhnlich an einander reiht, und die Phantasie auf Einmal bequem umfaßt. Wir scheiden ab, was mit dem Hauptbegriff nicht streng zusammenhängt. Auch in den Trauerspielen, die doch noch mehr Strenge hierin fodern, findet sich dieß. Auf den Tod des Ajax läßt auch Sophokles noch das Begräbniß folgen. — Ueber den Hesiodus muß der unkundige Leser sehr irre werden. Er spricht manchmal und meistentheils von ihm, als einem früheren, dessen Manier Homer veredelt. Dennoch merkt er selbst an, daß er später war. Wenn dieß Letztere von allen Stücken Hesiods wahr ist, so lag der Unterschied in dem Vaterlande beider Dichter. Das nebligte, noch wenig kultivirte Böotien mußte andre Früchte tragen, als das lichte Jonien. Von Hesiodischen Rhapsoden und Schulen zu reden ist auch sehr gewagt, da die Geschichte dieß nicht einmal vermuthen läßt. — Daß Herder Wolfs nur so gedenkt, daß niemand sehn kann, wie wichtig sein Verdienst um diese Sache ist, bleibt doch ungerecht. Ohne Wolf, den Herder sehr benutzt hat, würden diese Herderschen Ideen doch nur Vermuthungen und weiter nichts seyn. Durch seine Bemühungen kommt man doch auf wirkliche historische Wahrscheinlichkeit.

Göthens Hymnus ist stellenweis sehr schön übersetzt, und es ist artig eine von der Vossischen so ganz abgehende Manier zu sehen. Im Ganzen aber hat es mir doch geschienen, als wenn der Gang der Sprache nicht rasch genug wäre, und dadurch manches matt würde. Auch wünschte ich im Versbau mehr Sorgfalt. Die Unterhaltungen lesen sich recht hübsch dießmal (in Vergleichung nemlich) und daß der Schreibtisch zurückkommt, freut mich sehr; ich habe doch nun Einen Beleg zu meiner Behauptung, daß alle Unterhaltungen noch einst Ein Ganzes ausmachen werden.

Meyers Künstler sind außerordentlich gut und artig geschrieben. Wenn Titian, Raphael und Correggio ebenso folgen, als hier ihre Meister stehn, so wird es noch, da hier nun der Stoff noch mehr giebt, sehr interessant werden.

Schwarzburg ist unstreitig das Beste, was ich je von der

Mereau gelesen. Es hat sehr poetische Stellen; nur kommt es mir im Ganzen zu lang, und gegen das Ende matt vor.

Das Verzeichniß der Druckfehler füge ich bei. Die be*ten bitte vorher anzusehen.

Vom Almanach habe ich jetzt den Bogen K, der schon den Anfang der Epigramme enthält, revidirt, und nun auch das Register gemacht. Ich lege eine Abschrift desselben zur allenfalsigen Revision bei. Wenn Sie mir mit umgehender Post schreiben, so kommt Ihre Antwort ohne Zweifel noch, ehe es abgedruckt ist, an. Ich würde Ihre Antwort auf alle Fälle abgewartet und es Unger nicht eher übergeben haben, wenn ich es nicht für überflüssig hielte, den Druck noch jetzt am Ende dieser Kleinigkeit wegen aufzuhalten. Ich habe einen Göttingischen Almanach vor Augen gehabt, und mich ganz nach diesem gerichtet. Die Wahl der Schrift im Einzelnen, außer daß es Cursiv wird, werde ich Unger überlassen, aber empfehlen, daß es nicht zu eng gedruckt wird. Je mehr ich den Almanach jetzt lese, je mehr überzeuge ich mich von seinem Werthe. Auch einige Stücke, über die ich Ihnen sehr kalt schrieb, gefallen mir jetzt mehr. So bin ich gegen Herders Parthenope in der That nicht gerecht genug gewesen. Michaelis Ankündigung des Almanachs in der hiesigen Zeitung, woraus Sie die Preise ersehn werden, lege ich bei.

Kants ewigen Frieden habe ich nun gelesen. Für die Horen wäre er doch nur insofern gewesen, als es eine Arbeit von Kant ist. Im Ganzen kann ich die Schrift nicht sehr wichtig nennen. Es ist mir keine einzige Idee aufgestoßen, selbst den Grundsatz der Politik a priori nicht ausgenommen, welche nicht schon durch seine frühern Schriften gegeben wäre. Auch sollen noch z. B. alle Präliminarartikel schon sich bei dem Abbé St. Pierre finden. Aber sehr lieb ist mir diese kleine Schrift doch wegen des treuen und interessanten Bildes das sie von der Individualität ihres Verfassers giebt. Stellenweis ist sie auch, dünkt mich, sehr genialisch und mit viel Phantasie und Wärme geschrieben. Ein manchmal wirklich zu grell durchblickender Demokratismus ist nun meinem Geschmack nicht recht gemäß, so wenig als auch gewiß dem Ihrigen.

Das 9te Horenstück habe ich allerdings später, als ich sollte, bekommen. Auch ich schreibe gewöhnlich unsre Briefe auf, schreibe gewiß regelmäßig wenigstens alle 8 Tage, und bitte Sie herzlich, auch so fortzufahren. Ich werde künftig immer, wie heute, über jeden Brief schreiben, welchen der Ihrigen ich zuletzt empfangen habe.

Schlegel hat eine eigne Keuschheit, die sich wieder auch in seinem Urtheil über die Elegien offenbart. Sie ist ihm wirklich angebohren, und mag durch den Ekel, den das Bürgersche Gegentheil erregte, noch vermehrt worden seyn. Sein Aufenthalt in Braunschweig ist ja eine sehr günstige Begebenheit für die Horen und Ihre Wintermuße. Wäre nicht dort auch jetzt Madame Böhmer, so glaube ich würde es keine Mühe kosten, ihn nach Jena zu bringen. Wenigstens weiß ich ihm sonst keine Verbindung in Braunschweig. Schreiben Sie mir doch seine adresse dort. Von seines Bruders Diotima wollte ich Ihnen schon schreiben. Ich habe zwar nur den Anfang gelesen. Allein dieser hat mir sehr gut gefallen. Ich sage Ihnen nächstens mehr davon.

Da Sie noch einmal der Abtretung meines Quartiers an Göthe erwähnen, so warte ich nun keine weitere Antwort von Ihnen ab, sondern lege einen Brief an Hellfeld gleich bei. In diesem Briefe habe ich, ohne weiter anzufragen, ihm bloß die Sache gemeldet, und ihm, Göthen auf Verlangen die Schlüssel einzuhändigen aufgetragen. Wahrscheinlich wird er aber doch antworten, und dann den Brief Ihnen schicken. Alsdann bitte ich Sie ihn nur geradehin zu erbrechen, und mir offen zu schicken. Es ist wohl nicht zu denken, daß Hellfeld Umstände machen sollte. In meinem Contract ist nur „eine Aftermiethe" verboten, aber eine solche ist eine unentgeldliche Ueberlassung dieser Art ja nicht zu nennen, die überdieß nur auf einige Zeit geschieht. Sollte Göthe davon Gebrauch machen wollen, ehe Hellfeld antwortet, so wird es am besten seyn, wenn Sie zu Hellfeld schicken und bloß melden lassen, daß Göthe kommen würde. Sie werden alsdann sehen, was er thut. Sollten Sie aber meynen, daß Sie, ehe man einen Schritt thäte, erst mit Göthe reden möchten, so können Sie auch meinen Brief an Hellfeld, in dem bloß dieß steht, so lange Sie wollen, zurückbehalten, und alles nach Ihrem

Gefallen arrangiren. Daß Göthe sich aller Stuben und Küche bedienen könne, versteht sich von selbst. Nur wünschte ich, daß er nicht den Holzstall, der unten im Hause ist, brauchen möchte. Es ist oben Platz genug für 4—5 Klafter, und da ich unten noch Holz habe, so würde dieß Confusion geben. Sobald Sie den Meister für mich bekommen, schicken Sie ihn mir doch ja.

Urtheile über die Horen kann ich für jetzt Ihnen gar nicht schicken. Ich bin in 6 Wochen etwa Einmal nur in Berlin gewesen, und sehe auch hier nur äußerst selten einen Litteratus, oder ähnliche Person, außer eben Gentz.

Der arme Gros hat mir geschrieben. Er ist in einer sehr fatalen Lage. Hardenberg benimmt sich mit einer unglaublichen Nachlässigkeit in seiner Angelegenheit. Als ich herkam, traf ich Hardenberg noch hier. Ich sprach auf das dringendste mit ihm von Gros. Er versprach, was er immer versprochen, wollte auch an Gros selbst gleich schreiben. Jetzt hat er seit dieser Zeit keine Zeile von sich sehen lassen, obgleich Gros ihm mehreremale sehr dringend geschrieben hat. Ich kann es Gros nicht verdenken, daß er jetzt die ganze Sache so gut als aufgiebt, und Sie werden aus seinem Briefe, den ich beilege, ersehen, daß er auf eine außerordentliche juristische Professorstelle in Jena Plane macht. Ich sollte nicht denken, daß es schwer werden würde, diese durchzusetzen, sobald sich Göthe für die Sache interessirte; und Ihnen würde doch Gros zum Umgang angenehm seyn. Denken Sie darüber nach und schreiben Sie mir recht bald Ihre Meynung. Ich will ihm indeß sagen, daß ich seine Plane Ihnen mitgetheilt. Glauben Sie, daß die Sache gehen kann, so wünsche ich auch von Ihnen zu hören, ob ich Göthen besonders deswegen schreiben soll, oder ob Sie alles übernehmen wollen. Vielleicht wäre auch Hufeland wegen Voigt ins Spiel zu ziehn. Fürs erste aber wird es wohl nöthig sein, die ganze Sache ganz in der Stille zu betreiben.

Ich wüßte für heute nichts mehr, liebster Freund. Leben Sie recht wohl, und grüßen Sie Lolo recht herzlich von uns.

Ihr

H.

Was ist denn das für ein Magazin für Psychologie, das bei Gabler angekündigt ist, und wer ist der Herausgeber, etwa Fichte?

Der Brief, den Sie mir neulich schickten, war aus Bern vom Professor Ith. Er empfiehlt mir einen Studenten Namens HErr von Stek. Da ich die Wohnung desselben nicht weiß, so haben Sie wohl die Güte, inliegenden Brief an ihn durch den Pedellen gelegentlich bestellen zu lassen.

---

37. Humboldt an Schiller.

Tegel, den 6. November 95.

Was Sie mir, lieber Freund, in Ihrem letzten Brief über den Unterschied der griechischen und modernen Dichter sagen, hat mir einen reichen Stoff zum Nachdenken gegeben und ich habe es unendlich wahr gefunden. Mein eignes Gefühl hat immer den von Ihnen angegebnen Unterschied zwischen den Griechen auf der einen und den Römern nebst allen Modernen auf der andern Seite gemacht und insofern finden mich Ihre Ideen sehr vorbereitet. Ich hätte noch sehr vieles über dieselben zu sagen; aber ich verspare es mit Fleiß bis ich Ihren Aufsatz gelesen habe. Heute nur noch ein Paar Worte über diese Materie, um Ihnen den Gesichtspunkt deutlicher zu machen, aus dem ich, unabhängig von fremden Ideen, die Sache ansah, und von dem ich in meinem Brief über Ihre Dichterbestimmung neulich ausgieng.

Sie scheinen mich in meiner Vergleichung Ihrer und der Griechischen Eigenthümlichkeit nicht ganz richtig verstanden zu haben. Sie scheinen zu glauben, daß ich Sie von den Griechen sehr weit entfernt, und diese Entfernung für einen Mangel an ächtem Dichtergeist halte, und keins von beiden ist meine Meynung. Die Gründe, die Sie anführen, beweisen allerdings eine überaus große Verwandtschaft Ihres Geistes zu dem Griechischen, und ich denke wir haben auch schon sonst mit einander davon gesprochen, daß Sie vielleicht weniger fein und richtig über die

Griechen denken würden, wenn Sie sie selbst griechisch zu lesen gewohnt wären. So weit bin ich entfernt, die eigentliche Sprachkenntniß auch nur zu einem sehr wichtigen Maaßstab der Vertraulichkeit mit dem Geiste der Griechen zu machen, und Göthe und Herder, die beide nur sehr mäßig Griechisch wissen, sind hier redende Beweise. Das aber, wodurch Sie den Griechen so verwandt sind, ist die reine Genialität, der ächte Dichtergeist. Dieser ist — dafür bedarf es keiner weiteren Zeugnisse — in Ihnen, wie in den Griechen, nur freilich auf eine ganz andre Weise und durch andre Nahrung gestärkt. In Ihnen nemlich ist außer diesem ersten und wesentlichen Bestandtheil des Dichtergenies noch ein anderer mehr, den ich am kürzesten mit Ihnen Geist nennen kann, der Sie aber (wenigstens nicht nothwendig, wenn auch hie und da zufällig) ganz und gar nicht hindert, zugleich ganz, nur nicht bloß Natur zu seyn. Diesen Charakter, sagen Sie, theilen Sie mit allen Modernen, und hierin bin ich ganz und gar Ihrer Meynung, nur ist diese Eigenthümlichkeit in Ihnen 1.) stärker als sonst irgendwo, darum sind Sie, wenn ich so sagen darf, der modernste, 2.) reiner (vom Zufälligen am meisten gesondert) und darum nähern Sie allein, unter allen mir bekannten Dichtern, sich den Griechen, ohne doch, um wieder mit Ihnen zu reden, nur Einen Schritt aus dem den Neuern eigenthümlichen Gebiete herauszugehn. Dieß deutlicher zu machen, müssen Sie mir erlauben, mich von Ihren Ausdrücken jetzt zu entfernen.

In allen Griechischen Gedichten, ohne Unterschied der Gattung und der Zeit, herrscht Ein Geist. Die Abweichungen davon sind nicht bedeutend, und wir rechnen sie nicht mit, wenn wir nicht in historischer, sondern in kritischer und ästhetischer Hinsicht von Griechischem Charakter reden. Diesen glaube ich vollkommen erschöpfend ausdrücken zu können, wenn ich sage: alle Griechische Dichterproducte tragen, unbeschadet dessen, daß sie ächte Früchte des Genies sind, das Gepräge und den Charakter der Empfänglichkeit an sich — wenn Sie mir erlauben, mich auf eine noch so dunkle, nur Ihnen verständliche Weise auszudrücken. Bei jeder Production des Genies muß die Selbst-

thätigkeit die Empfänglichkeit überwiegen. Es ist sonst keine Bearbeitung des Stoffes möglich, und daher leite ich es ab, daß der eigentlich weibliche Charakter, so sehr er auch vorzugsweise Genialität besitzt, doch schlechterdings seiner Natur nach das ächte productive Genie ausschließt. Dieß nothwendige Uebergewicht der Selbstthätigkeit ist daher auch in den Griechen in einem sehr hohen Grade sichtbar. Allein außer diesem Uebergewicht lassen sich mannigfaltige Modificationen des Verhältnisses der Empfänglichkeit zur Selbstthätigkeit denken, und auf diese, glaube ich, müssen die wesentlichsten Verschiedenheiten des Dichter- und des Künstlergenies zurückgeführt werden, wenn man erschöpfend verfahren will. Bei den Griechen fällt es zuerst ins Auge, daß sie ganz und unaufhörlich den Eindrücken der äußern Natur auf sie offen waren, daß alles, was sie empfanden, sie lebendig bewegte, daß sie es aber nicht bloß zuerst treu aufnahmen, sondern auch, ungeachtet der Stärke ihrer Rührung, dennoch so angemessen darauf zurückwirkten, daß sie die eigenthümliche Gestalt desselben nur sehr wenig veränderten. Ueberhaupt hatte die Einwirkung der Natur um sie her sie gänzlich gebildet, ihre Phantasie, ihr Geist, ihre Empfindung verrieth diesen Einfluß, ihr ganzes Innre war ein treuer Spiegel der Natur und wie diese daher auf sie einwirkte, so wirkte ihre Selbstthätigkeit wieder zurück. Hieraus, vorzüglich wenn Sie zugleich an die milde und lichte, reiche und große Natur denken, die sie umgab, entspringen alle ihre Vorzüge und Mängel. Unter den ersten lassen Sie mich jetzt mit Uebergehung der allgemeinen hier der Klarheit, der Ruhe und des würdigen Anstandes gedenken, die in allem ächt Griechischen überall vorwalten. Die Klarheit entfernt alles Finstre, Melancholische, Dunkle, Wilde, Verworrene; daraus und aus der Ruhe entspringt der Mangel alles eigentlich Schwermüthigen, die Festigkeit in der Betrachtung auch der fürchterlichsten Schläge des Schicksals, und die milde Heiterkeit, die ihren epischen und lyrischen Stücken so eigen und selbst den tragischen nicht fremd ist. Den Anstand endlich, gleichsam die Nemesis halte ich für das am meisten Charakteristische, und auf alle diese Eigenschaften zugleich wird sich der currente Begriff

griechischer Größe, Einfalt und Würde zurückführen lassen. Diese Eigenschaften nun erkläre ich nicht gerade aus eben diesen Eigenschaften in der Natur, da diese vielmehr jede Gestalt annimmt, welche ihr die Empfindung giebt; aber sie erklären sich, dünkt mich, von selbst, aus einer Geistesstimmung, in welcher das Anschauungsvermögen und die productive Einbildungskraft herrschen, aber gegenseitig dergestalt auf einander einwirken, daß das erstere den Stoff schon, indem es ihn aufnimmt, für die letztere vorbereitet, diese ihn aber nicht willkührlich, sondern auf eine dem erstern angemessene Weise bearbeitet; in welcher daher Wahrheit und Dichtung sich immer das Gleichgewicht halten, und wenn auch die letztere die Oberhand behält, doch immer die erstere mit ausgezeichneter Schonung behandelt. Weil aber diese Wahrheit doch nur eine sinnliche und äußere ist, und weil die Form des Geistes selbst weit mehr durch äußere Einwirkung von selbst gebildet, als durch innere Thätigkeit ausgearbeitet ist, so entsteht daher unläugbar eine gewisse Dürftigkeit, der einzige, aber auch ein wesentlicher Mangel der Griechen. Sie haben Größe und Tiefe der Ideen, in späteren Zeiten (Euripides) auch Scharfsinn und Feinheit des Raisonnements, aber nicht den fruchtbaren Geistesgehalt, in dem Mannigfaltigkeit sich mit Tiefe gattet; sie haben starke und erhabne und sanfte und zarte Empfindungen, aber nicht die fein und mannigfaltig ausgebildete, die von Selbstbeschäftigung zeugt, und schon im Ossian herrscht; sie haben festgezeichnete und treflich gehaltene Charaktere, aber lauter einfache, keine von großer Individualität. Daher thun sie auch mehr in Gruppen, als einzeln betrachtet, Wirkung, wie denn bei den Griechen sich, ebenso wie in der Natur, alles augenblicklich gruppirt. Ueberhaupt ist die Griechische Poesie in einem noch ganz andern Sinn, als wir es gewöhnlich nehmen, sinnlich. Jedes poetische Stück muß Eine Empfindung, Ein Bild geben. Daher sind die noch übrigen griechischen Romane, möchten sie auch eben so vortreflich seyn, als sie mittelmäßig sind, mit ihrer poetischen Prose in hohem Grade ungriechisch. Soviel von den Alten. Nach Ihrem Briefe zu urtheilen, müssen unsre Ideen sehr übereinstimmend seyn. Einen sehr wesentlichen Dienst er-

zeigten Sie mir aber, wenn Sie auch das Einzelne prüften. Ich setze in dieser Absicht nur noch hinzu, daß ich als Quellen und Muster des Griechischen Geistes eigentlich und im strengsten Verstande nur den Homer, Sophokles, Aristophanes und Pindar anerkenne. Alle übrige (Hauptdichter versteht sich) zeigen ihn minder einfach und rein.

Ich setze von den Neuern bloß nur soviel hinzu, um noch mit zwei Worten auf Sie zurückzukommen. In ihnen allen ist nicht jene Offenheit der Sinne, jenes ruhige Anschauen, die innere, nach mannigfaltigen Richtungen ausgebildete Geistesform ist auf eine hervorstechende Weise sichtbar. Daher ihr größerer Gehalt; daher aber auch ihre große Verschiedenheit unter einander, da diese Richtungen zufällige und nationale Gründe haben. So ist bei den Italiänern und Engländern eine ausschweifende Phantasie, bei den erstern eine mehr üppige und sinnliche, bei den letzteren eine mehr tiefe und schwärmende. Bei den Deutschen ist Geistes- und Empfindungsgehalt hervorstechend, und in Ansehung des letztern ist Göthe vorzüglich in seinen weder dem Griechischen, noch dem Englischen Theater nachgeahmten Stücken, dem Egmont, Werther, Faust, Tasso, unstreitig original. In Ihnen endlich, lieber Freund, ist freilich der Gedankengehalt überwiegend, aber mit Unrecht würde man Sie darauf einschränken. Wenn ich mir Ihre Eigenthümlichkeit, ohne alle die mannigfaltigen Hindernisse, welche Zeit, Gesundheit, Studium und Sprache Ihnen entgegensetzen, denke, so ist Ihre Geistesform reiner und nothwendiger als irgend eine andre gestimmt, und dadurch glaube ich den paradox scheinenden Satz rechtfertigen zu können, daß auf der einen Seite Sie, da Ihre Produkte gerade das Gepräge der Selbstthätigkeit an sich tragen, das gerade Gegentheil der Griechen, und ihnen doch unter allen Modernen wiederum am nächsten sind, da aus Ihren Produkten, nächst den Griechischen, am meisten die Nothwendigkeit der Form spricht, nur daß Sie dieselbe aus sich selbst schöpfen, indem die Griechen sie aus dem Anblick der gleichfalls in ihrer Form nothwendigen äußern Natur nahmen. Daher denn auch die Griechische Form mehr dem SinnenObjekt, die Ihrige mehr dem Vernunft-

Object gleicht, obgleich jene auch am Ende auf einer Vernunftnothwendigkeit beruht, und Ihre auch natürlich zu den Sinnen spricht. Allein sich diesem Ihren Ideal zu nähern, muß Ihnen ungleich schwerer werden, und es war daher wohl keine unrichtige Idee, die uns manchmal beschäftigt hat, daß Sie gleichsam Kant und Göthe mit einander verknüpfen. Gerade durch diese Verknüpfung würde der höchste Dichterkranz zu erringen seyn.

Soviel über diesen Gegenstand bis zu Ihrem Aufsatz. Ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich seit jenem Briefe an Sie mich mit der Idee herumtrage, in einem nicht sehr großen Aufsatze ein Bild des griechischen Dichtergeistes in wenigen charakteristischen Zügen und mit einigen hervorstechenden Beispielen zu entwerfen. Da ich jetzt fast sämmtliche Griechische Dichter mehr als Einmal und mit erstaunlicher Sorgfalt gelesen, so wurde ich dadurch auf diese Idee geführt. Auch trüge ich gern zu Ihrer Wintermuße bei. Aber auch dieser Entwurf wird wohl, wie so viele andre durch Unentschlossenheit und Muthlosigkeit scheitern, und mir nur das unangenehme Gefühl verlorener Stunden zurücklassen.

Der Vorfall mit Wolf ist mir äußerst unangenehm. Als ich Ihnen mein Urtheil über Herders Aufsatz schrieb, hatte ich in 6 Wochen nichts von Wolf gehört, ihm aber, doch nicht, wenn ich mich recht besinne, über diesen Aufsatz geschrieben. Ich wußte also von nichts, und es freut mich, daß Sie ein Urtheil von mir haben, das von dieser Seite ganz unpartheiisch ist. Wolfs Angriff ist mir unbegreiflich, je weniger Gewicht der Aufsatz seiner Behauptung nach hatte, desto geringer war die Gefahr. Und nun die Erbitterung, die Grobheit, die Geschmacklosigkeit in den Wendungen! Schlimm ist es nur, daß auch Herder soviel Blößen gegeben hat. Peccatur intra Iliacos muros et extra! Denn ich kann nicht anders als Wolfs Meynung in folgenden Punkten beitreten: 1.) Herder hat sich einige schlimme Unwissenheiten, und oft solche Urtheile, die mit ziemlicher Gewißheit Unkenntniß verrathen, zu Schulden kommen lassen. 2.) er hat bei dem ganzen Gegenstand zuviel dem bloßen Gefühl eingeräumt, ist durchaus zu unbestimmt gewesen, und hat keinen festen ernsten Gang genommen. Dagegen halte ich es für un-

verzeihlich, daß Wolf die großen Vorzüge einer so geistvollen Arbeit übersehen, daß er den umfassenden Blick, den Herder auf die gesammte griechische Kunst wirft, sogar wegen eines unbedeutenden Umstands (die Fackelbeleuchtung) lächerlich machen, den leichten und schönen Sinn Ihrer Ilias nicht fassen, und diese Ilias mit jenem Aufsatz vermengen konnte. Jeder dieser Fehler, einzeln genommen, ist zehnmal ärger, als auch die gröbste Unwissenheit seyn könnte. Des unverzeihlichen Tons erwähnte ich schon erst. Allein alles ist sehr natürlich. Herder und Wolf sind ganz incompatible Naturen, und keiner von beiden kann die guten Seiten des andern gehörig schätzen; dazu kommt daß Herders Ton dem, der keinen Sinn für seine Eigenthümlichkeit hat, bloß anmaaßend scheinen muß, daß Wolf in diesen Ideen und dem Gedanken, ihr Erfinder zu seyn, lebt und webt, und daß er endlich gegen Herder eine persönliche Abneigung hat. Sie sehen, wie sehr ich Wolfs Betragen misbillige. Uebel nehmen kann ich es eigentlich nicht. Es ist gerade so wie es seiner Natur nach seyn muß, ich hätte es, wenn er sich einmal öffentlich erklären wollte, kein Haar anders erwartet, und unser ganzer Umgang, der sehr freundschaftlich ist, hat immer in sofern bestanden, daß wir über gewisse Dinge (die hierin einschlagen) uns nicht geäußert haben. Seine wirklich große und gründliche Gelehrsamkeit, ein nicht gemeiner Scharfsinn, ein in der That zwar derber, aber gerader und braver Charakter und endlich eine sehr große Anhänglichkeit an mich sind das Band, das mich an ihn knüpft. Alles dieß hindert mich aber gar nicht, Ihrem Wunsche gemäß, ihm meine Meynung über sein Betragen zu sagen. Nur mag ich es nicht so vom Zaun brechen, wie ich jetzt, da ich ihm eben erst geschrieben, thun müßte, sondern will eine Veranlassung abwarten. Auf Ihre Erklärung bin ich begierig. Ich gestehe Ihnen aber völlig offenherzig, daß ich dieselbe, da die Horen gar nicht angegriffen sind, nicht für nothwendig halte. — Ich hoffe, Sie sind mit meiner Ansicht dieser Sache zufrieden, wenigstens werden Sie meine Art, die Menschen zu nehmen, wie sie sind, und ihre Vorzüge zu lieben und zu benutzen, ihre Schwächen aber gern zu übersehen, darin finden.

Da diese Art einen aber nie hindern darf, völlig wahr zu seyn, so können Sie darauf rechnen, daß Wolf meine gänzliche Misbilligung seiner Ungerechtigkeit und seiner Unart sehr nachdrücklich erfahren soll.

Ich lege wieder zwei Bogen des Almanachs J, K bei. Es kommen jetzt noch zwei, L, M, den ich schon revidirt und der gerade durch das Register voll wird. Dieß nimmt 4 Seiten ein, ob es gleich noch enger gedruckt ist, als ich bestellt hatte, da ich ausdrücklich einen etwas weitern Druck empfohlen hatte. Im Bogen J. S. 189 Zeile 10. ist statt himmlischem Thau, himmlischem Than und Zeile 11. Heersch: für Herrsch= gedruckt. Es ärgert mich um so mehr, als es gerade in der Würde der Frauen ist. Ich müßte mich aber sehr irren, oder der Setzer hat den Fehler nach meiner Revision gemacht. Wo nicht, so müssen Sie meiner Ungeübtheit im Corrigiren diese so wie die Paar anderen Fehler, die sich in die wenigen Bogen eingeschlichen, zu Gute halten. Hätte Meyer mir nicht den Tilly so sehr empfohlen, so hätte ich es nicht so weit kommen lassen, daß ich selbst corrigiren mußte, da ich weiß, wieviel Uebung zu diesem Geschäft, so klein es an sich ist, gehört. Ich muß Sie, lieber Freund, im ganzen Ernst recht sehr wegen dieses Almanachsgeschäfts um gütige Nachsicht bitten.

Wie geht es mit Ihrer Gesundheit, Lieber? Mit unsrer nicht sonderlich. Die arme Li leidet noch immer bald an diesem, bald an jenem und ich habe seit 8 Tagen Zahn und Backenweh, das theils von holen Zähnen, theils von Flüssen entsteht. Sonst lebe ich ganz so vergnügt, als es in völliger Einsamkeit möglich ist. Ich habe den allergrößten Theil des Tages für mich, und arbeite ununterbrochen. Das Griechische, jetzt noch immer der Aristophanes, und einige naturhistorische Beschäftigungen theilen meine Zeit, außer was Lectüre, Briefschreiben und eignes Nachdenken wegnimmt. Ich beschäftige mich unzähligemale in Gedanken mit Ihnen, und sehne mich unglaublich, Sie einmal wiederzusehn. Adieu! Viele Grüße an Lolo von uns beiden. Den Brief von Jenisch als ein curiosum.

H.

38. Schiller an Humboldt.

Den 9. November 95.

Ich kam vorigen Posttag nicht dazu, Ihnen, liebster Freund, zu schreiben und das InnhaltsVerzeichniß des Almanachs zurück zu senden. Mit dem letztern würde es heute doch zu spät seyn; auch habe ich nichts dabey zu erinnern, als daß, sowohl hier als vorn im Text, Elwieens Schwanenlied anstatt Elwinens p steht. Die Sache selbst ist aber zu unbedeutend, als daß dieser Schreibfehler auffallen könnte.

Göthe ist seit dem 5ten hier und bleibt diese Tage noch hier, um meinen Geburtstag mit zu begehen. Wir sitzen von Abend um 5 Uhr biß Nachts 12 auch 1 Uhr beysammen, und schwatzen. Ueber Baukunst die er jetzt zur Vorbereitung auf seine Italienische Reise treibt hat er manches Interessante gesagt, was ich mir habe zueignen können. Sie kennen seine solide Manier, immer von dem Objekt das Gesetz zu empfangen, und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten. So versucht er es auch hier, und aus den drey ursprünglichen Begriffen, der Base, der Säule (Wand, Mauer und dergleichen) und dem Dach nimmt er alle Bestimmungen her, die hier vorkommen. Die Absurditäten in der Baukunst sind ihm nichts als Widersprüche mit diesen ursprünglichen Bestimmungen der Theile. Von der schönen Architectur nimmt er an, daß sie nur Idee sey, mit der jedes einzelne Architecturwerk mehr oder weniger streite. Der schöne Architect arbeitet, wie der Dichter, für den IdealMenschen, der in keinem bestimmten, folglich auch keinem bedürftigen Zustand sich befindet, also sind alle architectonische Werke nur Annäherung zu diesem Zweck, und in der Wirklichkeit läßt sich höchstens nur bey öffentlichen Gebäuden etwas ähnliches erreichen, weil hier auch jede einschränkende Determination wegfällt, und von den besondern Bedürfnissen der Einzelnen abstrahirt wird. Sie können wohl denken, daß ich ihn bey dieser Idee, die so sehr mit unsern aesthetischen Begriffen zusammenstimmt, festgehalten, und weiter damit zu kommen gesucht habe. Ich glaube man kann den Zweck der Baukunst, als schöner Kunst,

objektiv ganz füglich so angeben, daß sie in jedem besondern Gebäude den Gattungsbegriff des Gebäudes überhaupt gegen den Artbegriff zu behaupten sucht, wodurch sie dann, subjektiv, den Menschen aus einem beschränkten Zustand zu einem unbeschränkten, (der doch wieder durchaus auf Gesetze gegründet ist), führt, und ihn folglich aesthetisch rührt.

Göthe verlangt von einem schönen Gebäude, daß es nicht bloß auf das Auge berechnet sey, sondern auch einem Menschen, der mit verbundenen Augen hindurchgeführt würde, noch empfindbar seyn und ihm gefallen müsse.

Daß von seiner Optik und seinen Naturhistorischen Sachen auch viel die Rede sey, können Sie leicht denken. Da er die letztern gerne vor seiner Italienischen Reise (die er im August 96 anzutreten wünscht) von der Hand schlagen möchte, so habe ich ihm gerathen, sie in einzelnen Aufsätzen, in seiner darstellenden Manier, zu den Horen zu geben. Ohnehin ist sonst nicht viel von ihm für das folgende Jahr zu hoffen.

Wir haben dieser Tage auch viel über Griechische Litteratur und Kunst gesprochen, und ich habe mich bey dieser Gelegenheit ernstlich zu etwas entschlossen, was mir längst schon im Sinne lag, nehmlich das Griechische zu treiben. Da Sie selbst so sehr damit vertraut sind, und auch mein Individuum kennen, so kann mir niemand so gut rathen, als Sie, mein lieber. Auf das was ich allenfalls noch von dieser Sprache weiß, dürfen Sie wenig Rücksicht nehmen; dieß besteht mehr in Kenntniß von Wörtern, als von Regeln, die ich ziemlich alle vergessen habe. Ich wünschte vorzüglich außer einer guten Grammatik und einem solchen Wörterbuch eine Schrift an der Hand zu haben, worinn auf die Methode bey diesem Studium, und auf das Eigenthümliche bey dieser Sprache hingewiesen wird. In Absicht auf die zu lesenden Autoren würde ich den Homer gleich vornehmen und damit etwa den Xenophon verbinden. Langsam freilich wird diese Arbeit gehen, da ich nur wenige Zeit darauf verwenden kann, aber ich will sie so wenig als möglich unterbrechen, und dabey ausharren. Neben meinem Schauspiel ist sie mir leichter möglich, und sie hilft mir zugleich das Moderne vergessen.

An dieses (das Schauspiel) habe ich freilich noch nicht kommen können, da mich der Aufsatz über das Naive, und nun der Pendant zu demselben über die Sentimentalischen Dichter seitdem beschäftigte. Auch gehe ich nicht eher daran, biß erstlich noch einige kleine Aufsätze von mir wenigstens skitziert sind, um nöthigenfalls etwas für die Horen vorräthig zu haben, und biß ich zweytens auf Succurs für 6 Monate wahrscheinliche Hofnung habe. 42 Bogen anzufüllen ist keine Kleinigkeit und unter allen Mitarbeitern ist jetzt fast der einzige Schlegel, von dem in Rücksicht auf Gehalt und Masse etwas beträchtliches zu erwarten ist. Neben ihm sind Knebels properzische Elegien und Herders etwanige Beyträge Ressourcen für mich; aber diese 3, wenn sie auch alle einschlagen, fournieren doch nur etwa die Hälfte dessen, was erfodert wird. Göthe, Körner, Sie, ich selbst, Engel pp sind theils problematisch, theils, wenn sie auch etwas liefern, noch lange nicht zureichend. Zuwachs an philosophischen und (theoretisch) aesthetischen Aufsätzen hilft mir nichts, da dieses Fach schon mehr als billig besetzt ist.

Ueber den Eindruck des X Stücks habe ich derzeit noch nichts Erbauliches gehört. Schütz, den ich vorgestern wieder sprach, erwähnte des Engelischen Aufsatzes mit Lob, aber des übrigen wurde gar nicht erwähnt. Es scheint, auch die Elegie ist diesen Herren zu hoch, da sie doch auch nicht zu platt für sie seyn kann. Woltmann habe ich seitdem nicht gesprochen, und Schreyvogel sehe ich schon lange nicht mehr.

Hier ein Brief von Körner, der Ihnen, Fichtens wegen, ans Herz greifen wird. Von diesem höre ich nichts, da ich kaum jemand sehe, der mit ihm umgeht. Doch ruhen jetzt die Studentischen Händel, und er scheint sich auf sein rechtmäßiges Geschäft einzuschränken. Ilgen hat mich seit einiger Zeit wieder etlichemale heimgesucht und mir vorgejammert, daß sich nur 6 Zuhörer zu seinem Homer gemeldet. Er hat mir mit einem Aufsatz über Homer und die Rapsoden für die Horen gedroht. Ich wünschte seinetwegen, daß man ihn brauchen könnte, und habe ihn deßwegen nicht geradezu abgewiesen.

Ihren Brief an Hellfeld habe ich noch nicht abgegeben.

Göthe will sich erst noch besinnen, denn er hat einen neuen Bedienten, der ihn noch nicht recht zu besorgen weiß, und trennt sich deßwegen nicht gern von dem Schloß, wo ihn Trapizius der SchloßVoigt bedient. Die Ilgen die er neulich sah, gefiel ihm sehr wohl wie es schien, und ich merkte wohl, daß er nachher mehr Lust zu Ihrem Logis hatte. Wie er aber hörte, daß sie in ihren Mann und in ihre Tugend verliebt sey, so wurde von dem Logis nicht mehr gesprochen.

Meyer hat unterdessen Einmal von München aus geschrieben. In Nürnberg fand er viele interessante Dokumente für deutsche Kunst, und er will sich bey seiner Rückkehr länger dort verweilen. In München will er zwar einzelne gute Stücke, besonders von Julio Romano, aber erstaunlich viel Geschmacklosigkeit bey den Leuten gefunden haben. In Nürnberg hingegen lobt er die Menschen.

Es geht die Rede der Churfürst von Mainz leide sehr am Schwindel. Sie haben wahrscheinlich schon gehört, daß die Emigrierten größtentheils Erfurth haben räumen müssen, und vom Herzog von Weimar in die Landstädtchen zum Theil sind aufgenommen worden, worüber man sehr böse ist.

Adieu, lieber Freund. Göthe grüßt freundlich. Der Li sagen Sie unsern herzlichen Gruß.

Ihr

Sch.

---

39. Humboldt an Schiller.

Tegel, 13. November 95.

So leid es mir thut, liebster Freund, so werde ich Ihnen heute doch nur sehr wenige Zeilen senden können. Mein neulicher Fluß im Backen hat sich in das linke Auge gezogen, und es ist so geschwollen und entzündet, daß mir alles Lesen und noch mehr das Schreiben untersagt ist. Ich kann mir nichts Unangenehmeres beim Eingang in den Winter denken, als eine Augenkrankheit, und bin daher dießmal folgsamer gegen den Arzt, als es sonst meine Art ist.

Für das Horenstück meinen herzlichen Dank. Ich habe bis jetzt bloß die Elegie, aber diese von neuem mehreremale gelesen. Sie enthält einen Schatz von Poesie, und auch für die schlechtesten Urtheiler habe ich bei ihr mehr Hofnung. So etwas, dächte ich, könnte niemand verkennen.

Dem Reich der Schatten war sein Schicksal vorherzusagen. Es kann bei der jetzigen Stimmung der Leser nur für äußerst wenige gemacht seyn; auch kann es nur entzücken, oder gänzlich misfallen. Mit der Elegie ist dieß anders. Sie muß auch dem noch gefallen, der in ihren eigentlichen Sinn nur wenig eindringt. Ich hätte gewünscht, Sie hätten in dem Druck der Elegie Abschnitte machen lassen; es würde die anfangs nicht leichte Uebersicht des Ganzen erleichtert haben. Auch in Berlin wird, wie mir Gentz, der einzige, den ich seit lange sprach, sagt, das Reich der Schatten auf den Zustand nach dem Tode gedeutet. Sensation macht, soviel ich bis jetzt hörte, auch das 9te Stück nicht. Erhards Urtheil ist unbegreiflich, und zeigt wenigstens, daß er im Felde der trockensten Philosophie bleiben sollte. Soviel ich mich erinnere hat er Ihren ästhetischen Briefen immer seinen Beifall bezeugt. Aber gewiß kann er nur die Materie gemeynt haben. Die Form muß dem, der Fichte mit Raphael vergleichen kann, widerstehn.

Jenisch hat seine Ehrenrettung unter dem Titel: Ueber Schillers Genie und seine ästhetischen Briefe insbesondre wirklich geschrieben, und Gentz zum Einrücken gegeben. Gentz hat gesagt, daß er, in Rücksicht auf Sie, erst mich fragen und es auf mich ankommen lassen müsse. Ich habe in einem Jenisch zeigbaren Zettel geantwortet: daß Ihnen jede Art von Vertheidigung nicht anders als höchst lästig seyn könne, daß Sie sie zwar mit eben der Gleichgültigkeit ansehen würden, als die Anklagen, aber daß ich es indiscret fände, wenn Gentz als Mitarbeiter der Horen und Ihr Correspondent so etwas abdrucken wollte. Hätten mich meine Augen nicht gehindert den Aufsatz ordentlich zu lesen und mich einzulassen, so hätte ich geradezu erklärt, wie schlecht er ist. Es ist nemlich das gewöhnliche Zeug, daß Sie alles aus Ihrem Innern schöpfen, daß Sie ein speculativer

Dichter sind, in einer Vergleichung mit Shakespear auseinandergesetzt. Sehr plaisant war Eine Stelle, wo Shakespear und Sie ordentlich in figura aufgestellt werden. Shakespear sitzt, rollt die Augen bald gen Himmel, bald zur Erde; Sie aber haben das Haupt gesenkt, heften den Blick an den Boden u. s. f. Nach diesem Prolog kommt es denn zu den Briefen. Von diesen werden aus der ersten Lieferung immer kleine Stücke abgeschrieben, und bewundert, auch commentirt und sogar verBallhornisirt. Endlich eine Litanei gegen noch zu viele Terminologie. Gentz läßt den Aufsatz natürlich nicht drucken. Aber ob er nicht in das Archiv kommt, dafür steh ich nicht. Einzeln mögen noch prächtige Stellen seyn. Ich habe bloß geblättert.

Sie werden Sich wundern, wenn Sie in Gentz Monatsschrift im November eine Pindarische Ode von mir von 500 Versen finden werden. Er hat sie mir ordentlich abgenöthigt. Er ist in der schrecklichsten Armuth und Verlegenheit. Glaubte ich noch daran, daß ich den Pindar ganz übersetzen würde, so hätte ich es dennoch nicht gethan, da ich mit dieser noch in Auleben gemachten Ode (Sie haben sie einmal gesehn) nicht ganz zufrieden bin. Allein ich bin so vom Uebersetzen abgekommen, daß ich deswegen eher einwilligte. Selbst für einen Uebersetzer habe ich doch zu wenig natürliche Dichteranlage. Für die Horen, wußte ich, konnten Sie dieß Stück nicht brauchen. Fällt es Ihnen aber einmal in die Hände, so sehn Sie es doch an. Ich habe vieles geändert.

Vom Musenalmanach und Michaelis hörte ich in unendlicher Zeit nichts. Haben Sie Michaelis gesprochen, und ist Niethammer bezahlt?

Daß die Antwort an Wolf unterbleibt, ist mir lieb. Da er mir gleich nach meinem letzten Brief an Sie schrieb, habe ich unmittelbar geantwortet, und ihm — wie die Li mir bezeugen kann — nachdrücklich meine Meynung gesagt.

Mein Auge thränt so, liebster Freund, daß ich nicht weiter schreiben kann. Leben Sie herzlich wohl. Wieviel gäbe ich, um bei Ihnen zu seyn. Leider aber ist unsre Anwesenheit jetzt nöthiger, als je. Meine Mutter leidet sehr viel, und es ist

nicht einmal eine nahe Aussicht zu einem baldigen Ende, geschweige denn zur Besserung.

Tausendmal Adieu!

Humboldt.

Gentz hat im Oktober seiner MonatsSchrift einen äußerst braven politischen Aufsatz gemacht, der Ihnen gewiß wegen der Strenge der Deduction nicht wenig gefallen wird.

40. Humboldt an Schiller.

Tegel, 20. November 95.

Ich bin wieder hergestellt, liebster Freund, und nachdem ich ein Paar Tage in Berlin zugebracht habe, wieder in meiner gewöhnlichen Einsamkeit und Ruhe. Das 10te Horenstück ist, seit mein Auge besser ist, meine erste Lectüre gewesen, und hat mich sehr ergötzt. Ihre Elegie abgerechnet, mit der freilich nichts streiten darf, ist das Mährchen, meinem Urtheil nach, das Vorzüglichste. Es strahlt ordentlich unter den Unterhaltungen hervor, und ich fürchte mich schon, wenn an diese leichte und hübsche Erzählung das grobe Fräulein wieder ihre Glossen knüpfen wird. Das Mährchen hat alle Eigenschaften, die ich von dieser Gattung erwartete, es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt hin, ist behend und artig gewandt, und versetzt die Phantasie in eine so bewegliche, oft wechselnde Scene, in einen so bunten, schimmernden und magischen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem Deutschen Schriftsteller sonst etwas gelesen zu haben, das dem gleich käme.

Herders Homer und Ossian ist sehr schön, und übertrift, dünkt mich, den ersten Aufsatz im 9ten Stück. Es ist ihm sehr gut gelungen die Nebelgestalt des Caledonischen Lyrikers gegen das heitre Licht der Jonischen Epopee zu stellen, und ich wüßte nichts, was über eine solche Vergleichung noch zu sagen übrig bliebe. Die Diction ist höchst angemessen, lebendig und an einigen Stellen außerordentlich schön. Selbst die kleinen subjectiven Züge, die einem Herderschen Aufsatz selten mangeln, findet man

hier doch nur sparsam, und sie stören wenigstens nicht den Eindruck des Ganzen.

Auch Engels Aufsatz hat mir gefallen. Er ist freilich etwas altmodisch und von einer Gattung, der ich nicht viel abgewinnen kann. Charaktere zu schildern, die wie der des alten Stark so wenig Interessantes in sich haben, so ganz durch die Einwirkung gewöhnlicher Lagen und Umstände auf gute aber höchst mittelmäßige Anlagen gebildet sind, kann, soviel ich absehe, keinen großen Gewinn bringen. Versöhnt man sich indeß einmal mit der Gattung, so ist das Stück recht gut und zeigt kein kleines Talent zu unsrer gewöhnlichen Art der Komödie, bei welcher die Schilderung solcher Arten von Charakteren und ein leichter ungezwungener Dialog die Haupterfordernisse ausmachen. Auch glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich das Ganze als einen, schon längst für die künftige Ausarbeitung angelegten Plan zu einem Lustspiele ansehe, dem Engel jetzt diese Bestimmung gegeben hat. Gegen den Alten ist, glaube ich, nichts zu sagen. Nach ihm macht, dünkt mich, die Tochter die am besten gezeichnete Figur. Der Sohn sollte wohl anders gewandt und besser gehalten seyn. Der Doktor ist mir bei weitem zu langweilig und die Mutter zu unbedeutend. Da ich Engel so genau persönlich kenne, so ist mirs merkwürdig gewesen, in dieser Schilderung den Kreis und die Welt wiederzufinden, worin seine Phantasie sich herumzudrehen pflegte.

Die beiden kleinen Epigrammen füllen ihren Platz gut aus. Vorzüglich hat mir Leukothea's Binde gefallen. Beide sind wohl von Ihnen, oder wenigstens doch das Letztere.

Ungeachtet meines Aufenthalts in Berlin habe ich doch, da ich sehr viel bloß auf der Bibliothek war, von Urtheilen über die Horen nichts besondres gehört. An der Elegie hörte ich jemand tadeln, daß dieß Elegische Silbenmaaß für so lange Stücke zu eintönig sey. Der Aufsatz im 9ten Stück über die Gränzen des Schönen scheint Glück zu machen. Herz sagte mir, es sey der erste in den Horen gewesen, den er mit recht großem Vergnügen gelesen und ganz verstanden habe. Er setzte, woraus Sie die Art dieses Urtheilers erkennen können, hinzu, er habe

in ihm die Art zu philosophiren wiedergefunden, an die man sonst durch Lessing, Mendelssohn u. s. w. gewöhnt gewesen sey. Sie haben mir noch nie Ein Wort über diesen Aufsatz gesagt. Haben Sie doch die Güte mir auch einmal historisch zu bestätigen, daß er von Ihnen ist. Einen zwar sehr platten, aber doch immer sehr amüsanten Spaß, die Horen betreffend, lege ich aus dem niedrigsten in Berlin erscheinenden Blatte: die Camera obscura in Berlin bei. Die Recension in den Annalen müssen Sie schlechterdings lesen, sie übertrift an Unverschämtheit und Plattheit alles, was man je gesehn hat. Indeß sind einige Einfälle nicht übel, und die Wendung des Ganzen hämisch genug. Ein — aber ganz unverbürgtes Gerücht macht Maimon zu ihrem Verfasser. Nicht Madame Mereau allein schreibt Ihre Belagerung Woltmann zu. Hier stritt sich neulich jemand aufs hartnäckigste darüber und setzte hinzu, Sie könnten jetzt etwas so leichtes und verständliches nicht mehr machen. Meine männliche und weibliche Form schrieb eben dieser Hirt zu. Das Decemberstück wird doch amüsiren. Daß in den Horen auf keinen Angriff, auch nicht am Ende des Jahres geantwortet werde, darin bin ich schlechterdings Körners Meynung. Selbst außer den Horen sehe ich für jetzt wenigstens keine Veranlassung.

Michaelis, den ich bei seiner Zurückkunft gesprochen, verheißt Ihnen und mir schon mit dem Ende künftiger Woche fertig gebundene Almanachsexemplare. Ich bin ordentlich ungeduldig darauf. Das Titelkupfer soll, wie mir Unger sagt, recht sehr gut gerathen seyn. Der Druck der Musik ist wie im Meister, also ziemlich schlecht. Reichardt, der jetzt wieder in Giebichenstein lebt, und durch sein Journal, das seit dem in der Literatur-Zeitung erhaltnen Lobe auf einmal außerordentlich gut gehn soll, wieder in recht leidlichen Umständen zu seyn scheint, sah ich neulich bei Herz. Er spielte und sang uns die Meeresstille und die Würde der Frauen vor. Die Musik von beiden kann ich Ihnen nach dem Urtheil der Li höchlichst empfehlen. Elwieens habe ich mit Fleiß geschrieben, ob mir gleich Elwine wohl einfiel. Aber das Manuscript war ganz deutlich für das Erstere und bei den sonderbaren Namen, die man von Kose-

garten gewohnt ist, mochte ich nicht ändern. In den Epigrammen ist alles die Censur passirt, auch das mit den:

Rauch des Tobacks, Wanzen, Knoblauch und †

Das Letztere ärgert mich beinah. Mich wundert, daß Sie es nicht schon gestrichen. Es ist doch unartig, und poetischer Verlust war nicht dabei. Was soll ich, Lieber, mit den 55 Friedrichsd'or? Sie sind mir jetzt ausgezahlt worden.

Wie gern hätte ich mit Ihnen Ihren Geburtstag gefeiert! Immer mehr und mehr fühle ich, theurer Schiller, wieviel ich getrennt von Ihnen entbehre, und was ich auch beginnen mag, so giebt es mir keinen Ersatz. Ich lasse zwar auch hier meine Tage in einer fortdauernden Beschäftigung fortfließen, aber es fehlt ihr, möchte ich sagen, an Leben und Kraft. Das Ende Ihrer Ideale, obgleich ich es in ganz anderm Sinn aussprechen muß, als Sie es können, ist mir unglaublich oft gegenwärtig. Meine Hofnung eilt dem Sommer entgegen, wo ich Sie gewiß noch früher allein aufsuche, als ich mit den Meinigen zurückkehren kann.

Was Sie von der Baukunst sagen, leuchtet mir außerordentlich ein. Indeß, dünkt mich immer, trägt diese Kunst, ganz ausschließlich vor allen andern, etwas in sich, was sie hindert eigentlich Kunst, und mehr als bloße Verzierung nur im höchsten Geschmacke zu seyn. Unter allen Künsten hat sie allein kein von der Natur gegebnes Object. Warum auch das schönste Gebäude, wenn es nicht zu einem Gebrauch, zugleich ein Bedürfniß wäre? Wie man sich daher auch wenden mag, der Begriff des: Gebrauchs im ganz allgemeinen Sinn ist von dieser Kunst unzertrennlich, und ist doch der Kunst so sehr zuwider. Auf der andern Seite geben Gebäude einen Genuß, den man sonst vergebens sucht. Als Colossalische Menschenwerke, deren ungeheure Masse sich doch in einer schönen, leicht zu übersehenden Form darstellt, stehen sie zwischen den Produkten der Natur (Gebirgen, Felsen) und der ganz eigenthümlichen Geburt der menschlichen Phantasie, der Statue, in der Mitte, und vereinigen gleichsam die Vorzüge beider. Selbst der Begriff des Gebrauchs,

der gleich wieder den Menschen herbeiführt, wirkt hier vielleicht mit. So gemischt ist, dünkt mich, der gewöhnliche Eindruck, den ein Gebäude macht. Sehr viel anders ist freilich der künstlerische, aber ganz rein kann er auch nie seyn, und es fragt sich nur, ob man die Baukunst als ganz reine Kunst behandeln, und den Gebrauch zu sehr aufopfern soll? Ich glaube kaum, alles was sich erreichen läßt, ist dünkt mich nicht mehr, als ästhetische Behandlung eines an sich in ein ganz anderes Gebiet gehörenden Gegenstandes. Doch gilt dieß freilich bloß von der eigentlich schönen Baukunst. Von Göthens Manier in solchen Dingen läßt sich gewiß sehr viel hoffen. Ueber Göthes Idee, wie ein Mensch mit verbundnen Augen einen Begriff von einem schönen Gebäude bekommen soll, wünschte ich wohl mehr zu wissen. Es ist mir nicht klar.

Seine naturhistorischen Sachen sind doch, dünkt mich, nicht recht für die Horen geeignet. Ueberhaupt, glaube ich, müßte er sie ernstlicher angreifen, wenn sie der Wissenschaft Gewinn bringen sollen, wie seine Ideen an sich gewiß in hohem Grade thun können. Zu seiner Optik, vorzüglich insofern es gegen Newton gerichtet ist, kann ich noch kein rechtes Zutrauen fassen, und ich wollte, er wartete mit den Epigrammen gegen diesen, bis er das Publikum überzeugt hätte.

Es ist ein schöner Entschluß, lieber Schiller, daß Sie Griechisch lernen wollen, und es hat mich oft gerührt zu sehen, mit wie vieler Mühe Sie aus Uebersetzungen schöpfen müssen, was andre, die unmittelbar an der Quelle sind, nicht zu fassen vermögen. Auch ist mir Ihr Vorsatz ein neuer Beweis gewesen, wie gründlich Sie alles anfassen, womit Sie Sich beschäftigen. Aber freilich werden Sie der Schwierigkeiten viele erfahren, und kaum weiß ich, ob ich Ihnen bei der Menge der Störungen, welche Ihre Kränklichkeit schon verursacht, noch rathen soll, eine Sprache zu lernen, die an sich immer mühsam ist, und immer erst später die Mühe und Zeit belohnt, die man ihr anfangs aufopfern muß. Es wird Sie viel Zeit kosten, und bei Ihnen, da Sie Ihre Zeit so treflich nutzen können, ist das sehr viel. Nur eigentlich in dem Fall, daß Sie Ihre verlornen Stunden, wo

Sie ganz unbedeutende Dinge lesen, dazu brauchen können, scheint mir Ihr Plan ausführbar. Ich wünschte unendlich, daß Sie Griechisch wüßten, ich bin auch überzeugt, daß Sie es unglaublich schnell lernen werden. Allein ich kann es dennoch nicht über mich gewinnen, nicht die Stunden zu bedauern, die Sie beim ersten Anfang rein verlieren. Wäre ich jetzt in Jena, wie vorigen Winter, so wäre die Bedenklichkeit bald gehoben. Mit einem andern lernt es sich leichter, und wir verplauderten so immer einige Stunden. Vorausgesetzt indeß, Sie bleiben Ihrem Plan getreu, so ist allerdings Homer der einzig schickliche Anfang. Zum Xenophon rathe ich nicht zugleich. Der alte Jonische und der neue Attische Dialect sind so unglaublich verschieden, daß es Ihnen nur vergebliche Schwierigkeit machen würde. Wollten Sie ja etwas anderes zugleich nehmen, so dächte ich, wäre es Herodot oder Hesiodus. Das einzige bequeme und brauchbare Lexicon ist: Hederici Graecum lexicon manuale ex cura Ernesti. Ein weitläuftigeres aber unbequemes ist der Scapula. Da er unter meinen Büchern in Jena ist, so können Sie ihn auf alle Fälle zum allenfalsigen Gebrauch mit zu Rathe ziehen. Von Grammatiken ist die am meisten methodisch abgefaßte: Trendelenburgs Griechische Grammatik, neueste Auflage. Auch diese ist unter meinen Büchern. Als ein Repertorium für alles Grammaticalische, was Ihnen vorkommen könnte, riethe ich Ihnen sich die Märkische Griechische Grammatik oder da diese wahrscheinlich gar nicht mehr zu haben ist die sogenannte Hallische anzuschaffen welche letztere zum Nachschlagen die allerbequemste ist, so wie die Trendelenburgsche zum systematischen Unterricht. Das Buch über die Methode beim Studium und das Eigenthümliche der Sprache weiß ich Ihnen, trotz alles Nachdenkens, nicht nachzuweisen. In der Einleitung zum Trendelenburg steht manches, doch nicht gar vieles, und was er vom medium sagt, können Sie geradezu als falsch ansehen. Mancherlei finden Sie auch in Harris Hermes von dem eine gute deutsche Uebersetzung unter meinen Büchern steht. Aber das Eigentliche und Wahre müßte erst geschrieben werden. Ich gehe lange darauf aus, um die Kategorien zu finden, unter welche man

die Eigenthümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzusuchen, einen bestimmten Charakter irgend einer Sprache zu schildern. Aber noch will es mir nicht gelingen, und es hat sicher große Schwierigkeiten. Wieviel gäbe ich darum, Ihr Griechisches Studium selbst persönlich leiten zu dürfen. Wieviel Aufschlüsse würde ich durch Sie über die Sprache, die ich nun schon genauer kenne, und wo ich Ihnen die data suppeditiren könnte, erhalten! So erlauben Sie mir wohl, wenn Sie noch beim Griechischen bleiben, diesen Gegenstand manchmal zum Thema unsrer Briefe zu machen. Im Homer wird Ihnen anfangs die Auflösung der Formen die meiste Schwierigkeit machen, ich weiß nicht, ob Sie Sich die Mühe geben sollen, dieß wieder recht methodisch in Ihr Gedächtniß zurückzurufen. Sollte nicht folgende Methode gut gehn? Die neue Voßische Uebersetzung ist erstaunlich treu. Wenn Sie erst in dieser 50 Verse etwa genau läsen, dann es weglegten, und das Griechische vornähmen, erst durch bloße Erinnerung, Divination, Takt sich hineinstudirten, und hernach, was Sie interessirte, durch Nachschlagen bestätigten. So würde Ihr Nachdenken mehr ins Spiel mit gezogen, und Sie drängen so tiefer ein, als bei dem gewöhnlichen mechanischen Wege. Schreiben Sie mir ja weiter von Ihren Fortschritten.

Ueber meine Unfruchtbarkeit in Absicht der Horen schäme ich mich oft, lieber Schiller. Aber Sie kennen meine Dürftigkeit und leider ist auch das einzige Fach, in dem ich thätig seyn kann, gerade das am meisten Besetzte. Das Einzige, was ich noch außerdem liefern könnte, ...

41. Humboldt an Schiller.

Tegel, 27. November 95.

Wie herzlich freue ich mich, liebster Freund, mit jedem neuen Briefe von Ihnen auch neue Nachrichten von Ihrem besseren Befinden, Ihrer heitern Stimmung und Ihrer unbegreiflichen Thätigkeit zu bekommen. Der gegenwärtige Winter beginnt weit günstiger für Sie, als der vergangene, und schon in

den letzten Wochen unsrer Anwesenheit in Jena bemerkte ich eine große und heilsame Umänderung Ihrer Stimmung. Die körperlichen Ursachen, die daran Schuld seyn mögen, und einige Veränderungen Ihrer äußern Lage, selbst Ihrer nun freundlicheren Wohnung, abgerechnet, liegt der Grund doch gewiß vorzüglich in der verschiedenen Art der Beschäftigung, die Sie jetzt und damals trieben. Wohl haben Sie, wie Sie selbst bemerken, einen guten und festen Grund gelegt, der Ihnen die jetzige Leichtigkeit in jeder Art der Arbeit möglich macht. Diesen Grund verdanken Sie doch größtentheils der Ausarbeitung Ihrer Briefe und den Zurüstungen dazu und natürlich mußte diese mühevolle Periode sich weniger mit unmittelbarem Genuß als mit späteren Früchten belohnen. In jedem Menschen, der sich vorzüglich mit philosophischem Nachdenken beschäftigt, muß es eine Epoche geben, in welcher die Summe seiner Gedanken Festigkeit und systematischen Zusammenhang gewinnt, und die es ihm möglich macht, sich, indem er sicher und fest aufsteht, nach jeder Seite mit Leichtigkeit hinzubewegen. Es scheint mir ein vorzüglich schwieriges Kunststück der Bildung seiner selbst und andrer, diesen Zeitpunkt gehörig zur Reife zu bringen, und es ist schon immer viel, sich nur von dem Wege nicht abbringen zu lassen, die Ernte nicht anticipiren zu wollen, und sich nicht durch zu frühzeitige, kleinliche, zerstückelte Unternehmungen zu zerstreuen, da alle Werke, die dem eignen Geist zu genügen im Stande sind, erst jenseits dieser Gränze liegen können. Bei wenigen ist dieß so offenbar, als bei Kant, wenn man seine früheren Schriften mit den späteren, von der Kritik an, vergleicht. Jener Zeitpunkt ist in ihm eigentlich sehr spät erschienen, aber aus den Bruchstücken seiner früheren Producte bemerkt man hie und da Spuren seines Ganges. Ihnen ist es früh gelungen, die Ideen auszubilden, um welche sich Ihre intellectuelle Thätigkeit dreht, und in allem, was ich jetzt von Ihnen lese, selbst in der flüchtigsten Bemerkung in einem Briefe, herrscht eine durchgängige und bewundernswürdige Einheit. Auf diese gründe ich auch meine Hofnung, daß ungeachtet der unseligen Lage, in welcher selbst der bessere Theil des Publicums

sich in Rücksicht auf Ihre philosophischen Arbeiten befindet, diese doch nach und nach durchdringen und sich ihre Leser selbst zubereiten werden. Nach dem, was Sie mir von Ihren neuesten beiden Abhandlungen sagen, darf ich hiebei vorzüglich auf diese rechnen. Wenn immerfort in verschiednen Gestalten und mannigfaltigen Anwendungen dieselbe Vorstellungsweise wiederkehrt, so muß sie doch endlich, auch bei dem am wenigsten vorbereiteten Leser Eingang finden, und es muß sich dann durch die That selbst bewähren, daß, was in jeder Anwendung die Probe besteht, in sich zusammenhängend und wahr seyn muß.

Ich bin daher betroffen gewesen, als ich in Ihrem Briefe las, daß Sie für die Horen das philosophische und poetische Gebiet verlassen wollen. Auf keine Weise sollten Sie nur irgend etwas dem tadelnden Theil des Publicums nachgeben. Auch müssen Sie Ihre eigne Richtung nicht so durch äußere Zwecke fesseln. Meiner Meynung nach, sollten Sie Sich, wenn Sie nicht zu dem Schauspiel kommen können, ganz frei Ihrer Lust überlassen, zwischen philosophischen und poetischen Arbeiten abwechseln, und nur bei einer unbestimmten Neigung sich gerade für das Leichtere determiniren. Nichts, was Sie machen, kann untauglich für die Horen seyn, und Sie werden, Ihrem jetzigen Gange nach, von selbst nicht einmal auf so schwierige Materien stoßen, als Ihre Briefe und das Reich der Schatten behandeln. Sie können, dünkt mich, schlechterdings nichts andres thun, als Ihren Gang fortgehn, und für innern Werth und Mannigfaltigkeit des Journals sorgen, und für beides bürgt Ihnen bei Ihrem eignen Arbeiten Ihre Individualität. Nur bei fremden Beiträgen würde ich Ihnen freilich rathen, so wenig als möglich philosophisches und ästhetisch-theoretisches aufzunehmen. Sie können hier, dünkt mich, um so eher ganz frei verfahren, wenn Sie darauf denken, die Horen mit dem nächsten Jahre zu schließen. Denn selbst Cotta kann kaum noch Gewinn dabei haben, wenn auch der nächste Jahrgang viel mehr nach dem Geschmack des Publicums wäre, sobald das Ganze nicht fortgeht. Auf diese Weise aber, glaube ich, könnte es fortgehn. Cotta hat Muth und guten Willen, das Publikum wird das

Geschrei nach und nach müde, sucht sich im Stillen heraus, was ihm gefällt, und kauft gewiß, sobald es sieht, daß die Entreprise daurend ist. Für Sie aber ist die Redaction weniger lästig, sobald Sie Sich nicht dadurch in der Wahl Ihrer Arbeiten zu sehr einschränken lassen. Ich kann nicht läugnen, daß es mich sehr verdrießen würde, wenn Sie die Horen wirklich aufgeben sollten. Es wäre doch auf jede Weise dem Geschrei gewichen.

Die Abschrift Ihres zweiten Aufsatzes schicken Sie mir ja mit dem XI. Stück. Es ist jetzt schlechterdings meine liebste Beschäftigung, Ihre Arbeiten zu lesen, und darüber mit Ihnen zu reden.

Von Wolf habe ich schon wieder Antwort. Er gesteht, daß der Herdersche Aufsatz ihn sehr erbittert habe, und wie er die Sache ansieht, finde ich es freilich natürlich. Er legt Herdern nichts weniger als die Absicht bei, ihn um das ganze Verdienst seiner Arbeit zu bringen, und führt mir dafür allerlei Wahrscheinlichkeitsgründe an. Ich weiß nicht, wie dem allem seyn mag, soviel weiß ich, daß ich allen diesen Arten, den Charakter in literarische Dinge einzumischen, recht herzlich feind bin, und nicht einmal soviel Interesse daran nehmen kann, um den jedesmaligen Fall genau zu untersuchen.

Von Ihrem Exemplar des Musenalmanachs erfolgen hier die letzten Bogen. Das Titelblatt muß wohl mit dem Kupfer zusammenhängen, ob ich gleich nicht recht begreife wie? da ich ausdrücklich einen gestochenen Titel verboten habe. Die 50 Friedrichsd'or erfolgen gleichfalls. An Michaelis schreibe ich heute, das Nothwendige zu bestellen. Die Druckfehler habe ich schon vor Ihrem Brief anzeigen wollen, und darum Ungern geschrieben, mir ein vollständiges Exemplar zu schicken. Es hat ihm aber beliebt, es ungeachtet meines Erinnerns nicht zu thun, und wie ich merke, sieht er es lieber, wenn die Fehler so wenigstens dem ersten Anblick versteckt bleiben. So gut er auch druckt, so könnte die Correctheit doch größer seyn. Auch im Meister, den Biester und Gedike corrigiren, habe ich ein halb Dutzend Fehler, die meist alle Sprachfehler machen, bloß im Lesen ge-

funden. Jetzt konnte ich's mit den Druckfehlern nicht nachholen, da Unger schon alle Exemplare Michaelissen nach Strelitz geschickt hat, sie dort binden zu lassen. In Reinwalds Gedicht steht auch im Manuscript Seinigen und es kann auch nicht anders heißen. Vielleicht aber verschrieben Sie Sich nur so daß Deinigen gedruckt ist. Außer etwa diesem Fehler wüßte ich keinen, der den Sinn entstellen könnte. Indeß sind mir auch die andern im höchsten Grade fatal, und ein zweitesmal sollte es schon besser gehen. Das Manuscript des Almanachs habe ich mir von Unger zurückgeben lassen. Soll ich es cassiren, oder Ihnen gelegentlich künftig mitbringen?

Da Sie mir einmal von Göthe schrieben, daß ich mir einen Meister von Unger geben lassen sollte, so habe ich dieß gethan, und bitte Sie, das erhaltene Exemplar Göthen wieder zuzustellen.

Wegen des Jenisch will ich noch mein Möglichstes thun.

Auf Schlegels Aufsatz bin ich sehr begierig. Sie haben eine prächtige Acquisition an ihm gemacht. Wie steht es mit seinem Roman? Denn die Arbeit über das Silbenmaaß ist doch auch von dem Braunschweiger?

Was betrift denn der Archenholzische Aufsatz?

Da Niethammer Michaelis nun aus Erfahrung kannte, so begreife ich nicht, warum er das Erhardtische Geld nicht sich auszahlen ließ? Neulich war des Coadjutors Bewußtseyn in der LiteraturZeitung recensirt. War die Recension nicht von Erhard? Die Anzeige des neuen Journals bei Unger: Deutschland und der darin vorkommende Ausfall auf das avertissement der Horen, die jedoch nicht genannt sind, so wie Fichtes Ausfall gegen Schmid beides im IntelligenzBlatt der LiteraturZeitung wird Ihnen wohl nicht entgangen seyn. Daß die alte Geschichte wegen der Recension der Horen durch den Proceß zwischen der LiteraturZeitung und Forberg wieder aufgerührt werden wird, ist doch sehr unangenehm. Wundern soll es mich aber, wem die LiteraturZeitung jetzt die Recension der Horen übergeben wird?

Daß Graf Soden mit seiner Aurora bei Ihnen anläuft, ist mir ein wahrer Spaß. Es ist mir ein unausstehlicher Mensch.

Ich erwarte morgen wieder Gentz, der mich doch immer von Zeit zu Zeit besucht und mir ein angenehmer Umgang ist. Ueberhaupt kann ich nicht sagen, daß mich die Einsamkeit drückte, nur meine Trennung von Ihnen fällt mir in der Länge schwer auf. Allein bin ich sonst gern, da ich nicht schnell arbeite, nehme ich mir gern viel Zeit für meine Beschäftigungen und an lebendigem Umgang habe ich ganz so viel ich wünsche an der Li und den Kindern. Ich bin jetzt ganz in der Idee meiner neuen Arbeit. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mächtig ein aufmunterndes Wort aus Ihrem Munde wirkt. Auf jeden Fall bleibe ich bei diesem Entschluß und ich denke er soll gelingen.

In den ersten Tagen habe ich bloß über die ungefähre Art nachgedacht. Das Thema im Ganzen ist, wie Sie es selbst bestimmen: eine Charakteristik des Griechischen Geistes. Es ist so der wichtigste Theil des Werks, was ich mir immer zu liefern vorgesetzt hatte: einer mit ausführlichen historischen Beweisen belegten Schilderung des Griechischen Charakters überhaupt. Den Griechischen Geist überhaupt aber zu charakterisiren ist ein Gegenstand von sehr großem Umfang. Um mich also nicht gleich in ein zu großes Ganze zu verirren, schneide ich mir für jetzt bloß den: dichterischen Geist ab. Allein auch hier muß ich noch kleinere Abschnitte machen. Ich habe überlegt, daß es nicht möglich ist, auch nur die Hauptzüge des Griechischen Dichtergenies in Einem Aufsatz zu schildern, ohne entweder unbestimmt und unvollständig, oder zu abstract und dunkel zu werden. Es würde mir damit, wie mit dem Geschlechtsaufsatz gehn, der auch, statt die Reihe jener projectirten Aufsätze anzufangen, sie hätte beschließen sollen. Auch müßte ich, wenn ich nun, nach jenem Aufsatz, an das Einzelne gehn wollte, mich nur wiederholen, und würde in der ersten Abhandlung fast gar keine Beispiele beibringen können, ohne der Allgemeinheit zu schaden. Ich denke also von dem Besondern anzufangen, zuerst bloß beschreibend zu Werke zu gehen, und die Resultate immer nach und nach zu einer größeren Allgemeinheit zusammenzuziehen. Die Hauptmassen in welche das Ganze zerfällt, sind ganz natürlich: die epische Dichtkunst, mit Inbegriff der bukolischen; die tragische; komische; und lyrische

im weiteſten Verſtande. Am zweckmäßigſten würde man, glaube ich, mit der epiſchen anfangen, auf dieſe die lyriſche folgen laſſen, und mit der dramatiſchen den Beſchluß machen. Denn, wie auch Sie mir hoffentlich beiſtimmen werden, iſt die Haupttendenz der ächt griechiſchen Stimmung epiſch, und die griechiſche dramatiſche Poeſie eine, ſogar nicht immer ſehr künſtliche, Zuſammenſetzung der epiſchen mit der lyriſchen. Dennoch will ich mit der lyriſchen den Anfang machen. Mein nächſter Grund iſt hier bloß der, daß von Homer (der die Epopee doch faſt allein ausmacht) ſchon gerade jetzt ſoviel geſprochen iſt, und daß ich einem Aufſatz über die minder bekannten lyriſchen Dichter ſchon von ſelbſt mehr Intereſſe geben kann. Auch habe ich in ihnen mehr vorgearbeitet. An ſich aber iſt es auch nicht übel die Griechiſche Individualität an ihnen zu zeigen, da ſie in den lyriſchen Stücken weit mehr als Eigenthümlichkeit als in den Epiſchen erſcheint, und ich dadurch daß die lyriſche Poeſie in ſo genauem Zuſammenhange mit dem Charakter und der Empfindungsweiſe ſteht, mehr Veranlaſſung erhalte, die Seelenſtimmung der Griechen überhaupt zu entwickeln. Bei den Lyrikern habe ich nun wieder 3 Hauptmaſſen: 1.) Pindar. 2.) die Chöre. 3.) die Fragmente der übrigen Dichter und die andern Stücke der ſogenannten Anthologie. Auch könnte ich es ja wohl auf dieſe Weiſe in drei Aufſätze theilen? Hätte ich erſt einen oder ein Paar ſolcher Aufſätze fertig, ſo könnten ſie einzeln für die Horen dienen. Was aber das Ganze betrift, ſo werden mir die einzelnen Bearbeitungen ſelbſt beſſer die Art an die Hand geben, wie ich dieß zuſammenordnen kann. Jetzt habe ich angefangen, an den Pindar Hand anzulegen, der die Grundlage ausmachen ſoll. Indeß werde ich zugleich die Chöre zur Hand nehmen, um zu ſehn, ob dieſe ſich beſſer dazu ſchicken. Sie ſehn, daß ich nur eile, mich an eine beſtimmte und kleinere Arbeit zu binden. Ich kenne mich, wie leicht ich mich durch größere Plane zerſtreue. Bin ich aber mit dieſer Arbeit erſt im Gange, ſo entwerfe ich doch vielleicht einen Plan des Ganzen, mich zu leiten, und ihn Ihnen mitzutheilen. Bei den einzelnen Aufſätzen denke ich hiſtoriſche Details, die nicht gar bekannt ſind,

und zur Sache dienen, nicht zurückzuweisen. Ich denke immer, die Klarheit gewinnt, wenn ich der Wirklichkeit und den Thatsachen nahe bleibe. Ich bitte Sie jetzt recht sehr um Ihre Meynung über diesen Plan. Ich könnte ihn sehr leicht umändern, wenn Sie es für nöthig fänden. Denn, da ich doch einmal das ganze Feld bearbeiten will, so ist nichts verloren, und was die Dichter betrift, so bin ich in jeder Gattung gut genug eingelesen. Daß ich zugleich die lateinischen und neueren Hauptdichter derselben Gattung für mich studire, und, als durch den Contrast oder die Aehnlichkeit erläuternd, manchmal gebrauche, versteht sich von selbst. Die Hauptschwierigkeit ist unstreitig die philosophische Theorie der Dichtungsarten, die zur Würdigung einer individuellen vorausgesetzt werden muß und doch weder in den Köpfen der Leser, noch in einzelnen Büchern bestimmt vorhanden ist. Hier kostet es nun doppelte Mühe, sowohl die wahren Begriffe aufzufinden, als sie auf eine ungezwungne und präcise Weise einzuflechten. Der erste Theil der Arbeit ist mir indeß durch Sie schon unglaublich erleichtert. Sie sehn, lieber Freund, daß ich mit Eifer und Wärme ans Werk gehe. Auch am Ausharren soll es nicht liegen. Ueber das Uebrige mögen denn günstige Götter walten, und vor allen Dingen Ihre Theilnahme, die eine ganz eigne Kraft für mich besitzt.

Ich muß hier schließen. Antworten Sie mir doch, liebster Freund, über Gros. Ich möchte ihm nicht gern eher schreiben, und meine Antwort doch auch nicht so lang aufschieben.

Von der Li tausend herzliche Grüße an Sie und Lolo, der wir beide sehr für ihre Briefe und prächtigen Geschichten danken. Ihr

H.

Michaelis hat Ungern gesagt, daß er künftiges Jahr abermals den Almanach für ihn drucken sollte, und deshalb Kalender und dergleichen stehn lassen möchte. Unger muß aber irgendwo gehört haben, daß Michaelis den Almanach nicht behält, und hat mich gebeten, ihm Auskunft zu geben, weil er die Lettern des Almanachs überhaupt, wenn er den Almanach nicht wieder druckt, zu etwas anderem brauchen wolle. Ich habe geantwortet,

daß ich Sie fragen wolle. Soviel ich nun weiß, behält ja Michaelis den Almanach nicht, und seine Windbeutelei ist wirklich beinah beleidigend für Unger. Indeß wünschte ich sehr, der Almanach würde bei Unger fortgedruckt. Sie selbst haben Druck und Papier gut gefunden und Cotta kann gewiß beides nicht gleich gut schaffen. Druckfehler hat der Almanach freilich, aber noch immer nicht soviel als die Horen, und dagegen könnte ich Ihnen schon zu einer bessern Veranstaltung verhelfen, da mich dießmal nur Meyer verführt hat. Freilich würde Cotta mehr Kosten haben. Aber er gewänne es gewiß wieder, und da die Horen ihn schon in nicht guten Ruf des Drucks gebracht haben, so wäre es doppelt nachtheilig für ihn, wenn der Almanach unter ihm weniger gut würde. Wollen Sie ihm etwa deshalb schreiben und mir, aber doch bald, Antwort für Unger sagen? Ich brauchte Cotta nicht zu nennen, sondern bloß zu antworten, daß er den Almanach ferner drucken werde. Auch habe ich ihn schon gebeten, mit Michaelis hierüber sich nicht weiter zu erklären.

Adieu!

H.

---

42. Schiller an Humboldt.

Jena den 29. November 95.

Ich habe noch allerley Materien in Ihren vorigen Briefen zu beantworten, lieber Freund, und werde dieß mit Gelegenheit nachhohlen. Heute z. B. einiges, Ihre Anmerkungen über die Elegie betreffend.

Ich will Ihnen nicht läugnen, daß ich mir auf dieses Stück auch am meisten zu gut thue, und vorzüglich in Rücksicht auf einige Erfahrungen die ich unterdessen darüber machte. Mir däucht das sicherste empirische Criterium von der wahren poetischen Güte eines Produkts dieses zu seyn, daß es die Stimmung, worinn es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und das ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, außer mit diesem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die Götter

Griechenlands, die Würde der Frauen etc. fliehen, auf die Elegie besinne ich mich immer mit Vergnügen und mit keinem müßigen — sondern wirklich schöpferischen, denn sie bewegt meine Seele zum hervorbringen und bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemeine gute Eindruck dieses Gedichts auf die ungleichsten Gemüther ist ein zweyter Beweis. Personen sogar, deren Phantasie in den Bildern, die darinn vorzüglich herrschen, keine Uebung hat, wie z. B. meine Schwiegermutter, sind auf eine ganz überraschende Weise davon bewegt worden. Herders, Göthe, Meyer, die Kalb, hier in Jena Heberich, den Sie auch kennen, sind alle ganz ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Li dazu, so bringe ich eine beynahe vollständige Repräsentation des Publikums heraus: ich glaube deßwegen, daß, wenn es diesem Stücke an einem allgemeinen Beyfall fehlt, bloß zufällige, selbst in den Personen, die es ungerührt läßt, zufällige Ursachen daran Schuld sind.

Mein eigenes Dichtertalent hat sich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in diesem Gedichte erweitert: noch in keinem ist der Gedanke selbst so poetisch gewesen und geblieben, in keinem hat das Gemüth so sehr als Eine Kraft gewirkt.

Ich werde deßwegen noch alle mir mögliche Sorgfalt an die Vollendung desselben wenden, und nicht nur Ihre Anmerkungen darüber nutzen, sondern auch, auf Veranlassung derselben, eine noch größere Strenge dagegen ausüben, als Sie bewiesen haben.

An dem Ganzen ist nichts mehr zu ändern, es sey denn daß einige Theile faßlicher verbunden, einiges besser unterschieden würde. Ihr Einwurf gegen zu frühe Einführung der Landstraße in das Gemälde ist nicht ungegründet; hier hat die Wirklichkeit der Idee vorgegriffen, die Landstraße war einmal in der Scene, die meiner Phantasie sich empirisch eingedrückt hatte. Es wird mir Mühe kosten, die Landstraße nachher einzuführen, und doch muß ich die sinnlichen Gegenstände, an denen der Gedanke fortläuft, so sehr als möglich zu Rath zu halten suchen. Sie werden bemerkt haben, daß ich biß da, wo die Betrachtungen

über die Corruption angehen, beynahe immer von einem äusern Objekt ausgehe. (Bey der Corruption war es in der Natur der Sache, daß das Gemüth in sich selbst versinkt, und die Einbildungskraft die ganze Kosten des Gemähldes trägt. Ich gewann dadurch den großen Vortheil, daß nach einer so langen Zerstreuung, während der doch die Reise immer fortgeht, die Natur auf einmal als Wildniß dastehen kann.) Vielleicht aber kann ich noch mehr, als ich gethan, aus der sinnlichen Anschauung nehmen, so daß alle Spur eines Plans verschwindet indem die Wirkungen desselben noch fühlbarer werden.

Für den Versbau will ich noch soviel als möglich zu thun suchen. Ich bin hierinn der roheste Empiriker, denn außer Moritz kleiner Schrift über Prosodie erinnere ich mich auch gar nichts, selbst nicht in Schulen, darüber gelesen zu haben. Besonders sind mir der Hexameter und Pentameter, die mich nie genug interessiert hatten, ganz fremd, in Rücksicht auf Theorie und Critik. Wenn wir wieder beysammen sind, werden Sie mich in dieser Sache schon zurechtweisen. Indessen glaube ich doch, daß die Empirie zuweilen gegen die Regel recht hat, und daß dieses auch in diesem Gedicht manchmal der Fall war. So soll der Abschnitt, den Sie als ungewöhnlich tadeln, in mehrern der angeführten Verse eigentlich gar nicht gehört werden, weil dieses das Bild unterstützen hilft. In dem Vers z. B.

Frey, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wiese

drückt das Sylbenmaaß selbst die Weite aus, auf der das Auge dahingleitet, und sich verliert. Den Hexameter:

Siehe da wimmeln von fröhlichem Leben etc.

soll man ohne Abschnitt lesen. Die wimmelnde Bewegung verstattet keinen Stillstand. Den Vers:

Theilst du mit | deiner | Flur

lasen Sie anders als ich. Sie lasen: mit deiner, welches freilich hart klingt; freilich ist meine Scansionsart auf der andern Seite wieder schleppend. Herzlich gern hätte ich gerade herausgesagt:

Theilst du mit deinem Gespann,

wenn es nicht lächerlich gewesen wäre.

Der SemiHexameter:

— Doch nur der Ruhm kam zurücke

klingt mir darum nicht hart, weil der starke Accent auf Ruhm das kam gar nicht aufkommen läßt. Mir kommt vor, als könnte man es nicht nur entschuldigen, sondern sogar gut heißen „daß, um gewissen Silben, auf denen ein großer VerstandesAccent liegt, eine größere prosodische Länge zu verschaffen, eine an sich nicht kurze Silbe neben ihnen kurz gemacht wird; wenigstens muß das Ruhm in obigem Vers um so länger gelesen werden, je weniger das kam kurz seyn will, und dieß ist es gerade, was der Sinn verlangt."

Unter den 3 Hiaten, die Sie bemerken, kann ich Ihnen nur die 2 ersten einräumen.

Freude erfindet

ist in meinem Ohre keiner, weil das e in Freude ein stummes, das andre ein scharfes ist.

Einige Bemerkungen über den Hexameter in den Litteraturbriefen, die ich kürzlich las, und sehr gedacht finde, sollen mir künftig auch zum Leitfaden bey meinen Arbeiten in dieser Gattung dienen.

Ob die Composita Wohllaut, Weinstock, Bergmann, Wiederhall, Oelbaum etc. als Trochaeen in Dactylen gebraucht werden können, auch wenn ein Vocal darauf folgt, möchte zu bezweifeln seyn. Voß hat es sich niemals erlaubt, dafür ist Göthe desto freigebiger damit gewesen. In den Versen

— Rückkehr für euch —
— Willkühr vermischt —

kann es gar nicht entschuldigt werden.

Ferner wird ein Rigorist schwerlich verzeyhen

Des Gesetzes Gespenst

so wie noch weniger

Der Nothwendigkeit heilige Macht

in Natur und Schule. Göthe erlaubte sich dasselbe, sogar einmal Es ist am Anfang eines Hexameters.

Endlos (in der Elegie S. 74) das erstemal als Trochaeus gebraucht, ist auch nicht wohl zu gestatten. Ich werde setzen:

Endlos unter mir seh ich etc.

Daß der ganze Hexameter zwischen den beiden endlos eingeschlossen wird, macht hier, wo das Unendliche vorgestellt wird, keine üble Wirkung. Es ist selbst etwas Ewiges, da es in seinen Anfang zurückläuft.

Auf die zu große Häuffung der fatal klingenden Endsilbe

— en

haben mich die LitteraturBriefe aufmerksam gemacht. Ich werde deßwegen im eilften Distichon der Elegie so wie im 24sten, 27sten, 43sten, 48sten und andern zu helfen suchen.

Denken Sie doch in einem müßigen Augenblicke darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie so blöde und schaamhaft sind, selber mit der Muse Kinder zu zeugen, so adoptieren oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen. Dafür sollen Sie denn auch die Vatersfreuden mit mir theilen.

Den 30 November. Ich komme nochmals auf die Elegie zurück.

Mit der Elegie verglichen ist das Reich der Schatten bloß ein Lehrgedicht. Wäre der Innhalt des letztern so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinn ein Maximum gewesen.

Sehen Sie, lieber Freund, und das will ich versuchen, sobald ich Muße bekomme, an den Almanach des nächsten Jahrs zu denken. Ich will eine Idylle schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spannen sich zu dieser Energie noch an — das Ideal der Schönheit objektiv zu individualisieren, und daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nehmlich (wie Sie in meinen zwey neuesten Abhandlungen lesen werden) das ganze Feld der Poesie in die naive und in die sentimentalische. Die naive hat gar keine

Unterarten (in Rückſicht auf die Empfindungsweiſe nehmlich), die ſentimentaliſche hat ihrer drey, Satyre, Elegie, Idylle. Ueberdenken Sie in dieſen paar Tagen dieſe Idee, deren Deduction und Anwendung der Inhalt meiner beiden Aufſätze iſt. In der ſentimentaliſchen Dichtkunſt (und aus dieſer heraus kann ich nicht) iſt die Idylle das höchſte aber auch das ſchwürigſte Problem. Es wird nehmlich aufgegeben, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen ja den höchſten poetiſchen Effekt hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle von der ich rede erzeugen. Ich habe ernſtlich im Sinn, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört, aber darſtellend und nicht lehrend. Herkules iſt in den Olymp eingetreten, hier endigt letzteres Gedicht. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle ſeyn. Ueber dieſen Stoff hinaus giebt es keinen mehr für den Poeten, denn dieſer darf die menſchliche Natur nicht verlaſſen, und eben von dieſem Uebertritt des Menſchen in den Gott würde dieſe Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar ſchon Götter, aber durch Herkules kann ich ſie noch an die Menſchheit anknüpfen und eine *Bewegung* in das Gemählde bringen. Gelänge mir dieſes Unternehmen, ſo hoffte ich dadurch mit der ſentimentaliſchen Poeſie über die naive ſelbſt triumphiert zu haben.

Eine ſolche Idylle würde eigentlich das Gegenſtück der hohen Comödie ſeyn; und ſie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem ſie auf der andern und im Stoff das direkte Gegentheil davon wäre. Die Comödie ſchließt nehmlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff iſt die Wirklichkeit. Der Stoff dieſer Idylle iſt das Ideal. Die Comödie iſt dasjenige in der Satyre, was das Produkt quaestionis in der Idylle (dieſe als ein eigenes ſentimentaliſches Geſchlecht betrachtet) ſeyn würde. Zeigte es ſich daß eine ſolche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß ſich das Ideal nicht individualiſieren ließe — ſo würde die Comödie das höchſte poetiſche Werk ſeyn, für welches ich ſie immer gehalten habe — biß ich anfieng an die Möglichkeit einer ſolchen Idylle zu glauben.

Denken Sie Sich aber den Genuß, lieber Freund, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freyheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem allen mehr zu sehen — Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe — wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Eine Scene im Olymp darzustellen, welcher höchste aller Genüsse! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frey und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist: ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bey dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe bloß noch ganz schwankende Bilder davon und nur hie und da einzelne Züge. Ein langes Studieren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas festes, plastisches daraus werden kann.

Noch etwas, das Reich der Schatten betreffend. Da Sie mir neulich schrieben, auch in Berlin halte man dieses Gedicht allgemein für eine Darstellung des Todtenreichs, so bin ich auf den Gedanken gerathen, ob man nicht von diesen schiefen Auslegungen Veranlassung nehmen könnte, ein paar Worte dieses Gedicht betreffend ins Publikum hinein zu sprechen. Nicht nur der Horen wegen, auch zu besserer Vorbereitung dessen, was noch, theoretisch und praktisch, sich künftig daran anreyhen wird, wünschte ich daß der Innhalt dieses Gedichts dem Publikum könnte faßlich und wichtig gemacht werden. Vielleicht wäre es für Sie keine unangenehme Beschäftigung, in einem Aufsatz für Gentz, etwas darüber zu sagen? Sie fiengen damit an, sich über die currenten Auslegungen zu verwundern, und zögen dann die rechte Auslegung auf eine natürliche Art aus dem Gedichte selbst heraus. Es verstünde sich, daß man bloß die Sache ruhig vortrüge, und alle Anpreisung, alles Panegyrische unterbliebe: nach meiner Idee müßte es ohngefehr so geschrieben seyn, daß ein verständiger Leser sich nicht zu verwundern hätte, wenn er erführe, daß ich selbst der Verfasser sey. Es würde z. B. nichts schaden, wenn der Innhalt einer jeden Strophe ordentlich in vernehmlicher

Prosa ausgesprochen würde. (Hätte doch Frau von Kalb die Verse selbst gern dafür hingegeben.) Ich selbst könnte dann von einer solchen „honneten" Motion Veranlassung nehmen, in den Horen ein Wort über das Gedicht zu sagen. Ueberlegen Sie diesen Gedanken, lieber Freund, überlegen Sie aber zugleich, daß es ein bloßer Einfall ist, wenn Sie auch nur die geringste Abneigung dagegen verspüren sollten.

Abends. 30.

Eben erhalte ich die einzelnen abgedruckten Bogen vom Naiven; aber unglücklicher Weise hat Cotta den Bogen, wo der Anfang steht, mitzuschicken vergessen. Für Sie indeß ist das übrige vor der Hand genug, und ohnehin fehlt nichts von demjenigen, was sich auf den zweyten Aufsatz über die Sentimentalischen Dichter bezieht. Ich sende Ihnen also sowohl diesen Aufsatz als jene Bogen, und wünsche beyden eine gute Aufnahme. Heut über 8 Tagen ist das Eilfte Stück sicher in Ihren Händen. Jene Bogen können Sie behalten, aber das Manuscript senden Sie, gelegenheitlich, zurück.

Haben Sie noch die Güte mir Göthens neue Schriften, mit Ausschließung Meisters, bey Ungern auszunehmen, bloß auf ordinairem Papier, und broschiert an mich zu senden. Den für Sie bestimmten IIIten Band Meisters hat Göthe, weil Sie schon 1 Exemplar hätten, wieder bey mir abhohlen lassen.

Sie fragten mich neulich, ob Fichte an einem hier herauskommenden Magazin arbeite? Ich habe weder von dem Buche, noch von einem Antheil den er daran hätte gehört.

Adieu, liebster Freund. Lolo grüßt Sie und die gute Li — so wie auch ich — herzlich. Mein Brief ist dießmal lang geworden, weil ich mir dieser Tage eine Pause in der Arbeit gönnte, und dem Andenken an Sie mehr widmen konnte. adieu.

Sch.

P.S.

Noch eine Anfrage, lieber Freund. Ich bin dieser Tage über die lateinischen Poeten gerathen, die ich, wo möglich, diesen

Winter meiner nächtlichen Romanen=lecture substituiren werde. Mit Juvenal, der mich gerade jetzt am meisten interessierte, machte ich den Anfang, und ich muß sagen, mit unerwartet großem Genuß, so daß ich recht brenne, fortzufahren. Aber manches, besonders von dem, was sich auf das gemeine Leben und auf historische Züge bezieht, hält mich doch auf. Ich habe mein Latein mehr aus einer edelern Welt, und zu wenig aus Schriften, die von dem gewöhnlichen Leben handeln, geschöpft, daher es zu einer solchen Lecture nicht recht zureichen will. Wissen Sie mir keine erträgliche französische oder besser deutsche Uebersetzungen von Juvenal, Persius, und Plautus? Denn gerade diese 3 Herren machen mir fremden Beystand nöthig. Mit Martial wird mich Ramler schon bekannt machen, so wie Wieland mit den Horazischen Episteln p.

Was meinen Sie, Lieber? Kann ich jetzt wohl etwas besseres thun als mich, (da mir fast aller Zufluß von Ideen durch Lecture (neuerer Schriften, wozu ich schlechterdings keine Neigung habe) und durch einen geistreichen Umgang vor der Hand abgeschnitten ist, und ich zugleich meinem Geiste die rechte Disposition zum poetischen Empfangen und Bilden geben muß), mit der ruhigen Vernunft und der schönen Natur der Alten zu umgeben, und in eigentlichem Sinn unter diesen Leuten zu leben? Das ist mein ernstlicher Vorsatz, und um ihn auszuführen habe ich nunmehr auch allen speculativen Arbeiten und Lesereyen (obgleich mir darinn noch soviel zu thun übrig wäre) auf unbestimmte Zeit entsagt. Was ich lese soll aus der alten Welt, was ich arbeite soll Darstellung seyn, wenn ich auch, um der Horen willen, mich zuweilen im Göthischen Thale sollte aufhalten müssen.

43. Humboldt an Schiller.

Tegel, 4. December 95.

Ich habe, seitdem ich Ihnen neulich schrieb, liebster Freund, keinen Brief von Ihnen erhalten, und da ich schon ein Paarmal bemerkt habe, daß Pakete länger, als einfache Briefe unter-

wegs bleiben, so erwarte ich das XI. Horenstück, auf das ich mich wegen Ihrer Abhandlung unendlich freue. Ich habe die letzten acht Tage recht gesund und fleißig verlebt. Ich suche mich immer mehr in meine neue Arbeit hineinzudenken, die mich mit jedem Tage mehr interessirt, und die nächste Vorarbeit dazu, die mich jetzt beschäftigt, das bloß ruhige Lesen einiger lyrischen Stücke, bei dem ich allein auf den Geist und die Manier des Dichters und auf die Wirkung des Products achte, und mich von allem Wuste der Sprach- und Alterthumsgelehrsamkeit (mit dem man sich bei dem ersten Studiren eines alten Schriftstellers doch immer herumzuschlagen hat) losmache, gewährt mir einen sehr großen Genuß. Freilich fühle ich auch bei jedem Schritt, den ich weiter vorwärts thue, die Schwierigkeiten lebhafter. Aber es läßt sich ja vieles überwinden, und man leistet wenigstens, soviel man vermag.

Gentz war vor einigen Tagen bei mir. Ich erwähnte wieder der Horen. Die einzige Ursach seiner Unthätigkeit für dieselben ist wirklich das Bestreben, etwas Vorzügliches zu liefern, und da ich von dieser Seite die Disposition gut bei ihm fand, so habe ich ihm einen Vorschlag gethan, den er auch, im Fall Sie ihn genehmigen, angenommen hat. Es sind jetzt die Mémoires de Madame Roland, die, wie Sie Sich erinnern, guillotinirt wurde, erschienen. Wie mich Gentz versichert, sind sie außerordentlich interessant, und es läßt sich auch kaum anders erwarten, da die Roland sie selbst geschrieben, die bekanntlich eine überaus geistvolle, und dabei so schöne, und in so viele sonderbare Schicksale verflochtene Frau war. Aus diesen mémoiren habe ich Gentz vorgeschlagen, einen Aufsatz zu machen, und nicht sowohl das Leben, als den Charakter der Roland zu schildern. Natürlich müßte er mehrere Geschichtsumstände ausführlich hineinverweben, indeß fühlt er selbst, daß er hierin, da jene mémoiren gewiß bald allgemein bekannt werden, nicht zu weit gehen, und überhaupt nicht zu weitläuftig seyn müsse. Daß die Roland sich sehr interessant bearbeiten ließe, und zu vielen psychologischen Bemerkungen Anlaß geben könnte, davon bin ich gar sehr überzeugt. Wenn ich nun auch nicht gerade behaupten will, daß Gentz von dieser

Seite etwas ganz Vorzügliches leisten wird, so glaube ich doch gewiß, liefert er eine Arbeit, bei welcher sich innrer Werth mit allgemeinem Interesse verbindet. Bei seiner Bekanntschaft mit der französischen Revolution können ihm passende politische und historische Bemerkungen nicht entstehn, und seine oft starke und heftige Diction wird dem Charakter der Heldinn angemessen seyn. Daß er den Aufsatz aufs allerspäteste zum Februar fertig schaffte, versteht sich von selbst. Außerdem wäre nun noch die Bequemlichkeit dabei, daß, im Fall Ihnen auch hernach die Arbeit nicht anstände, Sie sie ohne alle Umstände zurückgeben könnten, da Gentz sie dann für sein Journal oder zu einer Recension in der LiteraturZeitung braucht. Sehen Sie zu, lieber Freund, wie Ihnen der Vorschlag gefällt, und sagen Sie mir in Ihrem nächsten Briefe Bescheid für Gentz, der sich Ihnen bestens empfiehlt, und mit dem allein unter allen hier ich noch gern von Ihnen und Ihren Arbeiten rede. Scheint Ihnen der Gegenstand nicht recht schicklich, so schadet es gar nicht. Gentz ist gar nicht versessen darauf, gerade diesen für die Horen zu bearbeiten, nur ist dieser Beitrag von der Art, daß er ihn sicher und zu einer bestimmten Zeit versprechen kann, da jede andere mehr eigne und wichtigere Arbeit sich eher in die Länge zieht, der Schwierigkeit der Wahl und des ersten Entschlusses nicht einmal zu erwähnen.

Ich habe den Meister jetzt von neuem gelesen. Es ist nicht zu läugnen, daß das VI. Buch unerträgliche longueurs und tiraden hat, so gut auch sonst der so schwierige Gegenstand behandelt ist. Mit dem Oheim verwandelt sich auf einmal die Scene, und besonders an dieser Stelle sind einige sehr feine Bemerkungen. Ueber die Haltung und selbst über die Wahl des Charakters, an dem die Wirkungen einer solchen schwärmerischen Stimmung gezeigt werden sollten, ließe sich allerlei sagen. Offenbar hat Göthe wohl mit Fleiß eine, nur sehr uneigentlich schön genannte, und mehr kleinliche, eitle und beschränkte Seele, die nur einige größere Seiten hat, gewählt. Ein wichtigerer Charakter hätte diese ihm eingepflanzte Religiosität zu eigenmächtig behandelt, und ihr zu viel von dem seinigen beigemischt. Es gehörte ein gewisser Grad der Passivität dazu, sobald es

darauf ankam, wie es doch Göthes Zweck gewesen zu seyn scheint, mehr eine einzelne Gemüthsstimmung und ihren Einfluß im Ganzen, als einen einzelnen Charakter zu zeichnen. Allein freilich kommt es auch daher, daß die Heilige dadurch nur noch mehr zu einem trocknen und immer mehr oder weniger widrigen Gerippe herabsinkt. Ob ich gleich die Bekenntnisse immer mit großem Interesse lesen werde, und es mich nicht verdrießen lasse dem Gange des Charakters auch mit Mühe nachzugehen, so ist mir das Individuum doch immer eine höchst fatale Gestalt, die mir in allen ihren Metamorphosen gleich stark, und (was mir ein Beweis der großen Kunst ist, mit der Göthe den Charakter soutenirt hat) immer auf gleiche Weise misfällt. Eine gänzlich isolirte, ewig krankende Einbildungskraft, die mit Kälte und gänzlichem Mangel an wahrem und tiefem Gefühl begleitet ist, nicht Stärke genug besitzt, um auf eine kühne und große Weise zu schwärmen, und nicht Leichtigkeit und Anmuth genug, um schöne Bilder hervorzubringen, ist das Unfruchtbarste, was man sich denken kann, und ein Charakter, der allein auf einer solchen Phantasie beruht, muß nothwendig unangenehm und trocken seyn. Freilich aber war er eben so der beste für diesen Stoff, und es scheint mir ein eigenthümliches Verdienst des Meister, daß die Charaktere so ganz nach den Foderungen des Romans gebildet sind. Vorzüglich ist dieß am Meister sichtbar, der mir wie ein Ideal eines Romanencharakters vorkommt, immer so geneigt ist sich zu verwickeln, und so nie Kraft hat, die geschürzten Knoten wieder zu lösen, und sich daher unaufhörlich dem Zufall in die Hände giebt. Die Stelle über den Unterschied des Romans und Dramas wird hier, wie ich höre, auch von mehreren und auch von solchen, die Willen haben zu verstehn, doch misverstanden. Und wahr ist es, daß Göthe sich entweder ausführlicher hätte verbreiten, oder bestimmter ausdrücken sollen. Gesinnungen und Charaktere, Begebenheiten und Handlung, Zufall und Schicksal sind, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, gar nicht so kontrastirend von einander geschieden, daß sie nicht, ohne eignes und schon für diese Gegenstände geübtes Nachdenken, noch sollten leicht verwechselt werden können.

Ueber das Xte Horenstück habe ich zwar kein bedeutendes Urtheil bis jetzt gehört. Indeß hat doch die Elegie auf einige, auch sonst ganz gewöhnliche Menschen großen Eindruck gemacht. Dagegen habe ich das Mährchen schon mehrmals tadeln hören. Die Leute klagen, daß es nichts sage, keine Bedeutung habe, nicht witzig sey u. s. w. kurz es ist nicht piquant und für ein leichtes schönes Spiel der Phantasie haben die Menschen keinen Sinn. Im Ganzen finde ich auch hier unser altes Urtheil bestätigt. Es wird entsetzlich wenig gelesen. Das meiste nur angegafft und durchblättert. Eigentlich lesen thut jeder fast nur das, was er selbst eben zu seinem eignen Geschreibsel braucht.

Alexander ist jetzt von seiner Reise zurückgekommen, und wieder in Baireuth. Er wird mich im Februar hier besuchen. Ich hoffe, Sie sehen ihn dann in Jena. Er hat seine Reise treflich benutzt, und sehr artige Sachen gefunden, die in die Kosmo- und Geogenie einschlagen. Ich beschäftige mich noch immer nebenher und ohne daß es mich gerade Zeit kostet mit physiologischer und naturhistorischer Lectüre. Jetzt besonders, bei dem Schreiben über die Lebenskraft, ist es so wenig uninteressant zu sehn, welche Art Philosophie in den Köpfen der Aerzte herrscht, daß ich Ihnen auch rathen möchte, etwas dergleichen in verlornen Stunden anzusehn. Dann möchte ich Ihnen als nicht unmerkwürdige Antipoden: Hufelands Pathogenie und Reils Archiv für Physiologie 1. Stück empfehlen. Leben Sie recht herzlich wohl! Ich habe heute noch mehrere Briefe abzumachen. Adieu! Tausend Grüße an Lolo,

Ihr

Humboldt.

---

44. Schiller an Humboldt.

Jena den 7. December 95.

Ich glaubte, lieber Freund, Ihnen heute das Eilfte Horenstück senden zu können, aber die fahrende Post hat mir das große Paquet noch nicht überbracht, obgleich das Stück schon seit dem 24. vorigen Monats im Drucke fertig geworden ist.

Indeß ist ja vieles davon schon in Ihren Händen, und Ihre Neugier braucht nicht so groß zu seyn.

Ihren Entschließungen wegen Ihrer Arbeit pflichte ich vollkommen bey, und setze nur überhaupt noch hinzu, daß Sie eher darauf denken müssen, mit vielem wenig als mit wenigem viel zu sagen. Je mehr Sie das Allgemeine aus dem einzelnen können von selbst hervorgehen lassen, desto besser wird es seyn, und vor Wiederhohlungen allgemeiner Begriffe brauchen Sie Sich nicht zu fürchten, sobald nur die Anwendung verschieden ist. Man kann in solchen feinen Materien für so wenig feine Urtheiler nicht zu deutlich seyn. Daß Sie nicht mit dem Homer anfangen wollen, billige ich auch, aber überhaupt däucht mir, daß Sie Sich von einer strengen Ordnung, in der Art wie Sie die Materien folgen lassen, dispensieren können. Sie können vorn, hinten, in der Mitte, wo Sie glauben daß das Interesse am ersten zu erregen sey, anfangen, denn einen ordentlichen Plan, so sehr er in Ihnen ist, brauchen Sie in der Ausarbeitung gar nicht zu beobachten.

Es würde vielleicht nicht übel gethan seyn, wenn Sie die Hauptzüge des griechischen Charakters einzeln und in besondern Aufsätzen entwickelten, und, bey jedem solchen einzelnen Zug, allemal durch die ganze Litteratur durchliefen. Die Einheit ist viel leichter zu fassen, und die Mannichfaltigkeit in der Anwendung fällt zugleich mehr auf. Machen Sie hingegen einen Schriftsteller zur Einheit, und legen die Mannichfaltigkeit darein, daß Sie ihn durch alle dichterische Categorien durchführen, so ist die Einheit weniger interessant und die Mannichfaltigkeit weniger leicht. Ueberhaupt schickt sich ein Begriff besser zu der ersten, und Beyspiele besser zu der zweyten, weil jener doch immer das schwürigere ist. Macht man ein Individuum, ein Faktum, kurz einen einzelnen Fall zur Einheit, so ist es immer zweifelhaft, ob dieser interessiert, und man ist in die Nothwendigkeit gesetzt, die Mannichfaltigkeit durch abstrakte Begriffe hervorzubringen, welches schon viele Anstrengung für den Leser erfodert. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug mache, aber von der Sache bin ich überzeugt. Man erhält auf dem Wege,

den ich vorschlage, noch den Vortheil, daß man den Begriff doch bey sovielen Anwendungen nothwendig klar machen muß, und also dem Leser, auch dem stumpfsinnigsten, ein Resultat zu geben versichert ist.

Vielleicht entwerfen Sie zu Ihrem eigenen Gebrauche eine Art von Register über die Materien im einzelnen, worüber Sie Sich verbreiten wollen, um erst das Feld zu übersehen. Alsdann bin ich vielleicht im Stande, Ihnen meinen Gedanken anschaulich und annehmlich zu machen.

Auch schickt es sich vielleicht, daß Sie in den Einkleidungen der Materie wechseln und hie und da eine Veranlassung von außen, wenn es auch eine polemische wäre, nehmen können. Es ist ja endlich nicht so nöthig, daß man sich nennt. Auch ließe sich manches in Critiken einzelner Werke, alter und neuerer, theoretischer und poetischer, einkleiden. Voß, Stolberg, Klopstock, Ramler, Gedike, Schlosser, und andere geben Ihnen vielleicht Veranlassungen zur Prüfung und zur Widerlegung.

In der That, liebster Freund, rechne ich für den nächsten Jahrgang der Horen sehr auf Ihre Mitwirkung. Sie müssen sich durch das Schicksal Ihrer ersten Aufsätze gar nicht abschrecken lassen, denn hier war die Materie mit einer erstaunlichen Trockenheit und Schwierigkeit behaftet; auch liegt es so entschieden am Tage, daß der Gegenstand für die Stumpfsinnigkeit der Leser nur zu fein und zu scharf behandelt war. Sobald Sie faßlichere Materien wählen, und sich die Sache selbst *leichter* machen, so werden Sie auch andere Wirkungen sehen. Ich möchte doch einmal etwas *mehr historisches* von Ihnen ausgeführt sehen. Hier würde der Gegenstand Ihre Tendenz zur Schärfe und Intellektualität (ich weiß jetzt nicht sogleich ein ander Wort) in Schranken halten, und auf der andern Seite würden Sie mehr VerstandesGehalt in den Gegenstand legen. Wir wollen davon sprechen, wenn wir erst wieder beysammen sind.

Sie beklagen es, daß ich die Horen aufgeben will, und tadeln, daß ich mich von der philosophischen Schriftstellerey zurückziehen will. Aber Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß mich das Publikum allein oder auch nur vorzüglich zu diesem

Entschluß bestimmte. Nein, lieber Freund, was mich dazu bestimmt ist erstlich die unwiderstehliche Neigung, in meinen Arbeiten keinem fremden Gesetz zu gehorchen und besonders der poetischen Thätigkeit mich vorzugsweise zu überlassen, und zweytens die schlechte Unterstützung von Seiten der Mitarbeiter an den Horen. Nur durch eine unermüdete Sorge habe ich das Ganze bißher zusammen gehalten und ich wäre dennoch nicht damit zu Stande gekommen, wenn mich der Zufall nicht unterstützt hätte, aber ein Zufall, auf dessen Wiederkehr ich nicht so sicher mehr zählen kann. Göthens Elegien, Schlegels Dante, meine Briefe waren mehr oder weniger vorgearbeitete Sachen, und der Vorrath ist aufgezehrt. Weißhuhns, Engels, Meyers Aufsätze warf mir das Glück zu. Archenholz macht sich für die Zukunft zu nichts mehr anheischig. Ich habe, wenn ich meine Hofnungen für das folgende Jahr überzähle, kaum zu Besetzung von 3 Stücken Aussicht, sobald ich meinen Antheil abrechne, und noch dazu ist unter allem was ich zu hoffen habe nichts, was allgemein interessieren kann. Schlegel ist allerdings eine treffliche Acquisition, aber nicht um das Journal in Schwung zu bringen oder auch nur darinn zu erhalten, sondern bloß um demselben eine Masse zu geben, mit der ein Kenner zufrieden seyn kann. Von Göthen erwarte ich, da er nach seinem eignen Geständniß noch an dem Roman viel zu thun hat, und die Vorbereitung auf die Reise und dergleichen ihn erstaunlich zerstreut, da er selbst im August abgeht, soviel als nichts. Von Herdern wenig tröstliches. Die andern Quellen wissen Sie selbst und wie wenig darauf zu zählen. Wollte ich also die Horen nicht aufgeben, so müßte ich, ich allein mich im nächsten Jahr denselben ganz sacrificieren, und nicht einmal mit der sichern Hofnung meinen Zweck zu erreichen. Was das Unglück noch vermehrt, so hängt das Schicksal auch des Almanachs im nächsten Jahre ganz allein von mir ab, da Göthe der fast den 4ten Theil in diesem Jahr dazu gegeben wegfällt, und auch Herder seinen ganzen Vorrath hingegeben hat. Ich selbst habe meine poetische Fruchtbarkeit in diesem Jahre doch zum Theil der langen Pause zuzuschreiben, die ich in poetischen Arbeiten machte, und die mich

Kräfte sammeln ließ. Im nächsten Jahr wird es langsamer auch mit mir gehen, besonders da ich schwerere Gegenstände vor mir habe, und gegen mich selbst strenger seyn werde. Was bleibt mir also, wenn Sie alles dieß in Betrachtung ziehen, übrig, als gegen das Glück der Horen im nächsten Jahre völlig gleichgültig zu seyn, um meine Thätigkeit nicht mehr dadurch bestimmen zu lassen. Bin ich aber gleichgültig dagegen, so ist das Journal eo ipso moralisch todt und muß es auch physisch werden. Will Cotta es unter ökonomischern Bedingungen fortführen, so wird sich auch wohl ein Redacteur dazu finden. Ich selbst hoffe schon mich mit Ehren herauszuziehen und meinen Austritt als eine freye Spontaneität darzuthun.

In Rücksicht auf mein eigenes oeconomisches Interesse sind die Horen nicht so wichtig, sobald ich den Almanach nur pousfieren kann. Kann ich diesen recht zu Ehren bringen, so ist er auch durch einen unbedeutenden Antheil von mir für die Zukunft bei Ehren zu erhalten, und an fremden Beyträgen zu einer Gedichtesammlung wird es nicht fehlen biß zum jüngsten Tag.

Was ich übrigens von den Horen sagte, gilt bloß in dem Falle, daß die Subscription sich vermindert. Bleibt diese noch beträchtlich, so ist es ein Beweis, daß das Publikum sich doch in die Art findet, wie wir es bißher bewirthet haben, und man darf dann hoffen, daß die Hilfsmittel, die wir künftig haben, zureichen werden. Ich würde alsdann einige Autoren ordentlich in Sold nehmen, und mir auch einen Gehilfen in der Redaction zulegen.

Doch davon mehr, wenn wir mehr wissen. Von Körnern habe ich schon einen ganzen Monat lang keine Zeile gesehen.

Michaelis hat noch keinen Almanach geschickt. Es wird wohl noch ins künftige Jahr sich hinein ziehen.

Das äußre der Horen wird verändert — ob verbessert, weiß Gott. Aber die langen scharfen Lettern fallen doch weg, und weißer Papier wird auch genommen. Außerdem die Decke noch roth gefärbt.

Adieu, liebster Freund. Der Li herzliche Grüße. Ihr

Sch.

45. Humboldt an Schiller.

Tegel, 11. December 95.

Ich bin wieder so schlimm mit meinem Auge dran, lieber Schiller, daß Sie heute noch keine Antwort auf Ihr schönes Manuscript von mir erwarten dürfen. Ich habe es zwar heute, da es doch ein wenig besser geht, angefangen zu lesen, aber die Hand hat, so deutlich sie auch ist, etwas so spitziges, daß sie den Augen sehr weh thut, und ich nur sehr kurze Zeit fortlesen darf. Ans Vorlesen aber bin ich zu wenig gewöhnt, um etwas, das mir wichtig ist, ordentlich wie ich wollte, genießen und beurtheilen zu können. Ich verschiebe also die Antwort hierauf bis zum nächsten Posttag, wo das Uebel ja wohl vorübergegangen seyn wird. Es liegt eigentlich bloß im Augenliede, wie Herz sagt, an einem Fehler in der Absonderung der dort liegenden Drüsen. Aber sobald das Augenlied schwillt, entzündet sich das Auge, und Herz hat mir die Schonung desselben sehr ernstlich anempfohlen. Wenn das Uebel oft wiederkommen sollte, wäre es eine liebliche Aussicht für die Wintertage.

Auf alle Fälle, liebster Freund, bleibt es dabei, daß ich Sie noch vor unsrer gänzlichen Zurückkunft nach Jena dort besuche. So früh aber, als ich wünschte, wird es nicht seyn können. Wir gehn nämlich Anfang Sommers etwa, oder etwas früher von hier nach BurgOerner zu meinem Schwiegervater, und erst von da aus kann ich zu Ihnen kommen. Indeß ist die Italiänische Reise auch nicht so nah, als Sie in Ihrem vorletzten Briefe meynen. Schon im Herbst 96. könnten wir nur bei gänzlicher Umänderung unsrer Plane abgehn; unser Entschluß geht bloß auf das Frühjahr 97. Wieviel gäben wir darum, wenn Sie uns, Lieber, begleiten könnten! Auch Ihnen würde eine Veränderung, und ein Reichthum äußerer nicht zu schnell und nicht zu langsam wechselnder Gegenstände so wohl thun. Ob Sie es gleich in Ihrem Brief gänzlich absagen, so ist mir erst durch diesen doch ein Gedanke einer Möglichkeit gekommen. Aber man muß die Zukunft erwarten, und die Gegenwart genießen oder ertragen. In Dresden fühle ich sehr, daß Ihnen manches entzogen seyn könnte.

Für die Beilagen Ihres vorletzten Briefes, die hier zurück erfolgen, unsern herzlichsten Dank. Sie haben uns sehr viel Freude und manches darin viel Spaß gemacht. Göthe, der mir auch vorgestern geschrieben hat, leibt und lebt in seinen Briefen, so wie man ihn im Gespräche sieht. Manchmal ist mir das schon äußerst frappant gewesen, besonders gerade jetzt, da er in keiner vortheilhaften, ihm recht eigenthümlichen Stimmung zu seyn scheint, sondern sich so in einem Zustand der Abspannung gehn läßt. Ueber seine naturhistorischen Sachen denke ich völlig einstimmig mit Ihnen. Daß er sich über Stillschweigen in Ansehung seiner optischen Schrift beklagt, darin hat er doch kaum halb Recht. Bald nach ihrer Erscheinung hat Gren in Halle sie angeblicherweise völlig widerlegt d. h. gezeigt, daß die von Göthe aufgestellten Phänomene sich recht gut nach der Newtonischen Theorie erklären ließen, und also keine neue brauchten. Auch im Gothaischen Magazin hat man ihrer gedacht. Wenn jetzt einer schweigt, so geschiehts doch wohl, weil er jener Widerlegung beitritt und aus Discretion es nicht öffentlich erklären will. Neuerlich aber ist das Stillschweigen und zwar nicht auf die angenehmste Art in Gehlers Supplementbande zu seinem physikalischen Wörterbuch Artikel Farben. wieder gebrochen worden. Nachdem der magre Compilator dort die Theorie „des Herrn von Göthe" und Grens Widerlegung trocken excerpirt hat, schließt er mit den Worten: „man reicht mit der bisherigen Theorie ohne Mühe aus, und findet in dem Gedanken, die Farbensäume als zwei entgegengesetzte Pole zu betrachten, eine bloße Metapher." Ich wünschte wohl zu wissen, was eigentlich daran seyn mag; allein auf alle Fälle sollte doch Göthe jetzt erst seine Theorie gründen und befestigen, ehe er Feindseligkeiten anfienge.

Gernings Idee, daß Sie unter seinem Namen ein Gedicht auf Ihren eignen Geburtstag machen sollten, übertrift allen Glauben. Was seine Ode betrift, so möchte ich beinah glauben, die letzten 5 Verse wären von einem andern zum Scherz hineingedichtet. Wenigstens werden Sie mit mir übereinkommen, daß sie in einem Spottgedicht auf Fichte unvergleichlich wären.

Kaum minder schön, obgleich in ganz andrer Art ist der

Brief des Coadjutors. Es ist doch in der That entsetzlich, daß er auch schlechterdings nicht den Sinn und Geist der Elegie geahndet hat, sondern bloß ein lyrisches Toben und ein Elegisches sanftes Klagen darin sieht. Von Jahr zu Jahr dünkt mich nimmt die Geistesarmuth in diesem Kopfe zu.

Vor der Recension der Horen in der Allgemeinen Literatur-Zeitung ekelt mich ordentlich, wenn sie noch zu Stande kommt. Es ist schändlich, daß die Redacteurs diese Gelegenheit aus den Händen lassen, ihr Ansehn geltend zu machen. So wenig das Publicum auch im Ganzen den Horen wohlwill, so erklärt doch der größte Theil die Recensionen in der Bibliothek und den Annalen für übertrieben und unanständig. Brächte die Allgemeine LiteraturZeitung jetzt eine gedachte und mit Verstand gemachte Recension, die durchaus gerecht und gehörig streng wäre, so könnte sie dem Publikum, das nicht selbst urtheilen kann, zeigen, wem es zu hören hat, und ihre erste Recension würde vergessen werden. Auch könnten sie eine solche Recension schon zusammenbringen. Sie dürften es ja nur mehreren zugleich auftragen. Maimon würde auch ich nicht für den Recensenten in den Annalen halten. Allein sogar von Erfurt aus schreibt es mein Schwiegervater, und auch hier höre ich es hie und da. Doch ists freilich kaum glaublich.

Kants Urtheil über Reinhold ist prächtig. Möchte er Ihnen doch noch sein „Ueberlegtes" über Ihre Briefe vor seinem Hintritt schreiben. Sein Friede wird Sie schwerlich sehr befriedigt haben. Wenigstens hat er auf mich keinen großen Eindruck gemacht. Neue Ideen sind fast keine, und mehreres scheint mir auch fast ganz willkührlich und gewagt. Allein ein großes Vergnügen hat mir die Schrift doch durch viele originelle, witzige und charakteristische Wendungen gemacht.

Gegen Ihren Vorschlag, etwas über das Reich der Schatten aufzusetzen, habe ich gar keine Abneigung. Nur, da es Ihnen nicht sehr wichtig scheint, muß ich sehn, ob ich es mit meinen jetzigen Arbeiten, die viel Zeit brauchen, vereinigen kann. Auch wünschte ich eine Idee, von der aus ich auf das Gedicht käme. Es hat mir etwas sonderbares, vor dem Publikum wenn auch

(wie sich von selbst versteht) namenlos als Commentator aufzutreten, und selbst das Misverständniß mit dem Schattenreich müßte ich doch leise anbringen, weil es doch nur hie und da vorgegangen ist, und dem Publikum vor den Kopf stößt. Indeß denke ich gewiß noch daran, und dann wird sich ja wohl eine andre Einkleidung, oder eine Manier, der ganz simplen einer bloßen Erklärung alles irgend Sonderbare zu nehmen, finden lassen.

Ihr Entschluß, mit den Alten zu leben, ist treflich, obgleich ich die Philosophie deshalb bedaure. Indeß kommt doch auch nach gerade die Reihe wieder an sie. Da ich hier kein Buch zum Nachschlagen habe, so kann ich Ihnen über Uebersetzungen des Juvenal, Persius und Plautus nur soviel sagen, als mir mein Gedächtniß hergiebt. Vom Juvenal ist Bahrdts Uebersetzung mit Anmerkungen gewiß nicht fehlerfrei, aber zu Ihrem Behuf gewiß brauchbar. Der Plautus dächte ich wäre in Berlin vor einigen Jahren übersetzt erschienen; und vom Persius, meyne ich, gäbe es eine Uebersetzung von Fülleborn. Das Repertorium der Allgemeinen LiteraturZeitung müßte die beiden letzteren, wenn die letzte nicht später ist, nachweisen. Indeß will auch ich mich erkundigen.

Es thut mir in der Seele weh, daß ich auf einen so langen und göttlichen Brief, als Ihr letzter war, diese unbedeutenden Blätter abgehn lassen muß. Aber ich hätte mir und Ihnen selbst die Freude verdorben, wenn ich heute hätte Materien berühren wollen, die mir weder mein Auge, noch das Gewirre im Hause, da meine Mutter morgen in die Stadt zieht, auszuführen erlaubt hätte. Haben Sie Mitleid mit Ihrem armen Freunde und leben Sie herzlich wohl. Tausend Grüße von der Li an Sie beide.

Ihr

H.

Sie haben vergessen, mir C. F. Gros Brief wiederzuschicken, und da mir sein und seines Vaters AufenthaltsOrt entfallen ist, muß ich Sie schon mit der Inlage belästigen.

46. Humboldt an Schiller.

Tegel, 14. December 95.

Mein Auge ist zwar ziemlich wiederhergestellt, lieber Freund, aber ich muß heute einiger Geschäfte wegen zu meiner Mutter nach Berlin und habe also nicht Zeit mich auf Ihre beiden schönen Aufsätze, die ich nun ganz gelesen, einzulassen. Sie haben mir einen unglaublichen Genuß verschaft, und ich bin überzeugt, daß sie in jeder Rücksicht ein entschiednes Glück machen werden. Zwar wird sich gewiß Geschrei genug dagegen erheben. Aber — und darauf kommt es doch eigentlich an — Interesse werden sie sicherlich überall erwecken, und es ist sehr möglich, daß sie noch den Horen am Ende dieses Jahres einen Schwung geben. In allen Urtheilen, die Sie fällen, stimme ich gänzlich mit Ihnen überein, und einige sind Ihnen in der That außerordentlich gut gelungen, vor allen Klopstock und Göthe. Bei Wieland war der Gegenstand etwas delicat, doch haben Sie Sich sehr gut herausgezogen. Herder wird Ihnen freilich zürnen, daß Sie ihn nur so im Haufen erwähnen, aber es wäre auch schwer gewesen, ihn eigends und ganz zu seiner Zufriedenheit mit unpartheiischer Gerechtigkeit aufzustellen. Das Wichtigste an dieser Arbeit ist unstreitig, daß sie der Kritik eine ganz neue, bisher unbetretne Bahn bricht, daß sie da Gesetze aufstellt, wo man bisher nur nach subjectiven Gefühlen geurtheilt hat, da wirklich bisher ein jeder sich gleich ungerecht bald ausschließend für die naiven, bald für die sentimentalischen Dichter erklärte, und daß sie zugleich so viele Beispiele an so verschiedenen Dichtern aufstellt. Es kann nicht fehlen, daß nicht dieser Weg sollte auch bald weiter betreten werden, und diese neue Ansicht macht eine Revision beinah aller bisherigen Urtheile nöthig. Auch in den Ideen komme ich ganz mit Ihnen überein, doch darüber nächsten Freitag mehr, da es mir heute an Muße fehlt. Ueber Dunkelheit wird, hoffe ich, bei diesem Aufsatz niemand klagen, die Hauptidee ist so einfach, und Sie haben ihr soviel Klarheit gegeben, sie auch so oft wiedergebracht, daß ich kaum die Möglichkeit eines Misverständnisses sehe, wenn gleich der

neue Gebrauch älterer Namen hie und da einige verwirren wird. Die Entgegenstellung der Ausdrücke naiv und sentimentalisch scheint mir auch sehr richtig. Das Einzige, was Sie vielleicht noch mehr hätten der Deutlichkeit wegen herausheben sollen, ist, daß nicht bloß (wie Sie auch ausdrücklich sagen) immer von beiden Ingredienzen etwas in jedem Dichter sich befindet, sondern daß auch, wie es mir scheint, die naiven schon immer in ziemlich hohem Grade sentimentalisch sind. Selbst Homer erinnert schon häufig, daß die bessere und größere Natur, die er in seiner Schilderung herzustellen sucht, nicht mehr da ist, und die übrigen alten Dichter thun dieß noch mehr. Doch muß ich hierüber, da es mir bloß während des Lesens eingefallen ist, noch erst genauer nachdenken. Die Note gegen die Bibliothek, Annalen u. s. f. ist das Einzige, was ich weggewünscht hätte. So gerecht diese Züchtigung ist, so hätte ich es Ihnen angemessener gehalten, zu schweigen. Auch dem Halbverständigen zeigt Ihr Aufsatz selbst und Ihr Urtheil über so manchen Dichter und Schriftsteller genug, was Sie eigentlich für eine würdige und unwürdige Beurtheilung halten, und auf die Bibliothek enthielt sogar das Ende des Aufsatzes im 9ten Stück eine zwar indirecte, aber sehr deutliche Antwort. Wen meynen Sie mit den Reisebeschreibungen? Ich dachte anfangs dasjenige, was ich Ihnen von Nicolais seiner einmal schrieb, und da dieser Band erst künftige Ostern herauskommt, und ich bis jetzt nur aus Erzählungen von Freunden daraus weiß, so war es mir nicht lieb. Aber der Zusatz „über Poesie und Kunst" zeigt wohl auf irgend ein andres ähnliches, mir unbekannt gebliebnes Produkt hin.

Für Ihren letzten Brief und Ihren Antheil an meinen Arbeiten meinen herzlichsten Dank. Ich will suchen, Ihre Rathschläge, wie ich kann, zu benutzen, und auch die Last der Horen Ihnen soviel ich kann zu erleichtern. Was Plane betrift, bin ich jetzt ziemlich reich, nur mit der Ausführung stehts immer schlecht. Was Sie mir über die Vertheilung meines jetzigen Stoffes sagen, hat sehr meinen Beifall. Nur dürfte es freilich auch viele Schwierigkeiten finden, auch auf diese Weise gleich das Ganze anzugreifen. Für mich ist offenbar der Weg durch

einzelne Schriftsteller leichter. Ich habe seit meinen letzten Briefen an Sie eine Schilderung Pindars angefangen, und um wenigstens nicht müßig zu werden, will ich damit fortfahren, bis ich dahin komme, mir nach Ihrem jetzigen Vorschlag eine bestimmte Idee von einem einzelnen Aufsatz zu bilden. Was hielten Sie z. B. davon, eine Abhandlung über die Art der Charaktere zu schreiben, welche die alten Dichter aufstellen, und dieß mit einigen Neuern zu vergleichen? Man käme dadurch auf einen Hauptzug der Alten, große Figuren in einfachen Umrissen darzustellen, die sich gegen einander in großer Mannigfaltigkeit contrastiren, aber in sich selbst und durch besondre Züge nicht mannigfaltig charakterisirt sind, zwar einen großen Inhalt, aber nicht einen so verschiedenartigen, specificirten Reichthum, als die Charaktere der neuern Dichter besitzen? Auch bildeten die Hauptcharaktere der Tragiker vielleicht einen ähnlichen in sich geschlossnen Kreis, als die Gestalten der Götter, und noch mehr die Charaktere Homers, von denen wir manchmal sprachen. — Sowohl diesem Gedanken, als allem übrigen will ich ferner nachgehn. Auch will ich suchen eine Uebersicht dessen zu machen, was im Ganzen berührt werden müßte.

In der Allgemeinen LiteraturZeitung ist eine sehr lange und, wie es scheint, gründliche Recension von Pauw recherches sur les Grecs. Von wem mag diese wohl seyn? Es läge mir daran es zu wissen. Ich dachte vielleicht von Schlegel in Dresden. Doch war er ja sonst nicht Mitarbeiter.

Ich muß hier schließen, weil es Zeit ist, fortzureiten. Leben Sie herzlich wohl, und nehmen Sie diese wenigen Zeilen wenigstens als einen Beweis meines Wunsches doch sogleich etwas auf Ihre herrlichen Briefe zu erwidern. Freitag schreibe ich recht ausführlich über Ihre Aufsätze und Ihren göttlichen Plan zur Idylle. Tausend Grüße von Li und mir an Lolo. Ihr

H.

Von dem Musenalmanach kein Wort. Der Michaelis ist schlechterdings der nachlässigste Mensch, den ich kenne. Davon könnte ich Ihnen, wenn ich Zeit hätte, noch ein frappantes

Beispiel erzählen, was mir gerade in den letzten Tagen, wo mir das Schreiben am lästigsten war, ein halb Dutzend Briefe auf den Hals geladen hat.

---

47. Schiller an Humboldt.

Jena den 17. December 95.

Daß Sie aufs neue wieder an Ihren Augen leiden, lieber Freund, thut mir herzlich leid, und ich fürchte, daß gerade dieser Winter, der mehr feucht als kalt zu werden scheint, das Uebel mehr unterhalten wird. Befolgen Sie also den Rath des Arztes genau. Ihrer Augen wegen bedaure ich daß Sie den Winter nicht in der Stadt sind, wo Sie sich durch gesellschaftliches Geschwätz, wie es auch seyn möchte, hätten zerstreuen und die Augen so wie den Geist hätten ausruhen lassen können.

Ihren neuesten Aeuserungen nach dürften wir uns also vor Ende Mays gar nicht und auch da nicht gleich auf längere Zeit sehen, welches mir sehr leid thut. Gut ist es, daß Sie wenigstens um die Zeit hier seyn werden, wo Göthe nach Italien geht, und auch das ist gut, daß Göthe, wenn er anders nicht viel über ein Jahr ausbleibt, ein halbes Jahr nach Ihrer Abreise wieder hier seyn kann, so daß ich nur den Sommer und Herbst der immer leidlicher für die Einsamkeit ist, ganz allein seyn werde. Faxit Deus.

Ich sehne mich jetzt wieder recht nach einer poetischen Arbeit, denn der Beschluß der sentimentalischen Dichter an dem ich jetzt noch arbeite fängt an mir zu entleiden. Ich verliere immer gegen das Ende die Geduld, wenn ich ununterbrochen und von einer äusern Nothwendigkeit gescheucht habe arbeiten müssen. Indeß war dieser letzte Aufsatz auf keine Weise zu umgehen. Was ich unmittelbar nach demselben vornehmen werde, weiß ich noch nicht; auf jeden Fall aber etwas für die Horen, denn die glückliche Zeit der Freyheit ist noch ferne. Ich habe jetzt die erste Lieferung der Properzischen Elegien gelesen, und mit vieler Zufriedenheit. Ob die Wahl nicht besser hätte seyn können,

weiß ich nicht zu sagen, da ich nie den ganzen Properz gelesen: die Uebersetzung ist aber im ganzen recht brav, und im einzelnen hoffe ich noch Verbesserungen; denn ich habe darauf aufmerksam gemacht. Es war auch billig, daß ich andern mittheilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über Meine Arbeiten unterdessen gelernt habe.

Schlegels Abhandlungen über die griechischen Frauen, die er mir heute geschickt, habe ich, zwar nur flüchtig, durchlesen. Verbessert hat er sich in dieser Arbeit merklich, obgleich eine gewisse Schwerfälligkeit, Härte und selbst Verworrenheit ihn wie ich fürchte nie ganz verlassen wird. Der Aufsatz geht Sie und Ihre Lieblingsarbeiten von zwey Seiten sehr nahe an, und hätte auch Ihnen sollen vorbehalten bleiben. In der Sache selbst hat er mich nicht bekehrt. Die griechische Weiblichkeit und das Verhältniß beyder Geschlechter zu einander bey diesem Volk, so wie beydes in den Poeten erscheint, ist doch immer sehr wenig aesthetisch und im Ganzen sehr geistleer (daß es Ausnahmen gab, obgleich wenige genug, ist natürlich). Im Homer kenne ich keine schöne Weiblichkeit, denn die bloße Naivetät in der Darstellung macht es noch nicht aus. Seine Nausikaa ist bloß ein naives Landmädchen, seine Penelope eine kluge und treue Hausfrau, seine Helena bloß eine leichtsinnige Frau, die ohne HerzensZartheit von einem Menelaus zu einem Paris übergieng, und sich auch, die Furcht vor der Strafe abgerechnet, nichts daraus machte, jenen wieder gegen diesen einzutauschen. Und dann die Circe, die Calipso. Die olympischen Frauen im Homer sind mir noch weniger weiblich schön. Daß die bildende Kunst schöne Weiber hervorbrachte, beweißt nichts für eine schöne innere und äußere Weiblichkeit in der Natur. Hier war die Kunst schöpferisch und ich zweifle nicht, daß ein griechischer Bildhauer, wenn er mit seinem ganzen Kunstsinn in Circassien gelebt hätte, nicht weniger weibliche Ideale gebildet haben würde. In den Tragikern finde ich wieder keine schöne Weiblichkeit und eben so wenig eine schöne Liebe. Die Mütter, die Töchter, die Ehfrauen sieht man wohl, und überhaupt alle dem bloßen Geschlecht anhängige Gestalten, aber die Selbstständigkeit der reinen menschlichen Natur sehe ich mit der Eigenthümlichkeit des Ge-

schlechts nirgends vereinigt. Wo Selbstständigkeit ist, da fehlt die Weiblichkeit, wenigstens die schöne. Von der Sappho kenne ich nur Ein Stück, aber das ist sehr sinnlich. Hinter den Pythagorischen Frauen dürfte mehr stecken; hier scheint mir etwas sentimentalisches im Spiele zu seyn, und von diesen war wenigstens Geistigkeit zu erwarten, da in den andern entweder das materielle überwiegt, oder das moralische nicht weiblich ist wie z. B. der spartanische Bürgergeist und die Vaterlandsliebe. — Was auch an meinen Bemerkungen wahr seyn mag, so werden Sie mir doch gestehen, daß es im ganzen griechischen Alterthum keine poetische Darstellung schöner Weiblichkeit oder schöner Liebe giebt, die nur von fern an die Sacontala und an einige moderne Gemählde in dieser Gattung reichte. Göthens Iphigenia, seine Elisabeth im Götz nähert sich den griechischen Frauen, aber sonst keine von seinen edeln weiblichen Figuren und selbst seine schöne Seele ist mir lieber. Auch Shakespears Juliette, Fieldings Sophie Western und andere übertreffen jede schöne Weiblichkeit im Alterthum weit.

Aber genug von diesem. Ich wünschte, daß Schlegel (Friedrich) auf eine Materie geriethe, die ihn für die Horen brauchbar machte, denn die worinn er jetzt arbeitet ist durch Sie schon so gut besetzt, und zuviel Raum dürfen wir ihr doch nicht geben. Neugierig bin ich, was sein Bruder noch bringen wird.

Von MusenAlmanachen habe noch nichts gesehen. In einem Brief vom 25 November schreibt mir Michaelis, daß es bloß am Glätten liege. Es muß also 14 Tage an einigen Dutzend Exemplarien geglättet werden. Für die Reichsprovinzen ist der NeujahrsMoment nun schon versäumt, und nun mag er sehen, wie er fährt.

adieu, lieber Freund. An Li von uns beiden viele Grüße.

S.

48. Humboldt an Schiller.

Tegel, 18. December 95.

Der Haupteindruck, lieber Freund, den Ihre beiden Aufsätze, vor allen der letzte bei wiederholtem Lesen auf mich ge-

macht haben, ist der, daß sie mir zu fast allen Zweifeln, in welchen ich sonst manchmal im kritischen Urtheil über Dichter schwankte, die Auflösung, und zu meinen Haupturtheilen selbst den bestimmten, deutlich ausgesagten Grund hergegeben haben. Ich sehe auch daraus, wie weit jene Ideen um sich greifen, und wie sehr es Ihnen gelungen ist, das ganze Gebiet der Kritik von dieser Seite auszumessen. Was ich aber für das größeste Verdienst Ihrer Arbeit halte, und was ich am meisten daran bewundert habe, ist daß Sie die Verschiedenheit der Dichter so unmittelbar aus dem möglichen Umfange des dichterischen Genies, und diesen selbst geradezu aus dem Begriff der Menschheit ableiten. Ihr ganzes System erhält dadurch außer seinem Umfange und seiner Fruchtbarkeit eine innere Consistenz und Rundung, deren sich kein andres bisheriges rühmen kann. Daß die Poesie bestimmt ist, der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, ist das größeste Wort, was je über sie ausgesprochen werden kann, und drückt zugleich ihre Beschaffenheit, ihren Umfang und ihre Würde aus. Die naive und sentimentalische Poesie aus ihrem höheren Begriff herzuleiten, sollten Sie doch noch und bald selbst versuchen. Dem tiefer eindringenden Leser kann es zwar nicht schwer fallen, Sie dieser Mühe zu überheben, aber es würde die Consequenz Ihres Systems in ein herrliches Licht setzen, und nebenher würde sich auf dem Wege auch noch manches ergeben. Den Unterschied der naiven und sentimentalischen Dichtungsart kann zwar gewiß niemand verfehlen; aber dennoch hätte ich gewollt, Sie hätten der naiven, noch außer der Entwicklung des Begriffs dieses Ausdrucks in der ersten Abhandlung, auch einen besondern Abschnitt gewidmet. Da der naive Dichter ganz und gar mit der Schilderung des Individuums beschäftigt ist, aber auch der sentimentalische, insofern er Dichter seyn will, seinen Gestalten Individualität und wo möglich völlige geben muß, so kann hieraus ein Misverständniß entspringen, das vielleicht noch nicht genug dadurch gehoben ist, daß Sie selbst sagen, daß der sentimentalische Dichter immer in gewissem Sinn auch naiv ist. Ich gestehe Ihnen offenherzig, daß in dieser Rücksicht sogar auch für mich

Eine Stelle etwas hat, worüber ich nicht ganz hinaus kann. Da wir unmöglich in der Sache uneins seyn können, so muß ich Ihren Ausdrücken einen falschen Sinn irgendwo beilegen, und ich bitte Sie hierüber um Erläuterung. Es ist nemlich dieß die Stelle, die sich mit Unterscheidung der absoluten Darstellung und derjenigen eines Absoluten schließt, ganz gegen das Ende. Hier bin ich zwar ganz mit Ihnen darin einig, daß der naive Dichter den Gegenstand mit allen seinen Grenzen darstellt, so wie der sentimentale vielmehr alle Grenzen des seinigen entfernt. Aber ich möchte darum nicht sagen, daß die naive Poesie bloß der Form nach, die sentimentalische der Materie nach ein Unendliches sey. Wie ich beide Begriffe von Anfang herein gefaßt habe, so befindet sich der naive Dichter in dem Zustande, in welchem wir noch nicht die beschränkte Wirklichkeit von dem unendlichen Ideal durch Reflexion zu trennen gelernt haben, in welchem die Menschheit in uns noch ein harmonirendes Ganze ausmacht, und wir daher eben diese Harmonie auch in der Natur zu sehen vermeynen. Da hier also noch gar keine Trennung angenommen ist, so bleibt dem Dichter freilich nichts zu thun übrig, als die Natur zu schildern wie sie ist, ihre Form mit allen ihren Grenzen genau darzustellen. Darum aber thäte man doch wohl dem Homer Unrecht, wenn man seine Poesie bloß der Form nach ein Unendliches nennen wollte. In seiner Ansicht der Natur liegt so gut, wie in seiner Menschheit, dünkt mich, auch der Materie nach, ein Unendliches. Nur, weil er sich dieß nie abgesondert gedacht hat, stellt er es in der sinnlichen Gestalt dar, in welcher es als ein Ganzes auf ihn einwirkt. Der sentimentalische Dichter unterscheidet sich durch die Absonderung des Ideals von der Wirklichkeit, woraus eben seine drei Arten möglicher Aeußerung aus den verschiednen Verhältnissen beider gegen einander herfließen. Er hat also freilich ein Unendliches der Materie nach. Aber er muß sein Ideal doch auch individualisiren. Sieht man daher bloß auf die Foderungen der Kunst, nicht auf die Möglichkeit der Ausführung, so müßte er ebensogut, als der naive, auch der Form nach ein Unendliches darstellen. Denn nur insofern von dem

Dichter und seinem Werk (also von etwas Wirklichem) die Rede ist, kann ich zugeben, daß die naive Poesie der sentimentalischen an die Seite gestellt werde, und daß man den Vorzug der einen mit dem der andern vergleichen wolle; sobald man aber von der Gattung spricht, kann ich die naive für nichts andres als für eine frühere Stufe und nur die sentimentalische für den Gipfel erkennen. Machen Sie es mit Ihrer Idylle auch in der ersten Rücksicht wahr. Ich bin überzeugt daß Sie es könnten, wenn Sie im weitesten Umfange des Worts der höchsten und glücklichsten Freiheit genössen. Sollte man daher nicht vielmehr so sagen müssen: die naive und sentimentalische Poesie können und müssen eigentlich ein Unendliches der Form und der Materie darstellen. Die erstere aber trennt beide nicht, und stellt daher beide zugleich in dem einzigen der Form dar; die sentimentalische verknüpft beide, nachdem sie sie vorher abgesondert hat? Dieser Zweifel, den ich Ihnen hier vorgetragen habe, ist mir vorzüglich entstanden, indem ich den Unterschied beider Poesien auf die Bildhauerkunst anwandte. Da er, wie Sie selbst sagen, doch, nur mit den nöthigen Abänderungen, durch das ganze Gebiet der Kunst gültig seyn muß, so schien mir diese Probe nicht übel um zu versuchen, inwiefern ich Ihre Ideen gefaßt hätte. Denn die Schwierigkeit der Anwendung muß nothwendig bei der am meisten plastischen unter allen Künsten am schwierigsten seyn, da im Ganzen doch so wie das Naive sich mehr zum plastischen und epischen, so das Sentimentale mehr zum musikalischen und lyrischen hinneigt.

Dieß, was ich eben erwähnte, abgerechnet, wüßte ich nichts, worin mir Ihr Raisonnement dunkel oder unvollständig geschienen hätte. Ueberall vielmehr haben Ihre Ideen, wie ich auch erst sagte, mir Licht und Aufklärung gegeben, und ich bin überzeugt, daß sie sehr fruchtbar in Anwendungen bei mir seyn werden. Jedem nicht vorher Eingenommenen muß es in die Augen springen, wie genievoll Sie Ihren Gegenstand umfaßt und behandelt haben, und da die Hauptidee so simpel ist, die Anwendungen gleich gebracht werden, und nur gerade Gegenstände betreffen, über die jeder, der sich irgend mit Literatur

beschäftigt, schon oft selbst geurtheilt hat, so gewinnt Ihre Abhandlung dadurch ein unglaublich großes Interesse. In mehrern einzelnen Dingen sind wir uns ganz erstaunlich begegnet. So z. B. in dem Urtheil über Voltaire, dem ich von jeher keinen eigentlichen Geschmack abgewinnen konnte, über Ardinghello, über den ich mich schon in Göttingen mit Schlegel oft lebhaft stritt, u. s. w. Von eigentlichen Ideen ist mir hierin der Unterschied zwischen musikalischer und plastischer Poesie am meisten aufgefallen. Ich kam in den letzten Wochen auf einem eignen Wege auf diese Materie. Es fiel mir bei Gelegenheit eines Briefs an Sie ein, daß ich keine bedeutende Tragödie einer Frau kenne (in Rücksicht der Griechen hat Schlegel ebendieß in seiner Diotima bemerkt), ebenso wenig eine Epopee, und wenn ich, was mir von weiblicher Dichtung bekannt ist, durchgehe, so finde ich, daß jeder Stoff immer von Frauen lyrisch behandelt wird. Ich dachte daneben auch an einige Männer, die sich in ähnlicher Lage zu befinden scheinen, z. B. Herder, und Ihre Unterscheidung zwischen musikalischer und plastischer Poesie hat mich nun über diese Verschiedenheit theils befestigt, theils bestimmt. Dadurch, daß ich den Gegensatz vorher zwischen dem lyrischen und Epischen machte, kam viel schwankendes, zufälliges und sogar unrichtiges in meine Vorstellungsart. Jetzt will ich die Spur weiter verfolgen, und die Eigenthümlichkeiten des musikalischen und des plastischen Dichtergeistes näher aufsuchen. Dieser Gegenstand liegt mir um so näher, als die Griechen, dünkt mich, bei weitem mehr plastisch waren, und diese Eigenthümlichkeit mir ihrer lyrischen Poesie, die ihrer Natur nach doch eine musikalische Behandlung erfodert, ein ganz eignes Gepräge aufzudrücken scheint. Bis auf einen gewissen Grad ist es unstreitig leichter in der musikalischen Poesie zu gelingen, aber die höchste Wirkung hervorzubringen, dürfte doch auch gerade hier wieder am schwersten seyn. . . .

49. Schiller an Humboldt.

Jena den 25. December 95.

Wie freut es mich, lieber Freund, daß ich Sie mit meiner Arbeit zufrieden sehe, und daß wir auch hier, nicht bloß im ganzen, sondern vorzüglich auch in gewissen einzelnen Parthien so sehr zusammenstimmen. Mir ist diese Arbeit auch viel näher liegend als manche andre; sie scheint mir in einem höhern Grade mein zu seyn, sowohl des Gedankens wegen, als wegen seiner Anwendung auf mich selbst. Auch hat sie dadurch etwas wohlthuenderes für den Geist, weil sie zu den Abstractionen auch die Erfahrungen giebt, und dadurch subjectiv etwas ganzes leistet.

Sie wünschen, daß ich der naiven Dichtung eine größere Ausführung gegeben haben möchte. Es wäre auch gewiß geschehen, wenn ich nur selbst vorher gewußt hätte, daß ich die Ausführung der sentimentalischen so weit treiben würde. Aber der erste Aufsatz war schon abgeschickt, ehe ich recht wußte, wieviel Stoff mir der zweyte geben würde. Beyde Aufsätze beziehen sich mehr durch einen natürlichen Instinkt in mir als durch einen absichtlich entworfenen Plan auf einander, zu welchem es mir ganz und gar an Muße fehlte. Indeß werden Sie doch gefunden haben, daß in dem zweyten Aufsatz manches in Rücksicht auf die naive Dichtung nachgeholt ist, und im dritten wird dieses vielleicht noch mehr der Fall seyn.

Auf Ihr Bedenken habe ich folgendes zu antworten. Es scheint aus Ihrem Anstoße zu erhellen, daß Sie den Gattungsbegriff der Poesie, der allerdings Individualität mit Idealität vereinigt fodert, zu sehr schon in die Arten legen. Ich betrachte diese letztern mehr als die Grenzen des erstern, Sie scheinen solche mehr wie verschiedene Ausführungen desselben anzusehen. Soviel ist aber gewiß, daß die naive Poesie einen begrenzteren Gehalt, die sentimentalische eine weniger vollkommene Form hat. Freilich nimmt jede in demselben Grade mehr von dem Vorzug der andern an, als sie dem absoluten Dichtungsbegriff mehr annähert und den Artcharacter mehr ablegt. Da ich aber

diesen gerade streng unterscheiden wollte, so mußte ich das größere Gewicht auf die Negative legen, ich mußte mehr von dem abstrahieren, was in einer jeden Art der Gattung angehört, um auf dasjenige aufmerksam zu machen, wodurch sie der Gattung entgegengesetzt ist. Naive Poesie verhält sich zur Sentimentalischen (wie auch gesagt worden) wie naive Menschheit zur sentimentalischen. Nun werden Sie aber gewiß nicht in Abrede seyn, daß die bloß naive Menschheit den Gehalt für den Geist nicht hat, welchen die sentimentalische in der Cultur begriffene besitzt, und daß diese in der Form, in dem Gehalt für die Darstellung der erstern nicht gleich kommt. Deßwegen ist die letztere, wenn sie sich vollendet hat, soweit über die erstere erhaben. Hat sie sich aber vollendet, so ist sie nicht mehr sentimentalisch sondern idealisch: welches beydes Sie, vielleicht durch meine eigene Veranlassung, zu sehr für eins nehmen. Die sentimentalische wird von mir nur als nach dem Ideale strebend vorgestellt (dieß ist in der dritten Abhandlung am bestimmtesten ausgeführt), daher ich ihr auch, in effectu, weniger poetisches zugestehe als der naiven. Sie ist auf dem Wege zu einem höhern poetischen Begriff, aber die naive hat einen nicht so hohen wirklich erreicht, ist also der That nach poetischer.

Wir müssen also hier sorgfältig die Wirklichkeit von dem absoluten Begriffe scheiden. Dem Begriffe nach ist die sentimentalische Dichtkunst freilich der Gipfel und die naive kann mit ihr nicht verglichen werden, aber sie kann ihren Begriff nie erfüllen, und erfüllte sie ihn, so würde sie aufhören eine poetische Art zu seyn. Der Wirklichkeit nach ist es aber eben so gewiß, daß die sentimentalische Poesie, qua Poesie, die naive nicht erreicht.

Ich muß Sie hier an Ihre eigenen Begriffe von den Geschlechtern und deren Verhältniß zur geschlechtslosen Menschheit erinnern. Gegen die Frau betrachtet ist der Mann mehr ein bloß möglicher Mensch, aber ein Mensch in einem höhern Begriff; gegen den Mann gehalten ist die Frau zwar ein wirklicher aber ein weniger gehaltreicher Mensch. Weil aber beyde

doch in concreto Menschen sind, so sind sie, jedes in seinem vollkommensten Zustande betrachtet, zugleich formaliter und materialiter sich gleicher. Giebt man aber ihre specifischen Unterschiede an, wie ich bei beiden Dichtungsarten thun wollte, so wird man den Mann immer durch einen höhern Gehalt und eine unvollkommenere Form, die Frau durch einen niedrigern Gehalt aber eine vollkommenere Form unterscheiden.

Sie selbst sagen in einem Ihrer Aufsätze, „die Frau könne „innerhalb ihres Geschlechts, der Mann nur mit Aufopferung „seines Geschlechts wahrer Mensch werden." Dasselbe sage ich auch in Rücksicht auf beyde Dichtungsarten. Die sentimentalische Poesie ist zwar Conditio sine qua non von dem poetischen Ideale, aber sie ist auch eine ewige Hinderniß desselben. Die naive Poesie hingegen stellt die Gattung reiner obgleich auf einer niedrigern Stuffe dar.

Um endlich auch die Erfahrung zu befragen, so werden Sie mir eingestehen, daß kein griechisches Trauerspiel dem Gehalt nach sich mit demjenigen messen kann, was in dieser Rücksicht von Neuern geleistet werden kann. Eine gewisse Armuth und Leerheit wird man immer daran zu tadeln finden, wenigstens ist dieß mein, immer gleichförmig wiederkehrendes Gefühl. Homers Werke haben zwar einen hohen subjectiven Gehalt, (sie geben dem Geist eine reiche Beschäftigung), aber keinen so hohen objectiven (sie erweitern den Geist ganz und gar nicht, sondern bewegen nur die Kräfte, wie sie wirklich sind). Seine Dichtungen haben eine unendliche Fläche, aber keine solche Tiefe. Was sie an Tiefe haben, das ist ein Effekt des Ganzen, nicht des einzelnen; die Natur im Ganzen ist immer unendlich und grundlos. Ich weiß nicht, ob wir hier von den Antiken reden dürfen, welche freilich ideal aber sinnlich ideal sind, welches ich sehr von dem absoluten Ideal unterscheide, das in keiner Erfahrung kann gegeben werden, und nach welchem der sentimentalische Dichter strebt. Die Poesie geht dem Gehalt nach unendlich weiter als die bildende Kunst. Auch möchte ich die Ideale der letztern, in Vergleichung mit den Idealen jener, mehr formale als materiale nennen. Das Unendliche in

der Form ist ihr Gehalt, und so gehören die plastischen Ideale noch ganz in das naive Gebiet, denn das sentimentalische liegt völlig außerhalb der Sinnenwelt.

So wenig ich in der Erfahrung naive Poesien finden kann, die dem Gehalt nach ein unendliches wären, so wenig kann ich sentimentalische auffinden, die es der Form nach wären — und ist es überhaupt nur ohne Widerspruch möglich? Kann das sinnlich erscheinende unendlich seyn, kann das unendliche erscheinen? Nur indem sie den Gedanken von der Empfindung trennt, kann die Vernunft jenen ins Absolute hinüberführen, nur indem die Vernunft alles empirische verläßt, kann sie als Vernunft sich äusern. Das Ideal entsteht ja auch, logischer Weise, nur durch Abstraction von aller Erfahrung, und mit dieser wird ja der naive Character aufgehoben. Ist aber die Erzeugung des Ideals nur durch Abstraction von aller Erfahrung möglich, wie soll es Erfahrung werden? Das griechische plastische Ideal ist zwar auch durch Abstraction erzeugt, aber nur durch eine Abstraction von bestimmten Erfahrungen, nicht von aller Erfahrung, und das ist ein unendlicher Unterschied. Jenes hat auch Homer in seinen Dichtungen ausgeübt, aber nicht dieses. Er hat Verstandes- aber keine Vernunftideale.

Abends.

Der Kopf ist mir durch ein strenges Hinsehen auf meine Arbeit so angespannt, daß ich es dem Zufall überlassen muß, ob das hier gesagte Ihnen meine Gedanken klar machen wird. Zu Auflösung von Zweifeln ist der Dialog fast unentbehrlich; eine Viertelstunde würde uns wahrscheinlich im Gespräch verständigen. Vielleicht lößt mein dritter Aufsatz Ihre Bedenklichkeiten ganz: wenigstens will ich erst erwarten, was dieser für eine Wirkung haben wird.

Eine Deduction beider Dichtungsweisen aus dem Begriff der Poesie, und die Deduction dieses Begriffs selbst würde mich doch zu lang in dem Felde meiner jetzigen Untersuchungen verweilen, und es ließe sich, da alles mit allem zusammenhängt, nicht vorausberechnen, wie weit sie mich führen würde. Dem

Innhalte nach ist sie sowohl in meinen Briefen über aesthetische Erziehung als in den gegenwärtigen 3 Aufsätzen gegeben.

Was auf diese Aufsätze öffentlich erfolgen wird, bin ich wirklich begierig. Stille gehen sie nicht durch die Welt, und ihre größere Deutlichkeit erlaubt auch, daß man sich mehr darauf einläßt. Für die Horen ist es schon genug, wenn sie Aufsehen erregen, von welcher Art dieß auch seyn mag.

Göthe schreibt mir, er höre von mehrern Orten her, daß die Subscription auf die Horen zunehme. Seine Quellen sind aber nicht immer die reinsten. Cotta hat mir vor 8 oder 10 Tagen geschrieben, aber weder gutes noch schlimmes, den Debüt betreffend. Binnen 6 Wochen muß es sich ausweisen. Daß die letztere Hälfte mehr Glück gemacht als die erstere ist wohl zu glauben.

So eben ist Schütz von mir gegangen, und was er mir von der unter Händen habenden Recension der Horen sagte, befreyt mich und vermuthlich auch Sie von einem großen Theil unsrer Besorgnisse. Fürs erste hat Schlegel nicht nur alle Gedichte sondern auch alle aesthetischen Aufsätze, (den Rhodischen Genius und las Casas mit eingerechnet), zur Recension bekommen, die er auch schon seit 8 Tagen eingeschickt hat, und so, daß Schütz mir einen recht schönen heiligen Christ damit zu bescheeren sich einbildet. Fürs zweyte hat er mir versichert, daß der Hallischen Annalen nicht erwähnt werden solle, und daß er sowohl die Würde der Horen als der LitteraturZeitung zu sehr respectierte, um sich ihrer gegen den Hallischen Recensenten anzunehmen. Allgemeiner sarcastischer Winke, wie er sagt, habe er sich wohl bedient, und dieses Vergnügen wollen wir ihm auch gönnen, da es dazu dienen wird, die Feindschaft zwischen beyden Tribunalen offen zu halten. Da ich ihn nicht gespannt oder verlegen sondern ziemlich degagiert und fidel fand, so schließe ich auch, daß er in Rücksicht auf unsere philosophischen Aufsätze ein gutes Gewissen haben muß, obgleich er mir darüber nichts sagte. Er spricht auch von einer großen Länge der Recension, und mich freut, daß er hierinn einigen Muth beweißt, da man gerade die Länge der ersten so wenig hat verzeyhen können. Er offerierte mir, ob ich die Schlegelsche

Recenſion erſt im Manuſcript ſehen wolle, welches ich nicht nöthig fand: ſein eigenes Machwerk hat er mir nicht zu zeigen offeriert, und ich wollte, da er ſeine Sache ſonſt ſo erträglich machte, durch eine ſolche Motion ihm kein Mistrauen zeigen. Vielleicht ſchickt er mir es aber doch noch zu, denn es erſcheint erſt auf dem zweyten Zeitungsbogen, wie ich vermuthe; da er die Aufſätze nicht nach den Monathſtücken ſondern unter den 3 Rubriken poetiſcher, philoſophiſcher und hiſtoriſcher Aufſätze durchgeht. Ich habe in meinem Gewiſſen einige Torts gegen ihn, welches mich etwas milder gegen ihn macht, als ich ſonſt ſeyn würde. Ich glaubte nehmlich, als er ſich weigerte, Schlegeln den ich ihm einmal vorſchlug den poetiſchen Theil der Recenſion zu überlaſſen, daß er keinen recht guten Willen für uns habe, und ihn als einen zu partheyiſchen Freund verwerfe: daher hat mich die Nachricht wirklich angenehm überraſcht. Auch Schlegel hat mir geſtern ſelbſt davon geſchrieben, der ganz voll Feuer für die Horen iſt. Die Recenſion ſelbſt erſcheint auf einigen SupplementBlättern, deren in dieſem Jahr mehrere vorkommen ſollen, weil die ordentlichen SupplementBände nicht zu Stande kommen. In ſpäteſtens 14 Tagen werden wir ſie leſen.

Ich habe mir immer vorgenommen gehabt, Ihnen den Empfang der 50 Louisdors zu melden, aber über andern Artikeln vergaß ich es immer. Ich danke Ihnen alſo hiemit ſchönſtens für dieſe Beſorgung. 15 Louisdors habe ich davon an Göthe und 10 an Herder gegeben, welche beyde, beſonders Göthe, ſehr gut damit zufrieden ſchienen. 5 werde ich noch an die Mereau und an Woltmann vertheilen. Den Almanach habe ich noch nicht, obgleich es gerade nun ein Monat iſt, daß Michaelis mir ſchrieb, er ſollte mit der nächſten Poſt folgen und es liege bloß an dem Glätten, daß ich ihn noch nicht habe.

Heute ſchickte mir Woltmann endlich ſeine Oper und ſeine Tragödie; jene heißt der Gerichtshof der Liebe, dieſe Cecilie von der Tiver, und iſt eine Bremiſche Geſchichte. Gleich die erſte Scene iſt auf dem Kirchhof zwiſchen einem Todtengräber und ſeiner Mutter. Soweit ich beym Durchblättern ſehe, iſt redlich aus andern Schauſpielen ausgeſchrieben. Die

letzten Worte der sterbenden Heldinn sind: Freiheit! Freiheit! und damit endigt auch das Stück. Weiter habe noch nichts gelesen.

In der Oper finde ich beim Aufschlagen folgenden Vers.

Höher als die Kraft, die sieget,
Wann das Feld von Lanzen starrt,
Die zum hohen Ziele flieget,
Wo der Dichtkunst Palme harrt,
Ist die Macht, die überwindet,
Was im Busen unsrer Pflicht
Ungewissen Kampf verkündet,
Und das Wort: Ich will es! spricht.

Leben Sie wohl, lieber Freund. An die Li von uns herzliche Grüße.

Ihr

Sch.

50. Humboldt an Schiller.

Berlin, 29. December 95.

Es kommt mir heute so vielerlei zusammen, liebster Freund, daß ich Ihnen nur einige flüchtige Zeilen schreiben kann. Da ich so lange nicht auf einige Tage in Berlin gewesen bin, so drängen sich die Besuche auf eine unerhörte Weise und erst gegen das Ende dieser Woche, wenn ich noch länger hier bleiben sollte, sehe ich Ruhe ab.

Der Musenalmanach ist jetzt in allen Händen, und Michaelis hat auch mir mein Exemplar geschickt, wofür ich Ihnen sehr danke. Wie es scheint, wird er entsetzlich gekauft. Wenigstens findet man ihn in allen Häusern. Daß das Urtheil verschieden ausfallen würde, läßt sich denken. Die Vernünftigen sind natürlich ganz und entschieden für ihn, aber dieser giebts nur wenige. Bei den Uebrigen muß man sich begnügen, wenn sie den offenbaren Vorzug des Almanachs über seine Brüder anerkennen, und dieß thun sie denn doch in der That. Die härteste Kritik muß sich Göthe gefallen lassen, besonders seine

Epigramme, für die nun auch freilich der Standpunkt, aus dem sie beurtheilt werden müssen, am schwersten zu finden ist, und die ich daher auch von einigen ebenso grundlos loben, als von andern tadeln höre. Unter Ihren Stücken höre ich die Ideale am meisten, den Tanz am wenigsten loben. In der Würde der Frauen hörte ich Mangel an eigentlichem Plan, und Nothwendigkeit des Zusammenhangs, in der Macht des Gesanges die letzten Strophen den ersten schlechterdings nachsetzen, und was des Geschwätzes mehr ist. Bei allen diesen Urtheilen wird es mir immer lebhafter, welche Bewegungen Ihre sentimentalischen Dichter erregen werden. Ich freue mich in doppelter und ganz verschiedener Rücksicht darauf. Bei den einen wird der Eindruck lächerliche Wirkungen hervorbringen, bei vielen andern bessern aber wird der Aufsatz die gute Folge haben, daß er ihren vorher unbestimmten Meynungen eine Sprache leihen, und vieles der gegenseitigen Beurtheilung im Gespräch fähig machen wird, worüber sich bis jetzt kaum mit den Eingeweihtesten reden ließ. Ich habe ihn gestern noch einmal ganz gelesen, und seitdem mir die Ideen nun ganz geläufig sind, habe ich die Diktion genauer studirt, und ich kann nicht genug bewundern, welches Gepräge der Vollendung oder vielmehr des im Kopf vollendeten ganz geschloßnen Gedanken sie überall an sich trägt.

Ich werde jetzt sehr häufig aufgefodert zu erklären, warum die Schriften der früheren Philosophen in Deutschland (so um Lessing herum), wie man behauptet, gerade eben so leicht und faßlich, als die der jetzigen, wie man findet, so dunkel und schwerfällig sind. Allein nirgends gelingt es mir, auch nur einigermaaßen die Menschen zu überzeugen, daß die heutigen Philosophen, in Rücksicht auf die Materie, einen schwierigeren Stoff behandeln, daß die heutige Philosophie mehr das Gepräge der Natur und der Wahrheit an sich trägt, und daher schwerer darzustellen ist, als die ehemalige, die fast bloß ein Werk des abstrahirenden Verstandes war, und den Gegenstand, ohne große Schonung gegen ihn, fast allein und ganz logisch behandelte, da es denn natürlich leichter ist bloß scharfsinnig und spitz-

findig, als tief zu schreiben; — und daß in Rücksicht auf die Form jene früheren Schriftsteller theils gar kein Ideal des Stils, sondern bloß wirkliche fremde Muster, vor sich hatten, theils das Ideal aus Bequemlichkeit herabsetzten, wie sie z. B. statt ästhetisch zu schreiben, nur witzig zu schreiben suchten. Und doch scheint mir in diesen beiden Betrachtungen eigentlich die Erklärung des Phänomens zu liegen, das man an sich nicht bestreiten darf. Diese Gründe aber gelten bloß von unsern besten jetzigen Schriftstellern, meiner Herzensmeynung nach bloß von Ihnen. Was alle übrige betrift, so glaube ich sind sie zu sehr von ihrem Stoff erfüllt, und halten mehr Monologe über denselben mit sich, als Gespräche mit dem Publicum. Dieß ist an sich zwar unnatürlich, aber es beweißt doch eine gute Tendenz der Gemüther auf wichtige und gehaltvolle Fülle der Ideen.

In Rücksicht auf Göthe werde ich auch oft gefragt, warum er soviel theils Schlechtes, theils Unvollendetes ins Publikum giebt? Bei dieser Frage ist nun freilich manches, was man nicht beantworten will, und diesen Leuten nicht beantworten darf. Allein was das Unvollendete betrift, wie z. B. ich gestehe es offenherzig ein sehr großer Theil der Epigramme, so kann mir ihre Publication doch nicht leid thun. Setzt man nur den Unterschied zwischen *Machen* und *Publiciren* gehörig fest, so muß der wahre Schriftsteller zwar nichts anders als das Vollendete machen wollen, aber es wäre Schade, glaube ich, wenn er zu keusch seyn wollte, das, was er einmal nicht weiter vollenden kann, ganz zu unterdrücken. Daß ein Dichter, besonders ein Moderner und also sentimentalischer, etwas *durchaus Vollendetes* hervorbringe, etwas das sein Dichtergenie in seinem ganzen Umfange und seiner ganzen Größe ausdrücke, läßt sich, dünkt mich, auf keine Weise erwarten. Es bleibt hier also kaum etwas andres zu thun übrig, als der Nachwelt dasjenige zu übergeben, was in dem jedesmaligen Moment das möglich Höchste war. Freilich erhält nun die Kunst kein einzelnes Kunstwerk, auf das sie mit völliger Zuversicht stolz seyn könnte, aber der Kunstsinn wird doch durch die ganze Summe der Produkte

desselben in Stand gesetzt, es gewissermaaßen auszumessen, und sich zu den Ideen zu erheben, die es selbst von einem vollendeten Kunstwerk faßte.

Von Schlegel habe ich in diesen Tagen ein Manuscript Beiträge zur Kenntniß der Griechen erhalten, das, so weit ich es las, bloß einen Theil einer Abhandlung über moderne Poesie enthält. Es hat mir leid gethan es nur so kurze Zeit zu haben, daß es mir unmöglich ist, ihm mein Urtheil darüber auch nur einigermaaßen mit Gründen begleitet zu sagen. Aber der Totaleindruck, den es auf mich gemacht, und den ich ihm nicht ganz verschweigen darf, ist der, daß es unter allem Bisherigen, was ich von ihm las, das am wenigsten deutlich gedachte, und klar auseinandergesetzte ist. Ihre neuesten Abhandlungen werden dem Dinge durch den Kontrast noch mehr schaden. Indeß ist es reich an Ideen, so wie der Verfasser überhaupt. Wie er mir schreibt ist er weder mit Ihrer noch der Kantischen Theorie über das Schöne einig, und denkt eine eigne aufzustellen. Die Fichtischen Ideen scheinen auch in ihm herumzugehn. Ich wollte viel darum geben, daß er einige ihn jetzt hindernde Schwierigkeiten des Vortrags überwinden könnte. Denn ich kann nicht läugnen, daß ich ihn sehr schätze. Von Herzen adieu! Tausend Grüße von uns beiden an Sie und Lolo.

Humboldt.

51. Schiller an Humboldt.

Jena den 4. Jenner 96.

Sie haben mir, liebster Freund, in Ihren neuesten Briefen sovielen Stoff zum Nachdenken gegeben, daß ich Ihnen in meinen Antworten kaum in gleichem Verhältniß werde nachkommen können. Besonders ist die Frage: „in wiefern die individuell bestimmte Geistesform sich mit Idealität vertrage“ so wie auch der Satz: „daß die Ausbildung des Individuums nicht sowohl in dem vagen Anstreben zu einem absoluten und allgemeinen Ideal als vielmehr in der möglichst reinen Darstellung und Entwicklung seiner Individualität bestehe“, von äußerster Wich-

tigkeit. Ich werde darüber nachdenken, und was mir klar wird Ihnen schreiben. Soviel ist mir, in Rücksicht auf das erste, jetzt schon klar, „daß jede Individualität in dem Grade idealisch ist, als sie selbstständig ist d. h. als sie innerhalb ihres Kreises ein unendliches Vermögen einschließt, und dem Gehalt nach alles zu leisten vermag, was der Gattung möglich ist." Doch ich kann jetzt nicht mehr darüber sagen, denn Göthe, der bey uns ist, macht mir zuviel Lerm, und von einem Aderlasse das ich heute vorgenommen ist mir der Kopf eingenommen.

Sie schrieben mir neulich nicht, welcher Schlegel Ihnen einen Aufsatz zur Kenntniß der Griechen geschickt. Doch wohl der aus Dresden?

Von Michaelis habe noch keinen Almanach erhalten und dank es Ihnen deßwegen doppelt, daß Sie mir 3 Exemplare so zeitig geschickt haben.

Heute habe ich auch meinen Aufsatz die sentimentalischen Dichter betreffend fürs 1ste Januarstück geendigt und abgeschickt. Ich hätte Ihnen eine Copie davon gesandt, aber mein Abschreiber ist diese Weihnachtsferien abwesend.

Heute nichts mehr. Hier zu Ihrer Unterhaltung einige fremde Sachen. Adieu, mein theurer Freund. Ich schreibe den nächsten Posttag. Herzliche Grüße an Li.

Ihr

Sch.

Spät Abends.

N.S.

Was Sie mir von dem Almanach schreiben, war mir sehr angenehm, denn daß mit Begierde darnach gegriffen wird, ist alles, was ich verlange. Diese Stimmung des Publikums macht doch die Existenz solcher Werke möglich; auf den innern Character der Produkte soll das Urtheil der Majorität hoffe ich bey mir nie einen Einfluß haben. Es ist mein ernstlicher Vorsatz, des Almanachs mich mit allen Kräften anzunehmen, und selbst das was ich in diesen Tagen anfange zu arbeiten, dürfte ihm wahrscheinlich zufallen. In diesem Jahr werde ich

außer einigen leichten Anmerkungen zu der Schrift der Frau Stael, welche ich doch nicht so ganz kahl mag abdrucken lassen, und außer der Recension des Meisters, an welche ich etwas wenden will, mich ganz der Poesie ergeben.

Seitdem Göthe hier ist haben wir angefangen Epigramme von Einem Distichon im Geschmack der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Es sind schon seit wenig Tagen über 20 fertig und wenn wir etliche 100 fertig haben, so soll sortiert und etwa Ein Hundert für den Almanach beybehalten werden. Zum Sortieren werde ich Sie und Körnern vorschlagen. Man wird schrecklich darauf schimpfen, aber man wird sehr gierig darnach greifen, und an recht guten Einfällen kann es natürlicherweise unter einer Zahl von 100 nicht fehlen. Ich zweifle ob man mit Einem Bogen Papier, den sie etwa füllen, so viele Menschen zugleich in Bewegung setzen kann, als diese Xenien in Bewegung setzen werden.

52. Schiller an Humboldt.

Jena den 9. Jenner 96.

Für unsre Correspondenz, mein liebster Freund, ist seit 14 Tagen eine üble Zeit gewesen und sie möchte wohl noch eine Woche dauren. In der ersten Zeit drängte mich der Schluß meiner Abhandlung, welche ohne Barmherzigkeit fertig werden mußte und doch nicht übereilt werden durfte. Nachher kam Graf Purgstall aus Kopenhagen, mit mächtigen Empfehlungen versehen, dem ich viel Aufmerksamkeit beweisen mußte, und blieb einige Tage. Aldann erschien Göthe, der mir alle Abendstunden nimmt, und seit etlichen Tagen ist Herr von Funk hier, dem ich mich auch nicht entziehen kann und auch nicht mag, da ich ihn gerne habe. Ich habe seit fast 10 Tagen nichts gearbeitet, wollte es auch nicht, und die wenige übrige Zeit hat mir die Versendung der Horen und des Almanachs (den ich aus dem Buchladen ausnehmen mußte) nebst einer Menge öfters lästiger aber nothwendiger Briefe an Engel, Bürde,

nach Erfurt, Dänemark, Stuttgardt, Tübingen, an Archenholz, Schlegel, Langbein und andre weggenommen. Urtheilen Sie nun selbst, ob ich für unsre Correspondenz, bey der ich so gern mit ganzer Seele gegenwärtig bin, Zeit übrig behielt. Mit meiner Gesundheit geht es übrigens ganz erträglich und ich bin mit dem Winter ungleich besser als mit dem Sommer zufrieden.

Die erste Abtheilung der Recension der Horen haben Sie nun wahrscheinlich schon gelesen. Sie enthält viel Gutes und Gedachtes, und es ist gar keine Frage, daß wir lange hätten suchen müssen, um einen bessern Beurtheiler zu finden, aber befriedigt hat sie mich doch nicht ganz und ich vermuthe, es wird Ihnen auch so seyn. Indessen ist Schlegel übereilt worden, und ich wundre mich, daß er in der kurzen Zeit die ihm gelassen wurde, nur soviel geleistet hat. Mit seinen Critiken, den Versbau betreffend, werden Sie wohl auch nicht durchaus einig seyn. Göthe hat zwar auch vieles gegen die Recension einzuwenden, besonders in Rücksicht auf das was an seinen Versen getadelt wird, im ganzen aber ist er sehr wohl damit zufrieden und hat eine gute Meinung von Schlegeln bekommen.

Schütz scheint seit einiger Zeit wieder großen Respect gegen die Horen zu hegen, vermuthlich erfuhr er aus der Recension Schlegels erst, was an den Gedichten sey. Er spricht auch wieder von meinen philosophischen Aufsätzen, unter denen er den über das Naive mir gar nicht zuschrieb, vielleicht auch noch andere nicht, denn er erschrak ordentlich, wie er im Register so oft meinen Nahmen fand.

Soeben erhalte ich Ihren Brief vom 5ten. Das Uebelbefinden der guten Li betrübt mich sehr und auch daß Sie noch immer nicht recht wohl sind. Unter diesen Umständen konnten Sie nichts besseres thun, als in Berlin leben, und ich rathe Ihnen es nicht sobald zu verlassen. Es ist mir übrigens ein Trost, daß unsre beiderseitigen Zerstreuungen in Eine Epoche zusammen fallen, weil sonst der einsam bleibende von beyden sich verlassener finden würde.

Nach dem was Sie mir von Schlegels Arbeit schreiben er-

warte ich eher eine implicite Bestätigung als eine Erweiterung oder Widerlegung meiner Ideen über diesen Gegenstand. Es scheint doch, er hat sich mehr an das grobe Phaenomen gehalten was jedem auffällt, ohne in das innere einzudringen. Sein Urtheil über Shakespear beweißt es, denn seine Manier ist das erste, was einem an ihm auffällt, und bey manchem oft das einzige. Daß der Aufsatz über das Naive Eingang zu finden scheint, ist mir des folgenden Aufsatzes wegen gar nicht unlieb zu vernehmen. Es ist immer etwas für mich gewonnen, wenn man nur mit einem guten Vertrauen zu den sentimentalischen Dichtern kommt. Auch der dritte Aufsatz wird interessieren. Nachdem ich darinn die beyden Abwege naiver und sentimentalischer Poesie aus dem Begriff einer jeden abgeleitet und bestimmt, alsdann zwey herrschende Grundsätze welche das Platte und das Ueberspannte begünstigen geprüft habe (der eine ist, daß die Poesie zur Erhohlung, der andre daß sie zur Veredlung diene), so trenne ich von beyden Dichtercharakteren das poetische was sie verbindet, und erhalte dadurch zwey einander ganz entgegengesetzte Menschencharaktere die ich den Realism und den Idealism nenne, welche jenen beyden DichterArten entsprechen und nur das prosaische Gegenstück davon sind. Ich führe diesen Antagonism durch das theoretische und praktische umständlich durch, zeige das Reale von beyden, so wie das Mangelhafte. Von da gehe ich zu den Carricaturen derselben d. h. zu der groben Empirie und Phantasterey über, womit die Abhandlung schließt. Es sind also drey Gradationen von einem jeden Character aufgestellt, und es zeigt sich, daß die Spaltung zwischen beiden immer größer wird, je tiefer sie herabsteigen.

Naiver Dichtergeist. Sentimentalischer Dichtergeist.
welche beyde darinn übereinkommen, daß sie aus dem Menschen ein Ganzes machen, wenn gleich auf sehr verschiedene Weise.

Realism. Idealism.
welche darinn übereinkommen, daß sie sich an das Ganze halten, und nach einer absoluten Nothwendigkeit verfahren, daher sie in den Resultaten gleich seyn können.

Empirism. Phantasterey.
welche bloß in der Gesetzlosigkeit übereinkommen, die bey dem Empirism in einer blinden Naturnöthigung, bey der Phantasterey in einer blinden Willkühr bestehet.

Ich hoffe, daß Sie diese, hier roh hingeworfene Ideen mit sorgfältiger Strenge ausgeführt finden sollen. Da ich selbst ein Idealist bin, so mußte ich mich sehr objectiv machen, um ein entscheidendes Urtheil in dieser Sache zu haben, aber ich bin überzeugt, daß mir in diesem Punkt keine Menschlichkeit begegnet ist. Göthe, als ein ganz verhärteter Realist, hat mir folgen können und mich auch gefaßt.

Nun habe ich aber, einige Bemerkungen zur Madame Stael etwa ausgenommen, in dem philosophischen und kritischen Gebiet eine Zeitlang nichts mehr zu bestellen, und eile mit erleichtertem Herzen meiner Muse entgegen.

Von Michaelis habe ich auch mit dem heutigen Posttag noch nichts erhalten, obgleich der Almanach hier in allen Buchläden verkaufft wird. Ich nehme Exemplarien hier aus, und ziehe ihm den Betrag von einer Bücher-Rechnung ab, die ich ihm glücklicher Weise noch zu bezahlen habe. Anders weiß ich mir nicht zu helfen, da ich dem Publikum nicht sagen darf, wie sehr der elende Mensch mir manquiert.

Haben Sie doch die Güte, lieber Freund, eingeschlossenen Brief an Kosegarten mit einem guten Exemplar des Calenders zusammen zu packen und unter der, auf dem Briefe bemerkten Adresse an Kosegarten franco zu senden. Auch an Meier in Berlin sind Sie so gütig, ein gutes Exemplar des Almanachs, wenn er noch keines von Michaelis haben sollte, auf meine Rechnung abzugeben.

Ich sende Ihnen hier das tägliche Taschenbuch, worauf mich Seidler biß jetzt warten ließ. Tausend herzliche Grüße von uns an Sie und die gute Li, der ich von Herzen eine gute Besserung wünsche.

Ihr

Sch.

Den 11. Jenner.

Wenn Sie ohne Beschwerlichkeit für Sich Selbst 24 Louisdors auf 6 biß 8 Wochen missen können, lieber Freund, so möchte ich Sie bitten diese Summe an Friedländer für Engeln abzugeben, der es zu wünschen scheint. Genierte Sie diese Zahlung, so geben Sie mir nur in 2 Worten mit erster Post davon Nachricht.

53. Humboldt an Schiller.

Berlin, 12. Jänner, 96.

Es war mir heute doppelt erfreulich zu hören, daß Ihnen, theurer Freund, meine vorigen Briefe noch Stoff zum Nachdenken hinterlassen haben, da ich heute kaum hoffen darf, Ihnen mehr als einige Zeilen zu schreiben. Schon seit einigen Tagen war ich nicht recht wohl, und gestern, wo ich den ganzen Nachmittag und Abend in der Oper zubrachte, und mich vielleicht erkältete, nahm das Uebel zu, so daß ich heute mediciniren mußte. Daher ist mir der Kopf äußerst wüst, und es wird mir schwer nur einige Gedanken zusammenzubringen.

Von der Oper muß ich Ihnen doch noch einige Worte sagen. Sie gehört im Ganzen zwar wohl nicht zu den besten in Europa, indeß ist eine wirklich große und talentvolle Sängerin, die Marchetti. Allein was das dießjährige Carnaval auszeichnet ist eine Tänzerin aus Wien, Madame Vigano, die wirklich jede Beschreibung übertreffen würde. Ich gäbe viel darum, wenn Sie sie sehen könnten. Eindrücke dieser Art pflegen schon durch ihre Seltenheit stark auf Sie zu wirken. Die Vigano glänzt nicht eigentlich durch die gewöhnlichen Tänzerkünste, durch große und vielfache Sprünge, sondern allein durch eine unbegreifliche Anmuth und Grazie der Stellungen. Ihre sehr große Stärke braucht sie allein dazu, ihrer Grazie Fundament und Festigkeit zu geben. Sie scheint mir mehr für den niedrigeren und komischeren, als für den pathetischen Tanz gemacht. Aber in jenem besitzt sie auch eine wahrhaft rührende Naivetät. Schon ihr Anzug verkündet einen edeln und schönen

Geschmack. Ohne auch das feinste Gefühl zu beleidigen läßt er fast den ganzen Körper in seiner natürlichen Anmuth sehen. Ihre Tänze an sich haben wenig Charakteristisches, überhaupt wird man gar nicht an Kunst und nur sehr wenig selbst ans Theater erinnert. Man sieht eine liebenswürdige weibliche Figur mit immer gleicher Natur, Wahrheit und Grazie, mit durchgängiger Harmonie und Einheit eine Menge wechselnder Stellungen und Gänge machen, und wenn aller übrige Tanz bald pittoresk durch die Mannigfaltigkeit der Bewegungen, bald charakteristisch durch das, was er darstellt, wirkt, so wirkt dieser, ohne jener Vorzüge (die nur vielmehr vor dem überwiegenden verschwinden) zu entbehren, durch den Charakter, den er selbst durchaus an sich trägt. Gerade aber durch diese einfache und natürliche Wahrheit macht er auf mich einen ganz vorzüglichen Eindruck, und noch nie habe ich das Bild der Leichtigkeit und Grazie so rein aus einem lebendigen Anblick geschöpft. Man würde diese Tänzerin nicht mit Unrecht mit einer lebenden Antike vergleichen, wenn nicht fast alle weibliche Antiken ein gewisses Pathos an sich trügen, das ich wenigstens bis jetzt in ihr nicht kenne, ob ich sie gleich dessen nicht unfähig halten möchte. Da die Menschen besonders hier alles, was graziös und einfach ist, griechisch nennen, so erhält die Vigano diesen Namen in doppeltem Grade. Indeß ist es mir auffallend gewesen, wie sehr, ungeachtet jener hervorstechend einfachen Naivetät, der Charakter des Modernen ihrem Tanz eingeprägt ist. Wahrscheinlich liegt es doch noch in etwas für das Alterthum zu Manierirtem und Verfeinertem, in einer gewissen luxurirenden Mannigfaltigkeit der Bewegungen und Stellungen. Ueberhaupt ist es (wenigstens aus den uns übrig gebliebenen Resten) schwer das Eigenthümliche dieser Tänze, das edel-comische (edler Anstand ohne alles Pathos) in irgend einer Gattung unter den Griechen wiederzufinden. Die Urbanität des Terenz, die wohl noch am besten auf den Menander und die neuere Komödie schließen läßt, ist gewissermaaßen für jene Gattung zu leer, wenn sie auch immer ganz rein von demjenigen wäre, was doch schon an Unanständigkeit gränzt, was wenigstens (wie die Begegnung der Sklaven) nicht bloß

unser, sondern das natürliche Gefühl überhaupt zurück stößt. Die ächt-griechische Idylle aber hat auch z. B. im Theokrit nicht wenig ächt-bäurisches und sicilianisches. Außer diesen beiden Gattungen bleibt nun nichts übrig, als die Mimen, die im Grunde bloße Nachahmungen einzelner Scenen aus dem gemeinen Leben vorzüglich der niedrigeren Stände waren, wo man z. B. das Gespräch einiger Weiber über irgend ein großes Fest, den Krankenbesuch eines Arztes oder dergleichen schilderte. Von diesen weiß man freilich zu wenig, und sie müssen noch am meisten mit einzelnen Scenen z. B. des französischen Theaters übereingekommen seyn. Aber im Ganzen konnten sie doch nicht anders, als den Hauptcharakter der Nation an sich tragen, und diesem eigentlich scheint mir jene komisch-idyllenmäßige Gattung (Schäfergedicht, Schäfertanz u. s. w.) zu widersprechen. Wenn diese letztere unsrem Geschmack angemessen seyn soll, muß sie Feinheit besitzen, diese aber, dünkt mich, entfernt sich in einer doppelten Rücksicht vom Geiste des Alterthums, vorzüglich im häuslichen und sittlichen Leben, und im Charakter überhaupt. Denn außerdem daß sie eine gewisse Abgeschliffenheit, Abwesenheit des Harten und Eckigten bezeichnet, wogegen die im Grunde derbe Natürlichkeit der Alten absticht, verbinden wir mit dem Begriff derselben auch einen Reichthum an Gehalt. Wir nennen einen Ausspruch, eine Darstellung fein, wenn sie uns mehr zu unterscheiden giebt, uns mehr an einem Gegenstande sehen läßt, als wir anfangs vermutheten, und hiermit contrastirt wieder die von Ihnen so richtig bemerkte Leerheit der Alten. Ueberhaupt kann Feinheit auch in der Kunst nur das Werk der raisonnirenden Empfindung, und also einer sentimentalischen Stimmung seyn.

Aber lachen Sie nicht, wohin ich mich von der kleinen Tänzerin aus verirrt habe? Indeß sollten Sie es fühlen wie ich, liebster Freund, wie selten mir der Genuß von irgend einigem gesellschaftlichen Raisonnement wird, um ganz zu begreifen, wie ich in meinen Briefen an Sie immer und von jedem Gegenstand dahin zurückkomme. Mein hiesiger Aufenthalt wird wohl ziemlich noch an 3 Wochen dauern, da ich wahr-

scheinlich das Ende des Carnavals hier abwarte. Die gute Li vorzüglich findet doch zuviel Nahrung für ihre Liebhaberei zur Musik hier und hat noch so wenig in dieser Art gesehn und gehört, daß ich schon ihrentwegen gern hier verweile, so willig sie auch ist, wieder mit mir in die Einsamkeit zurückzukehren, und dann kommt ihre Kränklichkeit, meine Augenschwäche u. s. w. hinzu. Sind wir indeß wieder in Tegel, so bleiben wir auch bis zu Alexanders Ankunft, der uns hier besuchen will, dort. Doch ist es noch unbestimmt wie früh oder spät diese erfolgt.

Tausend herzliche Umarmungen von der Li an Sie und die liebe Lolo. Wie gehts mit Ihrem Karl? Auf unsre beiden wirkt der Umgang mit verschiednen Menschen, und die mannigfaltige bald gute, bald schlechte Behandlung sonderbar. Da manches nicht zu ändern ist, und ich im Ganzen keine üblen Folgen sehe, lavire ich so durch und rechne, daß es auch nicht schlimm ist, wenn sich die Charaktere früh an verschiedenen Menschen abschleifen. Der Junge wird äußerst brav, und das Mädchen werden Sie auch von ihrer närrischen, zurückgescheuchten, confusen Art sehr geheilt finden, obgleich dieser Zug sich wohl nie ganz verwischen dürfte. Warum bin ich nicht bei Ihnen? Sie glauben es kaum, wie sehr mich diese sehnsuchtsvolle Frage oft beschäftigt. Adieu!

Ihr

Humboldt.

54. Schiller an Humboldt.

Jena den 25. Januar 96.

Ihr Eifer gegen die Schlegelische Recension hat mich sehr ergötzt, lieber Freund. Es ist gar keine Frage, daß Sie recht haben, auch habe ich Ihnen, soviel ich weiß, ausdrücklich geschrieben, daß ich nicht damit zufrieden sey. Ich habe nur weniger erwartet als Sie, und mich deßwegen auch leichter befriedigt. Schlegel ist viel zu sehr Coquette, als daß er dem Kitzel widerstehen könnte, sich hören zu lassen, wo er bloß bey dem Objekte bleiben sollte. Daß er die Elegie nicht besser

gefaßt hat, ist freilich kaum zu vergeben; die Schatten, zu welchen ein mehr speculativer Geist nöthig ist, wollte ich ihm noch hingehen lassen. Ueber die letztern werde ich ehester Tage selbst einige Worte sagen, und besinne mich jetzt nur auf eine geschickte Veranlassung dazu. Die Sache läßt sich so rein objectiv behandeln, daß mich die Nothwendigkeit, über mein eigenes Produkt zu reden, nie in Verlegenheit setzen kann.

Sogar Woltmann, der kürzlich wieder bey mir war, hat gegen die Schlegelische Recension sehr viel richtige Einwendungen gemacht, die doch schlechterdings seinem eigenen Judicium zugerechnet werden müssen, da hier Gottlob niemand ist, von dem er sie geschöpft haben könnte. Zwar mag die Pique, die er auf Schlegeln hat, seinen Scharfsinn etwas verstärkt haben. Ich schrieb Ihnen kürzlich, daß ich Woltmann bey seinem letzten Besuch nichts über seine 2 Theaterstücke gesagt. Vorgestern war er 3 Stunden allein bey mir, und ich entließ ihn wieder, ohne seines Manuscripts mit einer Silbe zu erwähnen. Er war doch raisonnable genug, auch nicht von selbst davon anzufangen. Mir sagte er über meine Gedichte sehr viel schönes, aber er fand dennoch keine Barmherzigkeit. Sonst giengen wir sehr gut aus einander. Da er wegen eines Verlegers besorgt ist, so sagte ich ihm, ich hätte gehört, daß in dem neuen Journal Deutschland seiner sehr ehrenvoll gedacht sey, und daß es gut wäre, wenn er den guten Moment benutzte, Ungern zu seinem Verleger zu bekommen. Ich gönne dem armen Teufel ein gutes Honorar, und Unger verdient, jener Recension der Horen wegen, daß er es mit seinem Helden einmal versucht.

Woltmann sagte mir, daß eine ganz saft- und kraftlose Recension des Reinicke Fuchs jetzt für die LitteraturZeitung eingeschickt worden; eine so schlechte, daß sogar Hufeland auf Unterdrückung derselben votiert habe. Ich zweifle nicht, daß man, Göthen und mir zu lieb, sie wirklich unterdrücken wird, wenn ich eine andere verspreche. Aber so gern ich diese Arbeit übernähme, und so sehr es mich reut, daß ich nicht schon in meinem Aufsatz über das Naive mich förmlich darüber herausgelassen habe, so wissen Sie doch, lieber Freund, daß ich jetzt

von meiner poetischen Activität mich nicht wohl zerstreuen kann. Ich gäbe daher sehr viel darum, wenn Sie an meiner statt diese Arbeit übernähmen; ich würde dann, da wir in unsern kritischen Grundsätzen so sehr harmonieren, die Recension als die meinige in die LitteraturZeitung geben. Wollten Sie dieses nicht, so könnte sie, was noch besser wäre, zu einem Aufsatz für die Horen dienen. Da der Reinike Fuchs, wenn man gerecht seyn will, das beßte poetische Produkt ist, was seit sovielen vielen Jahren in Umlauf gekommen ist, und sich mit Recht an die ersten Dichterwerke anschließt, so ist es in der That horribel, daß er so schlecht behandelt werden soll. Göthe weiß von meiner Idee nichts, und ich werde ihm auch nicht eher etwas davon sagen, als wenn sie schon ganz ausgeführt ist; aber ich betrachte es als meine eigene Angelegenheit, zu machen, daß man entweder eine andere Meinung davon bekomme, oder sich doch derjenigen schäme, die man davon hat.

Genug von dieser Angelegenheit. Sie werden vielleicht wissen wollen, was ich jetzt treibe? Aber ich bin noch sehr unbestimmt, und habe seit mehrern Wochen fast nur mit Phantasien gespielt. Es könnten wohl auch noch mehrere Wochen verlaufen, ehe ich mich wieder recht gefunden habe.

Der Almanach macht auch in Weimar viel Glück, und meine Sachen finden viel Eingang. Gekauft wird er hier zu Land auch sehr. Die Horen hat Wieland gar nicht lesen wollen. Er soll gesagt haben, daß der nicht sein Freund sey, der ihn mit dem, was darinn gegen ihn gesagt sey, bekannt mache.

Leben Sie wohl, liebster Freund. Der guten Li wünschen wir von Herzen Besserung. Was sagt denn Herz von ihrem Uebel? adieu. Ihr

Sch.

N.S. Wenn es Sie nicht incommodiert, lieber Freund, so bittet Göthe Sie um die Gefälligkeit ihm 6 Fäßgen guten Caviar von Berlin schicken zu lassen. adieu.

55. Schiller an Humboldt.

Jena den 1. Februar 96.

Ich bin, was den Innhalt unserer Briefe betrift, in einem so großen Rückstand gegen Sie, mein lieber Freund, daß ich über die Zahlung ordentlich erschrecke. Alle meine Verlegenheit wäre gehoben, wenn ich diese Zahlung nur mündlich leisten könnte, aber es geht mir mit der Feder oft sonderbar. Bin ich einmal im Gange, wie ich es diesen Sommer und Herbst war, so kann ich unter lastenden Geschäften große Briefe schreiben, ohne an den Mechanismus zu denken. Bin ich aber, so wie jetzt, aus diesem Mechanismus heraus, so erschrickt der Gedanke vor dem weiten Weg den er hat, um zu dem andern zu gelangen.

O schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Absterben muß, der Seele zu erscheinen;
Den treuen Spiegel gieb mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt und ganz es wiederscheint.

Diese, in meinem Don Carlos einst befindliche aber reducierte, Stelle drückt einigermaaßen aus, was ich jetzt in gewissen Momenten fühle, wenn ich Ihnen oder auch Körnern schreiben will. Der zufällige Umstand, daß ich noch immer in keiner bestimmten Arbeit begriffen bin, sondern spielend von Bild zu Bild und von einem epigrammatischen Gedanken zu einem andern überspringe, trägt vollends dazu bey, mir für jetzt alle Suite und Beharrlichkeit zu nehmen.

Nach dem was Sie mir in Ansehung des realistischen und idealistischen Characters schreiben, wird meine Abhandlung Sie weniger überraschen, aber auch desto gewisser befriedigen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß wir über dieses Symbolum in allen seinen Zweigen einig seyn werden. Aber ich läugne nicht, daß ich bey diesem letzten Aufsatz den Wunsch und die Absicht nicht ganz unterdrücken konnte, auch auf andere zu wirken, und gewissen Leuten (ich will Ihnen hier nur Gros nennen) zu zeigen, daß ich mich, wenn es darauf ankommt, auch aus meiner

eigenen Species heraus in einen höhern Standpunkt versetzen kann. Es lag mir daran, diesen Leuten zu zeigen, daß, wenn ihre Art mir auch untersagt, sie doch nicht fremd für mich ist, und daß ich einen nothwendigen und unwillkührlichen Effect meiner Natur, durch die Reflexion die ich darüber angestellt, gewissermaaßen in meine Wahl verwandelt habe. Und zwar ist dieses ein Vortheil, den nur der Idealist hat; denn der Realist kann gegen den Idealisten schlechterdings niemals gerecht seyn, denn er kann ihn niemals begreifen.

Daß Sie Sich, in Beurtheilung des CharacterWerthes, so ernstlich und nachdrücklich gegen das einförmig allgemeine erklären, und für die Individualität und das charakteristische streiten, erfreut mich ungemein. Auch halten Sie diese Idee, in jeder Anwendung, so fest, daß man überzeugt wird, wie sehr Sie sich derselben bemächtiget haben. Sie ist von einer unabsehlichen Consequenz für alles moralische und aesthetische, und, um nur eine einzige Anwendung davon zu berühren, so läßt sich das Ideal einer (sentimentalischen) Idylle ohne eine Voraussetzung derselben gar nicht fassen; denn hier gerade ist der Fall, wo die Discrepanz der Charaktere ihrer innern Unendlichkeit keinen Eintrag thun darf, und wo Götter (im Plural) neben einander stehen müssen, da es nach der entgegengesetzten Meinung nur eine Gottheit aber keine Götter giebt. Sie sollten Ihrer Idee in einer ausführlicheren Characteristik der Griechischen GötterIdeale, wozu Sie in Ihren Aufsätzen schon den Anfang gemacht, weiter nachgehen. Ich glaube, daß das aesthetische Ideal sich eben darinn von dem moralischen Ideal unterscheidet, daß jenes in einer Mannichfaltigkeit von Exemplarien, dieses hingegen nur in einem einzigen kann realisiert werden. Daß ich das aesthetische Ideal hier in einem weitern Umfange nehme, versteht sich.

Körner schreibt mir heute, daß er ganz bestimmt entschlossen sey mich auf den May zu besuchen. Vielleicht trift es sich, daß Sie zu der Zeit auch hier seyn können, weil Sie doch vor Ihrer eigentlichen Ankunft einen Besuch hier ablegen wollten. 8 Tage bleibt Körner gewiß. Ich soll ihm ein Logis ausfindig

machen; da er aber mit zwey Kindern kommt, so wage ich es nicht, Sie um Abtretung Ihres Logis für ihn zu bitten. Sollten Sie indessen nichts dagegen haben, so würde es mir lieb seyn, es ihm verschaffen zu können. Es versteht sich, daß Sie hierinn der Freundschaft für ihn oder mich durchaus kein Opfer bringen dürfen; denn ein Logis findet sich ja doch auf jeden Fall.

Ich habe jetzt das erste Stück von dem Journal Deutschland gelesen, und nicht ohne Unwillen über den falschen Charakter Reichardts der mich und auch Göthen, die ihn als Freund behandelt, sans rime und sans raison beleidigt; daß es übrigens von einer unendlichen Dummheit ist, werden Sie ohne mich gesehen haben. Reichardten wird es aber nicht zum beßten gehen, denn sowohl von Göthen als von mir ist ihm Unheil bereitet. Da ich gestern von Hufeland hier gehört, daß Reichardt der Herausgeber sey, so bin ich der Menagements entledigt, die ich Ihrentwegen für ihn gehabt haben würde.

Die Xenien, von denen ich Ihnen einmal schrieb, haben sich nunmehr zu einem wirklich interessanten Produkt, das in seiner Art einzig werden dürfte, erweitert. Göthe und ich werden uns darinn absichtlich so ineinander verschränken, daß uns niemand ganz auseinander scheiden und absondern soll. Bey einem solchen gemeinschaftlichen Werk ist natürlicherweise keine strenge Form möglich; alles was sich erreichen läßt ist eine gewisse Allheit oder lieber Unermeßlichkeit, und diese soll das Werk auch an sich tragen. Eine angenehme und zum Theil genialische Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschonende Satyre, in welcher jedoch ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkt zu erkennen seyn wird, wird der Character davon seyn. Unter 600 Monodistichen thun wir es nicht, aber wo möglich steigen wir auf die runde Zahl 1000. Von der Möglichkeit werden Sie Sich überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt schon in dem dritten Hundert sind, obgleich die Idee nicht viel über einen Monat alt ist. Bey aller ungeheuren Verschiedenheit zwischen Göthe und mir wird es selbst Ihnen öfters schwer, und manchmal gewiß unmöglich seyn, unsern Antheil an dem Werke zu sortieren, denn da das Ganze einen

laxen Plan hat, das Einzelne aber ein Minimum ist, so ist zu wenig Fläche gegeben, um das verschiedene Spiel der beyden Naturen zu zeigen. Es ist auch zwischen Göthe und mir förmlich beschlossen, unsre Eigenthumsrechte an die einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu setzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen; welches uns auch, wegen der Freyheit der Satyre, zuträglich ist. Sammeln wir unsere Gedichte, so läßt jeder diese Xenien ganz abdrucken. Daß ich für eine große Correctheit, auch in der Prosodie, sorgen werde, verspreche ich Ihnen, sowohl in meiner als Göthens Portion. — Uebrigens bitte ich Sie, von dieser Eröfnung vor der Hand auch Göthen selbst nichts zu sagen.

Der guten Li Kränklichkeit thut uns beyden sehr leid. Nach dem was Sie mir schrieben hätte ich einige wichtige Gründe, die Chinarinde vorzuschlagen. Auch käme darauf an, ob nicht für eine Zeitlang eine Suppuration durch Blasenpflaster oder Seidenbast zu unterhalten wäre?

Adieu, lieber Freund. Li grüßen Sie herzlich von uns beyden. In 8 Tagen bekommen Sie die Horen gewiß.

Ihr

Sch.

---

56. Humboldt an Schiller.

Berlin, 2. Februar 96.

Dasjenige, was in Ihrem letzten Briefe zuerst eine Beantwortung fodert, lieber Freund, ist Ihr Vorschlag wegen des Reinicke Fuchs. Sie wissen, daß ich völlig einstimmig mit Ihnen über dieß Product denke, und Ihre Idee, ihn durch eine ausführliche Beurtheilung auch bei denen, die bloß nachsprechen, in seinen Würden zu erhalten, ist ganz und gar auch die meinige. Mit Vergnügen nehme ich daher Ihren Vorschlag, diese Arbeit zu liefern, an. Damit, werden Sie sagen, ist nun eben nicht viel gethan, anzunehmen ist meine Gewohnheit einmal, nur beim Ausführen pflegt es zu stocken. Allein auch dieß soll hier nicht

der Fall seyn, und Sie können Sich zuversichtlich darauf verlassen, daß ich Ihnen, und zwar bald, die Recension schicke. Nur muß ich Sie ganz ausdrücklich bitten, gar nichts davon zu erwarten. Ich gestehe Ihnen offenherzig, daß, so sehr mir auch der Fuchs gefallen hat, mir doch bis jetzt noch nie etwas über ihn eingefallen ist, das ich groß der Mühe werth hielte, öffentlich zu sagen. Ich muß mich also, wie an eine gewöhnliche Recension setzen, und es meinem guten Schicksal überlassen, wie fruchtbar mein Kopf seyn wird, ich hoffe allein dadurch auf interessantere Einfälle zu kommen, wenn ich mich recht nah an Ihre neue Eintheilung der Dichtungsarten anschließe. Sollte indeß das Resultat noch so mager ausfallen, so vollende und schicke ich es dennoch. Denn ich weiß schon, daß Sie selbst leichter zur Arbeit gereitzt werden, wenn Sie etwas vor Sich haben, das Sie nur bloß corrigiren wollen. Daß ich auf jeden Fall den äußern Gebrauch meiner Arbeit gänzlich Ihnen anheimstelle, versteht sich von selbst. Ich habe mich wirklich schon gestern nach einigen alten Ausgaben des Fuchs umgesehn, nicht um in das eigentlich Literarische einzugehen, wozu ich auf keine Weise im Stande bin, allein um doch einigermaaßen zu sehen, wieviel oder wenig Göthe im Materiale geändert hat. Leider kann ich hier die Gottschedische Ausgabe (1752.) nicht habhaft werden, nach der doch Göthe, wie er mir, dünkt mich, sagte, zunächst gearbeitet hat. Das vorzüglichste Verdienst der Darstellung im Fuchs ist unstreitig die große Individualität, das Leben und der originelle Charakter der Schilderungen und dieses ist, soviel ich bis jetzt aus flüchtigen Vergleichungen kurzer Stellen sehe, Göthen ganz und gar eigen. Fänden Sie die Gottschedische Edition in Jena, oder könnten Sie sie von Göthen, ohne das Geheimniß zu verrathen, erhalten, und schickten Sie sie mir alsdann mit nächster Post, so trüge ich herzlich gern das Porto.

Sie werden aus meinen vorigen Briefen gesehn haben, liebster Freund, daß ich hier ein völlig müßiges Leben geführt habe. Indeß soll es mir, denke ich, künftig Früchte tragen. Da ich gar hier nicht studirt und nur wenig selbst gelesen habe, so

bin ich desto freier in allerlei Ideen herumgeschweift und hoffe im Kopf mehrere Materialien zu künftigen Arbeiten gesammelt zu haben. Einiges habe ich auch aufgesetzt, und da ich doch einmal diese Zeit für verloren hielt, so habe ich mich nicht gescheut, auch auf Plane zu Arbeiten zu denken, von denen ich nicht gleich die Möglichkeit der Vollendung voraussah. Sobald ich jetzt wieder in recht ruhiger Muße bin, hoffe ich gewiß eine einzelne Arbeit zu Stande zu bringen.

Bei Gelegenheit eines sehr mittelmäßigen Buches, das mir neulich in die Hände fiel: über den Geist des 18ten Jahrhunderts ist mir eine Idee eingekommen, die vielleicht den Horen eine Reihe zugleich wichtiger und interessanter Aufsätze von mehreren geben könnte, wenn Sie ihr länger nachdächten, ihr Ihren Beifall schenkten, und selbst zuerst Hand ans Werk legten. Es scheint mir nemlich jetzt mehr als je der wahre Zeitpunkt, Rechnung über die Fortschritte zu halten, welche der menschliche Geist und Charakter theils gemacht hat, theils noch erst machen muß. Außerdem daß das vage ungeordnete Umtreiben in der politischen und literarischen Welt eine Rechenschaft zum Bedürfniß macht, ist auch dasjenige jetzt vorgearbeitet, was die Möglichkeit einer solchen Kritik voraussetzt. Ich meyne nemlich nicht, daß die Lage, auch nur der Literatur, so wie sie ist, eigentlich geschildert werden sollte. Dieß wäre eine bloß historische, von der, die ich im Sinn habe, ganz verschiedne Arbeit. Aber aus der ganzen Geschichte der Menschheit läßt sich ein Bild des menschlichen Geistes und Charakters ziehen, das keinem einzelnen Jahrhundert und keiner einzelnen Nation ganz und gar gleicht, zu welchem aber alle mitgewirkt haben, und auf dieses richte ich meinen Gesichtspunkt. Dieß Bild nemlich müßte nach zwei Dimensionen betrachtet werden, einmal gleichsam in die Länge, nach der Intensiven Größe, welche die Menschheit erreicht, dann nach der extensiven Mannigfaltigkeit, die sie gezeigt hat. Dieß Bild nun ist es, was eigentlich allein den Menschen, insofern er ein denkendes und freihandelndes Wesen ist, interessirt, es ist das letzte Resultat, zu welchem alles Uebrige, was er lernt und treibt, ihn führen soll, und wenn man sich einen Menschen denkt,

der bloß seiner Bildung lebt, so muß sich seine intellectuelle Thätigkeit am Ende ganz darauf reduciren 1.) a priori das Ideal der Menschheit, 2.) a posteriori das Bild der wirklichen Menschheit beide recht rein und vollständig aufzufinden, mit einander zu vergleichen, und aus der Vergleichung praktische Vorschriften und Maximen zu ziehn. Ich hoffe mich über das, was ich hier ein Bild der Menschheit nenne, deutlich genug ausgedrückt zu haben. Dieß vorausgesetzt versteht es sich nun von selbst, daß es Zeiten geben kann, in welchen zur Erweiterung dieses Bildes schlechterdings nichts geschieht, in welchen in keiner Art ein menschliches Werk oder eine menschliche Kraft erscheint, die nicht bloß Wiederholung wäre, oder mehr als das Gepräge einer zufälligen Beschränkung und Einengung an sich trüge, so daß sie in keinem beider Fälle eine neue Seite an dem eigentlichen Charakter der Menschheit verriethe. Dagegen sind gewisse Zeiten so fruchtbar an Materialien für die genauere Auszeichnung jenes Bildes gewesen, bald durch allgemein verbreitete Stimmungen und Charaktere, bald durch einzelne Werke und Menschen. Hiernach nun ließe sich eine doppelte Schilderung einer einzelnen Epoche in psychologischer Rücksicht machen. Man schilderte entweder geradezu den Zustand der Menschheit vollständig, wie er sich zeigte, oder man setzte die Anlagen, Fähigkeiten, und Modificationen, welche die Menschheit bis dahin erreicht hätte, fürs erste fest, und untersuchte nun wieviel und was durch die bestimmte Periode hinzugekommen sey. Nur diese letzte philosophische Art scheint mir von allgemeiner Wichtigkeit; jene erstere statistische kann nur bedingte einzelne Zwecke erreichen und von mittelbarem Nutzen seyn.

Jene erstere philosophische Schätzung nun ließe sich sehr interessant in Rücksicht auf einzelne Züge des Geistes und des Charakters in einzelnen zerstreuten Aufsätzen anstellen, und im Grunde enthalten alle Ihre bisherigen Horenarbeiten reichliche Materialien dazu. Im Reich der Wissenschaften ließe sich der neue und baare Gewinnst äußerst bestimmt aufzählen, im Gebiet der Kunst und der Sitten müßten mehr die einzelnen Künstler und Menschen, welche durch die That den bisherigen Begriff

erweitert haben, aufgeführt und gezeichnet werden. Mehrere einzelne Arbeiten dieser Art würden den Charakter des Jahrhunderts schon sehr sprechend schildern. Von welchen neuen Seiten haben Sie z. B. die lyrische Dichtkunst gezeigt, welch' eine Erweiterung in einem andern Gebiet ist Göthe. Wie entschieden und wichtig ist endlich vorzüglich die Revolution, welche in der ganzen Cultur durch die neuern verwickelten Staatssysteme, durch den Handel und die Finanzen, durch die mannigfaltigen Künste, wodurch man die Anzahl der Mittel des Genusses, und die Leichtigkeit sie theils wirklich zu erwerben, theils vermöge einer gleichgeltenden Repräsentation (Geld, Credit) entbehren zu können, vermehrt hat, hervorgebracht worden ist! Alle diese Dinge ließen sich in einem sehr interessanten Détail einzeln vortragen, und je größer und genauer dieß Détail wäre, desto besser würde man diese einzelnen Züge zu einem Ganzen vereinigen können.

Die Idee, daß für den menschlichen Geist ein gewisses Bild der Menschheit, zu dessen Möglichkeit alle Nationen und Zeitalter mitgearbeitet haben, fortwährend existirt, hat für mich immer ein sehr starkes Interesse gehabt. Es giebt nun ein doppeltes Leben für den Menschen, eins in bloßer und der höchsten Thätigkeit mit der er strebt etwas zu erfinden, zu schaffen, oder zu seyn was theils ihn selbst überleben, theils schon dadurch, daß es eine Zeitlang durch ihn still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein andres in bloß ruhiger Freude und heiterm Genuß, wo der Mensch sich begnügt glücklich und schuldlos zu seyn. In beiden ist ein gewisser Zweck und eine sichre Belohnung. Nur Eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, ist fatal, und doch (und gerade zeichnet dieß auch unser Zeitalter aus) so häufig, diejenige, die, ohne wenigstens überwiegenden Genuß, bloß Arbeit giebt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Daher ja auch im privat- und politischen Leben alles darauf ankommt die Gegenstände des Bedürfnisses zu vermindern, und die des Genusses und der freien Thätigkeit zu vermehren. Mich selbst, läugne ich nicht, prüfe ich immer nach diesen drei Rücksichten,

und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menschen umherwirft.

Leben Sie wohl, lieber theurer Freund, grüßen Sie die gute Lolo herzlich und lassen Sie bald von sich hören. Ihr

Humboldt.

.... über 8 Tage. Eher ist kein Kaviar zu schicken.

57. Humboldt an Schiller.

20 Februar 96.

Wenn mir nicht noch Ihr letzter Brief, liebster Freund, den ich mit den Horen vorgestern empfieng, gesagt hätte, daß es Ihnen lieb ist, meine Briefe immer in ungestörter Regelmäßigkeit zu empfangen; so hätte ich heute leicht in die Versuchung kommen können, diese Ordnung zu unterbrechen. Ich habe heute mit mehrerm ein Geldgeschäft abmachen müssen, das mir den ganzen Vormittag und die Stimmung für den Nachmittag geraubt hat. Sie empfangen also heute nur dieß bloße Zeichen des Lebens, dafür aber gewiß Dienstag einen recht ausführlichen Brief.

In diesem rede ich auch über Ihren Aufsatz im Januarstück, ob ich gleich zu sehr damit einverstanden bin, um eigentlich viel davon zu sagen. Nicolai ist, gewiß verdientermaaßen, aber übel weggekommen. Vorgestern sah ich die Räuber hier, im Ganzen äußerst schlecht, und zwar Plümickens Sudeleien. Dennoch hat es mir einen sehr interessanten Genuß gegeben. Ich hatte sie nie gesehen, und ich erinnerte mich an so vieles, was Sie mir hie und da, besonders in Weißenfels, über die Entstehung dieses Stücks erzählt haben. Noch muß ich Ihnen sagen, wie Meyer (der Professor) das Schattenreich versteht. Hier seine Frage wörtlich. „Bloße materielle Sinnlichkeit und „reine Geistigkeit sind in den Göttern vereint; nicht aber in den „Menschen. Was verlangt nun Schiller? Will er, daß die „Menschen, wie die Götter, beides vereinigen, oder sich allein

„an dem Materiellen halten sollen?" Daß in dem Stück von Schönheit auch nur die Rede sey, ahndete er nicht, warum es Schattenreich heißt, wußte er nicht. Auch, meynt er, müsse noch eine eigne Strophe da seyn, um zu zeigen daß die Schönheit gleichsam von Schattennatur sey. Denn eigentlich denke man sich unter Schönheit etwas ganz Körperliches. Dennoch war er über das Gedicht in Ekstase, so wie er überhaupt Sie jetzt unendlich preist. Der Präsident Fink, der den Theokrit übersetzt, und den ich in andern Hinsichten viel und gern gesehen habe, zieht aus dem Schattenreich eine ganz eigne Moral, geradezu die, daß man sich todtschießen müsse, um recht schattig zu werden. Doch von beidem machen Sie ja keinerlei Gebrauch. Die armen Narren sind doch noch gutherzig genug, zu fragen, und bewundern doch in so ungeheuchelter Einfalt.

Nun tausendmal Adieu! Ich werde mich freuen, wenn Sie die Posse wenigstens lachen macht. Von ganzem innigstem Herzen

Ihr

H.

---

58. Humboldt an Schiller.

Berlin, 2ten März, 96.

Herzlichen Dank, mein theurer Freund, für Ihren ausführlichen Brief über den Wallenstein. Er hat mir sehr viel Freude und nicht weniger Stoff zum Nachdenken gegeben. Nur thut es mir unendlich leid, daß es mir nicht möglich ist, heute mehr als ein Zeichen des Lebens zu erwiedern. Ja ich möchte hinzusetzen nur des Lebens. Denn außer der Zerstreuung und Geisteszerrüttung, in die mich die hiesige Lebensart besonders jetzt bei der Anwesenheit meines Bruders versetzt, bin ich seit gestern noch dazu an verdorbnem Magen und Schnupfen unpäßlich; auch die Li leidet gerade mehr als gewöhnlich, und der kleine Junge hat einen bösen Hals. Indeß denke ich gewiß doch nicht unsern sondern den allernächsten Posttag nur abwarten zu müssen, um Ihnen recht viel zu schreiben.

Alexander bittet Sie die jetzt erfolgende Ankündigung bald-

möglichst inseriren zu lassen. Er ist besser als je sonst für wichtige Arbeiten in seinem Fache gestimmt, und ob mich seine Anwesenheit gleich sehr in meiner assiette und meinen Studien gestört hat, so ist sie mir doch äußerst fruchtbar an mir noch fremden oder nur halb bekannten Ideen gewesen, was mir bei meinem Streben nach einem gewissen Umfang der Kenntnisse nicht gleichgültig ist. Auch unser freundschaftliches Verhältniß hat sich enger, als je bisher geschlossen.

Er und die Li grüßen Sie und Lolo herzlich. Leben Sie recht wohl und heiter in diesem schönen Frühlingswetter. Von Herzen

Ihr

Humboldt.

---

59. Schiller an Humboldt.

Jena 21. März. 96.

Mein letzter Brief hat Ihnen nun schon gemeldet, liebster Freund, daß vor der Hand weder an Stanzen, noch an etwas Episches bey mir zu denken ist. Ich kann also von Ihren Bemerkungen über den eigentlichen rechten Gebrauch gereimter SilbenMaaße sobald keinen Gebrauch für mich selbst machen, obgleich ich Ihren Ideen, im Ganzen, beypflichte. Nur däucht mir, erklären Sie Sich zu sehr aus dem innern Wesen, was oft nur zufällig ist. So glaube ich daß der Reim seinen Ursprung einer Sprache zu danken hat, die viele Wörter mit gleichen Endungen besitzt, und daß theils dieses theils die Bequemlichkeit für das Gedächtniß ihn einführte. Daß sich der Reim sehr gut mit naiven Dichtungen vertrage lehrt gerade doch sein Ursprung; denn die Italienischen Dichter, die Minnesänger und Troubadours und dergleichen, obgleich sie den Alten an Werth nicht beikommen, gehören doch mehr in die Classe der naiven, als der sentimentalischen Dichtung. Dann ist auch ferner nicht zu läugnen, daß der Reim in den fröhlichen und scherzhaften Gattungen sich mit der größten Naivetaet des dichterischen Gefühls verträgt; ich will hier nur la Fontaines Erzählungen

anführen. Mir däucht, daß sich die alten SilbenMaaße, wie z. B. der Hexameter deßwegen so gut zu naiven Poesien qualifizieren, weil er ernst und gesetzt einherschreitet und mit seinem Gegenstand nicht spielt. Nun giebt dieser Ernst z. B. im Fuchs der Erzählung einen gewissen größern Schein von Wahrhaftigkeit, und diese ist das erste Erforderniß des naiven Tons, wo der Erzähler nie den Spaßmacher spielen und aller Witz ausgeschlossen bleiben soll. Auch däucht mir, ist der Hexameter schon deßwegen in dergleichen Gedichten so angenehm und vermehrt das naive, weil er an Homer und die alten erinnert.

Uebrigens bin ich mit Ihnen überzeugt, daß der Reim mehr an Kunst erinnert, und die entgegengesetzten Silbenmaaße der Natur viel näher liegen: aber ich glaube, daß jenes Erinnern an Kunst, wenn es nicht eine Wirkung der Künstlichkeit oder gar der Peinlichkeit ist, eine Schönheit involviert, und daß es sich mit dem höchsten Grade poetischer Schönheit (in welchen naive und sentimentale Gattung zusammenfließen) sehr gut verträgt. Was man in der neuern Poesie (der gereimten) vorzüglich schöne Stellen nennt, möchte meinen Satz beweisen; in solchen Stellen ergötzt uns die Kunst als höchste Natur und die Natur als Wirkung der höchsten Kunst: denn erst dann erreicht unser Genuß seinen höchsten Grad, wenn wir beydes zusammen empfinden.

Das ist eine Unart des Reims, daß er fast immer an den Poeten erinnert, so wie in der freyen Natur eine mathematisch strenge Anordnung, eine Allee z. B. an die Menschenhand. Aber ich glaube, daß selbst dieses — wenn nur das übrige reine objective Natur ist — der höchsten aesthetischen Wirkung nicht entgegen ist.

Aber lassen Sie mich auch hier von dem Reime scheiden, wie ich in der That — auf eine Zeitlang nehmlich — von ihm Abschied genommen habe, es müßte denn seyn, daß ich in meinem Schauspiel gereimte Scenen, nach Schakespears Beyspiel, einmischte, wozu es jetzt noch keinen Anschein hat. Ich bin jetzt wirklich und in allem Ernst bey meinem Wallenstein, und habe die letzten 5 Tage dazu angewandt, die Ideen zu revidieren, die

ich in verschiedenen Perioden darüber niederschrieb. Groß war freilich dieser Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig, und ich finde doch, daß schon dieses, was ich bereits darüber gedacht habe, die Keime zu einem höhern und ächteren dramatischen Interesse enthält, als ich je einem Stück habe geben können. Ich sehe mich überhaupt auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas gutes hervorzubringen; dieß ist schon viel, und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen konnte.

Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im einzelnen mit eben sovielem Aufwand von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt ihn zu zeigen, und das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubte es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenstein ist ein Character, der — als ächt realistisch — nur im Ganzen aber nie im Einzelnen interessieren kann. Ich habe bey dieser Gelegenheit einige äuserst treffende Bestätigungen meiner Ideen über den Realism und Idealism bekommen, die mich zugleich in dieser dichterischen Composition glücklich leiten werden. Was ich in meinem letzten Aufsatz über den Realism gesagt, ist vom Wallenstein im höchsten Grade wahr. Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen LebensAkt groß, er hat wenig Würde und dergleichen, ich hoffe aber nichtsdestoweniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch großen Character in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebensprincip in sich hat. Vordem habe ich wie im Posa und Carlos die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht, hier im Wallenstein will ich es probieren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealitaet (die sentimentalische nehmlich) entschädigen.

Die Aufgabe wird dadurch schwerer und folglich auch interessanter „daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealistische Character entbehren kann". Unglücklicher Weise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich und nun erfodert es Geschicklichkeit, ihn auf der gehörigen Höhe zu er-

halten. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er berechnet alles auf die Wirkung, und diese mißlingt. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen, und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht. Sie sehen daraus, was für delicate und verfängliche Aufgaben zu lösen sind, aber mir ist dafür nicht bange. Ich habe die Sache von einer Seite angefaßt, von der sie sich behandeln läßt.

Daß Sie mich auf diesem neuen und mir, nach allen vorhergegangenen Erfahrungen, fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zuviel. Es ist erstaunlich, wieviel realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wieviel der anhaltendere Umgang mit Göthen und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bey mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege den ich nun einschlage, in Göthens Gebiet gerathe und mich mit ihm werde messen müssen ist freilich wahr, auch ist es ausgemacht, daß ich hierinn neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was Mein ist und Er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Produkt keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollesten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificieren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen sondern unter einem höhern idealischen Gattungsbegriffe einander coordinieren.

Doch genug von diesen Raisonnements. Sie werden sagen, daß die Sache selbst allein hier entscheiden könne, und diese wird jetzt auch mein ernstliches Geschäft seyn. Vor Ihrer Ankunft in Jena, welche doch wohl im August erfolgt, werde ich noch nichts eigentlich ausgeführt haben, aber dann hoffe ich, soll der Plan ziemlich zu Stande seyn und mit dem Plan ist auch die eigentliche poetische Arbeit vollendet.

Uebermorgen, liebster Freund, reise ich auf 14—18 Tage nach Weimar, wenn meine Gesundheit es erlaubt. Ich habe

Göthen versprochen, während Iflands Anwesenheit, der am Charfreytag ankommt, ihm Gesellschaft zu leisten, damit er für Ifland um so eher eine Societaet eröfnen könne. Er wollte nicht gern zuviel Anstalten Iflands wegen machen, und doch wissen Sie daß man in Weimar alles aufbieten muß, um auch nur Etwas von Societaet zu haben. Nun geht ein Theil der Societaets-Arrangements auch auf meinen Nahmen, und wenn wir beyde Göthe und ich zusammen sind, so verwandelt sich die ganze Historie in eine Comödie für uns. Seyen Sie also so gut, lieber, mir Ihren nächsten Brief nach Weimar zu adressieren.

Der Li unsre herzlichen Grüße. Möchte sie doch endlich einmal wieder Besserung spüren.

Ihr

Sch.

60. Humboldt an Schiller.

Berlin, 19. Julius 96.

Mit inniger Freude, liebster Freund, habe ich am letzten Posttag die frohe Nachricht von Lolos glücklicher Niederkunft erhalten. Sie wissen wie warmen und herzlichen Antheil wir an allem nehmen, was Ihnen beiden wichtig ist, und die Nachricht dieser Entbindung war uns doppelt willkommen, da die arme Lolo jetzt die Unbequemlichkeiten der Schwangerschaft los ist. Sagen Sie ihr mit unsern innigsten Grüßen, wie sehr wir uns freuen, wenn wir nach Jena kommen, sie nun mit zwei lieben Kindern zu sehen, und wie herzlich wir wünschen, daß sie die Wochen, für die ja bei der Leichtigkeit der Niederkunft so günstige Hofnungen sind, recht glücklich überstehn mag. Die Li wird ihr nächstens selbst schreiben.

Wie es mit uns steht, sagte ich Ihnen, theurer Freund, in meinem letzten Briefe ausführlich. Es hat sich seitdem nichts verändert, als daß ich vorauszusehen glaube, daß unser Aufenthalt doch noch von längerer Dauer seyn dürfte, als ich vor einigen Wochen hofte. In der traurigen Lage, in der sich meine

Mutter gegenwärtig befindet, ist ihr in der That nichts, als ein baldiges und leichtes Ende zu wünschen, und sie selbst sieht keiner andern Hofnung entgegen. Dennoch ist sehr zu besorgen, daß, ohne daß sich das Leiden vermindert, die Krankheit sich noch bis in den Herbst hinziehen kann. Der Körper gewöhnt sich nach und nach selbst an diesen leidenden Zustand, und das schleichende Fieber, welches das gefährlichste Uebel ist, scheint einen langsamen Gang zu nehmen.

Meiner Mutter Krankheit erinnert mich an Garve, der, wie Sie wohl wissen, an demselben Uebel am Auge leidet. Wie ich höre hat er das Auge schon so gut als ganz verloren. Er hat an Gentz hier die beiden Bände, die er diese Messe herausgegeben, geschickt, und auf eine sehr rührende Weise über seinen Zustand geschrieben. Die Gesellschaft der Menschen habe er schon lang entbehren müssen; jetzt sey ihm auch der Genuß der Natur genommen; er müsse seit vielen Jahren zum erstenmal den Sommer durchaus in der Stadt zubringen. Die Herausgabe dieser Werke mache ihm eine, wie er selbst gestehn müsse, beinah kindische Freude, weil sie doch ein so sinnlicher Beweis wären, daß er noch zu der Gesellschaft der Lebendigen gehöre. Es muß in der That eine eigne süße Empfindung seyn, indeß der Körper langsam hinstirbt, noch in Ideen fortleben zu können.

Reichardt besuchte mich gestern auf eine Stunde. Ich schrieb Ihnen ja wohl, daß ich ihn vor nunmehr sehr geraumer Zeit einmal in einer Gesellschaft länger gesehn hatte. Seitdem ist er sehr freundschaftlich gegen uns, und ladet uns zu sich ein. Ich für mein Theil kann ihm, wie Sie leicht denken können, kein sonderliches Interesse abgewinnen. Das meiste erweckt er noch in mir durch die Offenheit seines Gesichts und die Sonderbarkeit seines Benehmens. Er hat wenigstens von dem Ausdruck des Genies die ungebundene Freiheit, wenn gleich auch der der geregelten Stärke gar sehr fehlt. Doch ist auch der erstere, wie mich dünkt, unter uns weit häufiger, als der letztere. Von Friedrich Schlegel, als einem Mitarbeiter an seinem Deutschland, hat er mir sehr viel Gutes gesagt. Er sprach unter

andern von einem gegen Kants ewigen Frieden gerichteten politischen Aufsatz mit großem Beifall. Ich gestehe daß mir in politischen Dingen Reichardts Lob doppelt verdächtig ist.

Haben Sie schon Kants Ausfall in der Berlinischen Monatsschrift gegen Stollberg und Schlosser gelesen? Meiner Empfindung nach ist es nicht viel werth. Der Gehalt ist gar unwichtig und der Stil wie gewöhnlich, schleppend und steif. Die einzige Freude, die man, dünkt mich, dabei empfindet, ist daß jene Herren, in ihrer aufgeblasenen Plattheit, gezüchtigt werden.

Mit nächster Post mehr, liebster Freund. Leben Sie herzlich wohl, und geben Sie uns bald wieder recht gute Nachrichten von Ihnen und Lolo. Von Herzen der

Ihrige,

Humboldt.

61. Schiller an Humboldt.

[Jena, 22. Juli 1796.]

. . . . Von Herdern habe ich noch nichts, doch hat er etwas versprochen.

Schlegel ist seit 14 Tagen wieder hier mit seiner Frau. Diese hat viele Talente zur Conversation und man kann leicht mit ihr leben; es kommt nun darauf an, ob eine längere Bekanntschaft, wenn sie besonders zur Vertraulichkeit werden sollte, nicht irgend einen Dorn entdecken wird. Er ist mit einer weitläuftigen Recension des Vossischen Homers beschäftigt, wovon ich was fertig ist gelesen, und sehr befriedigend gefunden habe. Voß kann gar nicht sehr davon erbaut werden, denn es wird ihm bewiesen, daß er den Homer erstaunlich modernisiert habe.

Ihre Bekenntnisse über Sie selbst, mein liebster Freund, möchte ich Ihnen gerne in einem eignen Briefe beantworten, wenn ich mich nur ordentlich dazu sammeln könnte. Soviel nur für jetzt: ich bin überzeugt, was Ihrem schriftstellerischen Gelingen vorzüglich im Wege steht, ist sicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frey bildende, und der zu voreilende Einfluß der Critik über die Erfindung, welcher

für die letztere immer zerstörend ist. Ihr Subject wird Ihnen zu schnell Object und doch muß alles auch im wissenschaftlichen nur durch das subjective Wirken verrichtet werden. In diesem Sinne würde ich Ihnen natürlicherweise die eigentliche Genialität absprechen, von welcher Sie doch, in einer andern Rücksicht, wieder so vieles haben. Sie sind mir eine solche Natur, die ich allen sogenannten BegriffsMenschen, Wissern und Speculatoren — und wieder eine solche Cultur, die ich allen genialischen Naturkindern entgegensetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher sicherlich nicht auf dem Wege der Production, sondern des Urtheils und des Genusses; weil aber Genuß und Urtheil in dem Sinne und in dem Maaße, dessen beyde bey Ihnen fähig sind, schlechterdings nicht ausgebildet werden können, ohne die Energie und Rüstigkeit, zu der man nur durch den eignen Versuch und durch die Arbeit des Producierens gelangt, so werden Sie, um sich zu einem vollkommenen genießenden Wesen auszubilden, das eigene Producieren doch nie aufgeben dürfen. Ihnen ist es aber nur ein Mittel, so wie dem productiven Gemüth die Critik pp nur ein Mittel ist. Das ist es, lieber Freund, was ich von der Anschauung, die ich von Ihnen habe, mir sogleich klar machen kann. Sehen wir einander wieder, so werden wir bestimmter und ausführlicher darüber seyn können.

Leben Sie recht wohl mit der guten Li, die wir alle, auch meine SchwiegerMutter die jetzt hier ist, aufs herzlichste grüßen. Ihre so wenig erfreuliche Lage in den jetzigen Umständen habe ich lebhaft mit Ihnen empfunden, und wünsche herzlich, daß sie bald ein Ende nehme.

Ewig der Ihrige

Sch.

Hellfeld ist bezahlt.

N.S. Ich habe anstatt des Momus und Centaurs eine Terpsichore gewählt, weil eine solche Figur, in Bewegung vorgestellt, einen graziöseren Effekt macht, und auch die allegorische Bedeutung davon gefälliger ist. Vielleicht ist solche, so wie wir sie wünschen, schon auf einer Gemme zu finden.

62. Schiller an Humboldt.

Jena 27. Junius 98.

Ihre Schrift, mein theurer Freund, war mir in der That eine ganz überraschende Erscheinung und mußte es noch mehr seyn, wenn ich mich erinnerte, wo und unter welchen heterogenen Umgebungen Sie dieses große, ja ungeheure Geschäft zu Stande gebracht haben.

Der Gedanke, an Göthens Gedicht die Gesetze der epischen, ja der ganzen Poesie überhaupt zu entwickeln, ist sehr glücklich, und eben so gut gewählt war dieses Produkt, um Göthens individuelle Dichternatur daran zu zeigen. Denn wie Sie selbst sagen, in keinem Gedichte erscheint die poetische Gattung und die epische Art so rein und so vollständig als hier, und in keinem hat sich Göthens Eigenthümlichkeit so vollkommen abgedruckt.

Man erweißt Ihnen bloß Gerechtigkeit, wenn man sagt, daß noch kein dichterisches Werk zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so aesthetisch zugleich beurtheilt worden ist. Und das konnte auch gerade nur durch eine Natur geschehen, wie die Ihrige, die zugleich so scharf scheidet und so vielseitig verbindet. Ihre Idiosyncrasie im Empfinden könnte Ihnen vielleicht in einzelnen Fällen den Kreis verengen und dem Gegenstand Abbruch thun; in Ihrem Raisonnement kann Ihnen das nie begegnen. Auch ist das Verdienst dieser Arbeit im strengsten Sinne das Ihrige. Göthe kann Ihnen, als Poet, den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen, als Kunstrichter und Theoretiker, nicht viel in die Hand gearbeitet, ja ich muß gestehen, daß ich in dem einzigen bedeutenden Fehler, den ich daran zu tadeln habe, meinen Einfluß erkenne. Davon nachher.

Ihre Formel für die Kunst überhaupt und für die Poesie ins besondere, Ihre Deduction der Dichtungsarten, die Merkmahle die Sie als die charakteristischen aufstellen, sind treffend und entscheidend. Der Gesichtspunkt, den Sie genommen haben, um dem geheimnißvollen Gegenstande, denn das ist doch jedes

dichterische Wirken, mit Begriffen beizukommen, ist der freiste und höchste, und für den Philosophen, der dieses Feld beherrschen will, ist er ohne Zweifel der geschickteste. Aber eben wegen dieser philosophischen Höhe ist er vielleicht dem ausübenden Künstler nicht bequem, und auch nicht so fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenstande. Ich betrachte auch deßwegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philosophie als für die Kunst, und will damit keinen Tadel verbunden haben. Es ist ja überhaupt noch die Frage, ob die Kunstphilosophie dem Künstler etwas zu sagen hat. Der Künstler braucht mehr empirische und specielle Formeln, die eben deßwegen für den Philosophen zu eng und zu unrein sind; dagegen dasjenige, was für diesen den gehörigen Gehalt hat und sich zum allgemeinen Gesetze qualifiziert, für den Künstler bei der Ausübung immer hohl und leer erscheinen wird.

Ihre Schrift ist mir auch schon darum als ein beweisender Versuch merkwürdig, was der speculative Geist dem Künstler und Poeten gegenüber eigentlich leisten kann. Denn was hier von Ihnen nicht geleistet worden, das kann auf diesem Wege überhaupt nicht geleistet, noch gefodert werden. Sie haben den philosophisch kritischen Verstand, insofern es diesem mehr um allgemeine Gesetze als um regulativische Vorschriften, mehr um die Metaphysic als um die Physic der Kunst zu thun ist, auf das vollständigste würdigste und liberalste repräsentiert, und nach meinem Gefühl das Geschäft geendigt.

Sie müssen sich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet, ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles was ich selbst und andere von der Elementarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Un-

zulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst, und daß auch Ihnen die Abstraction und die Sprache Ihr eigenes Anschauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmessen und ausdrücken können.

Es ist hier nur von demjenigen Theil Ihres Werks die Rede, der die Begriffe sucht und aufstellt nach denen geurtheilt wird, und auch bei diesem habe ich es keineswegs mit Ihrer Ausführung, nur mit Ihrer Unternehmung zu thun. Denn es ist zum Erstaunen, wie genau, wie vielseitig, wie erschöpfend Sie alles behandelt haben, so daß ich überzeugt bin, was auch künftighin über den Prozeß des Künstlers und Poeten, über die Natur der Poesie und ihrer Gattungen noch mag gesagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widersprechen, sondern diese nur erläutern, und es wird sich in Ihrem Werke gewiß der Ort nachweisen lassen, in den es gehört und der es implicite schon enthält. In allen wesentlichen Punkten ist zwischen dem, was Sie sagen, und dem was Göthe und ich diesen Winter über Epopee und Tragödie festzustellen gesucht haben, eine merkwürdige Uebereinstimmung dem Wesen nach, obgleich Ihre Formeln metaphysischer gefaßt sind und die unsrigen mehr für den Hausgebrauch taugen. Vielleicht ist Ihre Analysis zu scharf, und die aufgestellte Charakteristik zu streng und zu unbeweglich. Die Einbildungskraft hat wirklich schon bewiesen, daß sie ohne Gefahr über diese Grenzen gehen kann, und Ihnen selbst wird es schwer den reinen Begriff z. B. der Epopee zwischen den vorhandenen Epopeen wirklich fest zu halten. Es würde Ihnen unfehlbar auch mit andern Arten so ergehen, und namentlich mit der Tragödie Schakespears und der alten.

Göthe und ich haben uns Epische und Dramatische Poesie auf eine einfachere Art unterschieden, als Ihr Weg Ihnen erlaubte, und diesen Unterschied überhaupt nicht so groß gefunden. So können wir die Tragödie sich nicht so sehr in das lyrische verlieren lassen, sie ist absolut plastisch wie das Epos: Göthe

meint sogar daß sie sich zur Epopee wie die Sculptur zur Mahlerey verhalte. An das lyrische grenzt sie allerdings, da sie das Gemüth in sich selbst hineinführt; so wie die Epopee an die Künste des Auges grenzt, da sie den Menschen in die Klarheit der Gestalten herausführt. Uns scheint, daß Epopee und Tragödie durch nichts als durch die vergangene und die gegenwärtige Zeit sich unterscheiden. Jene erlaubt Freiheit, Klarheit, Gleichgültigkeit, diese bringt Erwartung, Ungeduld, pathologisches Interesse hervor.

Auch meint Göthe, und mit Grunde däucht mir, daß man die Natur des Epos vollständig aus dem Begriff und den Circumstantien des Rapsoden und seines Publicums deducieren könne, und daß sogar die Roheit und die gemeine ungebildete Natur des ihn umgebenden Auditoriums auf die epische Form einen entscheidenden Einfluß habe, wenigstens auf die Homerische gehabt habe, die der Canon für alle Epopee ist.

Was die Tragödie betrift, so behalte ich mir diese für künftige Briefe vor.

Ihren Absatz über die Poesie als redende Kunst habe ich nicht ganz deutlich eingesehen, auch darüber ein andermal.

Was den Stil betrift, so ist mit Ausnahme einiger wenigen Absätze, die uns beiden nicht sogleich klar werden konnten, alles faßlich vorgetragen. Ein weniger diffuser und ausführlicher Vortrag wäre freilich im Ganzen zu wünschen gewesen, bei einer größern Gedrängtheit und Kühnheit möchte das Ganze an Kraft und Bestimmtheit gewonnen haben. Aber diese Sorgfalt alles zu begrenzen und zu limitieren, zu keinem Misverstand zu verleiten, nichts zu wagen pp liegt einmal in Ihrer Natur, und wir haben über diesen Punkt oft und viel gesprochen. Sie haben eine gewisse Schulsprache zwar vermeiden wollen, aber doch nicht ganz vermeiden können. Das Werk erhält dadurch einen etwas unbestimmten Charakter, indem es für den gewöhnlichen Leser zu technisch und auch zu streng, für den Kunstgenossen aber oft unnöthigerweise ausführlich und populariſiert ist. Sie dürfen kaum darauf rechnen, daß jemand der nicht schon sehr an diese Art zu philosophieren gewöhnt ist, Ihnen

folgen werde: unsre neuen Kunstmetaphysiker hingegen werden Sie studieren und benutzen, aber es wohl bleiben lassen, die Quelle zu bekennen, aus der sie ihren Reichthum hohlten. In der That haben Sie vielen vorgearbeitet, und ein entscheidendes Beispiel gegeben.

Was man an der ganzen Behandlung überhaupt tadeln möchte ist, daß Sie einen zu speculativen Weg gegangen sind um ein individuelles Dichterwerk zu zergliedern. Der dogmatische Theil Ihrer Schrift (der die Gesetze für den Poeten konstituiert) steht in dem schönsten Zusammenhang mit sich selbst, mit der Sache und mit den reinsten und allgemeinsten Grundsätzen anderer über diesen Gegenstand, und ist, philosophisch genommen, vollkommen befriedigend; nicht weniger richtig und untadelhaft ist der kritische (der jene Gesetze auf das Werk anwendet, und es eigentlich beurtheilt), aber es scheint, daß ein mittlerer Theil fehlt, ein solcher nehmlich, der jene allgemeine Grundsätze, die Metaphysic der Dichtkunst, auf besondere reduciert und die Anwendung des allgemeinsten auf das individuelleste vermittelt. Der Mangel dieses praktischen Theils fühlt sich jedesmal, so oft nicht bloß der allgemeine Character des Dichters oder seines Werks, sondern ein einzelner Zug aus diesem unter den Begriff subsumiert wird. Der Leser fühlt dann einen Hiatus, den er kaum durch seine eigene Imagination auszufüllen im Stande ist, daher es zuweilen scheint, als paßten die Beispiele zu den Begriffen nicht, welches doch nie der Fall ist.

Ich sagte oben, daß ich in diesem Fehler meinen Einfluß zu erkennen glaube. Wirklich hat uns beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementarbegriffen in aesthetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphysic der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden, und sie als ein praktisches Werkzeug wozu sie doch nicht gut geschickt ist, handhaben. Mir ist dieß vis a vis von Bürger und Matthisson, besonders aber in den HorenAufsätzen öfters begegnet. Unsere solidesten Ideen haben dadurch an Mittheilbarkeit und Ausbreitung verloren.

Doch genug für heute, lieber Freund. Ohnehin kann ich mich jetzt nicht ins besondere einlassen, da Göthe Ihre Schrift in Händen hat. Er wollte Ihnen mit mir schreiben, hat aber in Weimar zu thun bekommen. Ihre Schrift hat ihn, wie Sie leicht denken können, sehr angenehm gerührt.

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen erst heute etwas und noch dazu so wenig bedeutendes darüber sage. Sie wissen meine Art und daß es mir unmöglich ist, zweierlei Geschäft zugleich mit ganzer Besonnenheit zu treiben, und so ist jetzt das Philosophieren bei mir lange suspendiert gewesen, da mich mein Trauerspiel ganz in der Knechtschaft hält. Leider muß ich dieses nun liegen lassen um für den Almanach zu sorgen, den Göthe glücklicherweise schon reichlich ausgesteuert hat. Schwerlich werde ich vor Ende Augusts zum Wallenstein zurückkehren können. Da ich noch einige Monate ganz dazu brauche, so kann er erst auf Neujahr gedruckt erscheinen, vielleicht erst auf Ostern, wenn ich eine Ausarbeitung für das Theater mache.

Herzlich umarme ich Sie, liebster Freund, und der Li meine schönsten Grüße. Brinkmann empfehlen Sie mich und bitten Sie ihn, auch meines Almanachs zu gedenken. Mit meiner Gesundheit ist es diesen Sommer recht gut gegangen.

Bestimmen Sie mir in Ihrem nächsten Brief, wie bald Vieweg Ihre Schrift haben muß. Ich wüßte nichts im einzelnen zu ändern, wenige Stellen ausgenommen, die ich in meinem nächsten Briefe bemerken will, da ich das Manuscript jetzt nicht habe. Könnten Sie die Terminologie noch etwas umschreiben, so würde das freilich gut seyn.

Leben Sie nochmals recht wohl.

S.

---

63. Humboldt an Schiller.

.... Noch ein Paar Worte, Lieber. Was ich Ihnen schrieb, ist zwar gewiß. Nur die Ausfertigung habe ich noch nicht. Ich weiß es nur aus dem Cabinet. — Heute gehe ich mit der Li nach Berlin, wo sie Wochen halten wird. Sie um-

armt Sie herzlich, und ist leidlich wohl. Ich hoffe, es soll alles gut gehen. — Adressiren Sie Ihre Antwort Berlin Charlottenstraße, nr. 41. beim GeheimeRath Kunth abzugeben. Vor dem Herbst reise ich nicht ab.

18ten [Mai 1802]

Tausend Grüße von uns an Lolo und die Wollzogen!

---

64. Schiller an Humboldt.

Weimar 17. Februar 1803.

Lassen Sie mich, mein theurer Freund, meinen ersten Brief den ich Ihnen nach Rom schreibe nicht mit Entschuldigungen beginnen, die immer ein böses Zeichen sind — Verzeihen Sie mein langes Stillschweigen und strafen Sie mich nicht durch das Ihrige. Es macht uns herzliche Freude, Sie nun in Rom leidlich etabliert zu sehen, es wird nach und nach schon werden, denn der Mensch und der Deutsche besonders bildet sich seine Welt, und was keine Bildung annimmt, lernt er ertragen. Denken Sie in Ihrem milden Clima an unsern eisernen Himmel, indem ich Ihnen schreibe liegt alles von Schnee begraben und es sieht aus, als wenn es in Ewigkeit nicht wieder Sommer werden könnte — dennoch leben auch wir, ja wir tragen mitten im Winter Blumen und Früchte. Ich habe vor 18 Tagen meine Tragödie geendigt, eine Abschrift davon, die ich Ihnen in 14 Tagen absende, soll mein langes Stillschweigen ein wenig expiieren. Mein erster Versuch einer Tragödie in strenger Form wird Ihnen Vergnügen machen, Sie werden daraus urtheilen, ob ich als Zeitgenosse des Sophokles auch einmal einen Preiß davon getragen haben möchte. Ich hab es nicht vergessen daß Sie mich den modernsten aller neuern Dichter genannt und mich also im größten Gegensatz mit allem was antik heißt gedacht haben. Es sollte mich also doppelt freuen wenn ich Ihnen das Geständniß abzwingen könnte, daß ich auch diesen fremden Geist mir habe zu eigen machen können. Ich will indeß nicht

läugnen, daß mir ohne eine größre Bekanntschaft die ich indeß mit dem Aeschylus gemacht, diese Versetzung in die alte Zeit schwerer würde angekommen seyn. Vielleicht ist Ihnen nicht bekannt, daß eine Uebersetzung des Prometheus, der Sieben vor Theben, der Perser und der Eumeniden von Stolberg, noch in seiner bessern Zeit gemacht, jezt herausgekommen. Ich kann nicht läugnen, sie hat mir einen hohen Eindruck vom Aeschylus gemacht, wieviel auch von seinem Geist mag verloren gegangen seyn. Jezt höre ich wird Jacobs in Gotha den ganzen Aeschylus in deutscher Uebersetzung liefern.

Es ist jezt ein so kläglicher Zustand in der ganzen Poesie, der Deutschen und Ausländer, daß alle Liebe und aller Glaube dazu gehört, um noch an ein Weiterstreben zu denken, und auf eine bessere Zeit zu hoffen. Die Schlegel- und Tiekische Schule erscheint immer hohler und frazenhafter, während daß sich ihre Antipoden immer platter und erbärmlicher zeigen, und zwischen diesen beiden Formen schwankt nun das Publicum. An ein Zusammenhalten zu einem guten Zweck ist nicht zu denken, jeder steht für sich und muß sich seiner Haut wie im Naturstande wehren.

Es ist zu beklagen, daß Goethe sein Hinschlendern so überhand nehmen läßt und weil er abwechselnd alles treibt, sich auf nichts energisch concentriert. Er ist jezt ordentlich zu einem Mönch geworden und lebt in einer bloßen Beschaulichkeit, die zwar keine abgezogene ist aber doch nicht nach außen productiv wirkt. Seit einem Vierteljahr hat er, ohne krank zu seyn, das Haus ja nicht einmal die Stube verlassen. Von dem was er treibt wird er Ihnen selbst Nachricht gegeben haben. Wenn Goethe noch einen Glauben an die Möglichkeit von etwas Gutem und eine Consequenz in seinem Thun hätte, so könnte hier in Weimar noch manches realisiert werden in der Kunst überhaupt und besonders im dramatischen. Es entstünde doch etwas, und die unselige Stockung würde sich geben. Allein kann ich nichts machen, oft treibt es mich mich in der Welt nach einem andern Wohnort und Wirkungskreis umzusehen; wenn es nur irgendwo leidlich wäre, ich gienge fort. — Leider ist

Italien und Rom besonders kein Land für mich, das physische des Zustandes würde mich drücken und das aesthetische Interesse mir keinen Ersatz geben, weil mir das Interesse und der Sinn für die bildenden Künste fehlt. Sie selbst, mein Freund, würden es ohne bestimmte Berufsgeschäfte schwerlich lang in Italien aushalten.

Es ist eigen, wie wir seit dem Jahr 1794 und 95, wo wir in Jena zusammen philosophierten und uns durch eine Geistesreibung electrisierten, auseinander verschlagen worden sind. Jene Zeiten werden mir ewig unvergeßlich seyn und ob ich mich gleich in dieser Zeit in die erfreulichere poetische Thätigkeit versezt habe, und mich im ganzen auch körperlich gesünder fühle, so kann ich Ihnen doch versichern, theurer Freund, daß Sie mir fehlen, und daß ich mich aus Mangel einer solchen Geistesberührung als damals zwischen uns war, um soviel älter geworden fühle.

3. März. Dieser Brief hat eine schwermüthige Stimmung, ich thäte vielleicht besser ihn nicht abzusenden, aber er wird Ihnen doch mein Andenken zurückbringen und mich in Ihre Mitte versetzen. Lolo wird das weitere von unsern Zuständen schreiben. Sie werden gelacht haben, da Sie von unserer Standeserhöhung hörten, es war ein Einfall von unserm Herzog und da es geschehen ist, so kann ichs um der Lolo und der Kinder willen mir auch gefallen lassen. Lolo ist jezt recht in ihrem Element, da sie mit ihrer Schleppe am Hofe herumschwänzelt.

Reinhardt habe ich ein paar Zeilen geschrieben, die ich ihm zuzustellen bitte, und bitte Sie, Graß in meinem Nahmen zu grüßen, auch Fernow, den ich mich sehr freue bald in unsrer Nähe zu wissen.

Die gute Li möge mich nicht vergessen! Und Sie, theurer Freund, erhalten mir Ihre Liebe.

Sch.

65. Schiller an Humboldt.

Weimar 18 August 1803.

Sie werden schon längst auf den Erfolg Ihres Auftrags an mich gewartet haben, theurer Freund, aber es war mir nicht möglich, Ihnen früher ein Resultat mitzutheilen. Ich selbst bin ganz außer aller Verbindung mit Studierenden und kenne auch sonst wenige, auf deren Urtheil und Empfehlung ich mich in einer solchen Angelegenheit verlassen könnte. Niemeier den ich aufgefodert, hat noch niemand finden können und gerade jezt sind einige gute Subjecte durch sehr vortheilhafte Anträge schon anderswohin berufen. Ein recht wackerer Mann, Herr Doctor Hegel aus Wirtenberg, ist jezt in Jena, Docent der Philosophie, ein gründlicher philosophischer Kopf, der Ihnen vielleicht auch als Schriftsteller bekannt ist, aber Sie wollen keinen Metaphysiker, auch ist dieser etwas kränklich und grämlich, und könnte überdieß erst auf Ostern sich losmachen. Ein Sohn von Voß ist vor kurzem als Hofmeister bei einem Grafen Reuß aus Berlin angestellt worden. Nun habe ich durch Grießbach einen Herrn Molinar aus Crevelt auf der Liste, dieser soll ein sehr würdiger junger Mann von Kenntnissen und Sitten seyn, der nach Grießbachs Versicherung den Foderungen, welche Sie machen und die ich Lezterem in ihrem ganzen Umfang bekannt machte, entsprechen soll. Auch versteht er italienisch und spricht das französische sehr fertig. Wenn ich von dem Empfehler auf den Empfohlenen schließen darf, so läßt sich vermuthen, daß dieser Molinar ein ganz guter moralischer Mensch der auch etwas gelernt hat seyn mag, aber daß er auch Geist besitze, folgt aus dieser Empfehlung freilich noch nicht. Mit ihm wird also nichts gewagt werden, und ich wollte Ihnen also immer rathen, ihn zu nehmen, da es nun doch nicht möglich ist, daß ich den selbst erst sehe, den ich Ihnen proponiere. Im Fall der Annahme müßten Sie aber mit der allerersten Post antworten, weil sonst der Herbst herankommt. Unterdessen habe ich ihm durch Grießbachs schreiben lassen, und er hat Zeit sich zu entschließen ehe Ihre Antwort anlangt. Fände sich in den

nächsten 14 Tagen noch etwas, so gebe ich Ihnen sogleich Nachricht.

Ein Exemplar der Braut von Messina werden Sie unmittelbar von Cotta, dem ich es auftrug, erhalten haben. Gern hätt ich das Stück im Manuscript gesendet, aber es kamen mir so verschiedene Nachrichten von Unsicherheit der Posten nach Italien zu, daß ich zuviel zu wagen glaubte, wenn ich meinen kleinen Reichthum der Post vertraute.

Göthens Natürliche Tochter wird Sie sehr erfreuen, und wenn Sie dieses Stück mit seinen andern, den früheren und mittleren, vergleichen, zu interessanten Betrachtungen führen. Des theatralischen hat er sich zwar darinn noch nicht bemächtigt, es ist zu viel Rede und zu wenig That, aber die hohe Symbolik mit der er den Stoff behandelt hat, so daß alles stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines ideellen Ganzen ist, diese ist wirklich bewundernswerth. Es ist ganz Kunst und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit. Daß er zu der Zeit wo Sie, nach meinem lezten Brief, an seiner Productivität ganz verzweifeln mußten, mit einem neuen Werk hervorgetreten, wird Sie eben so wie mich selbst überrascht haben, denn auch mir hatte er wie der ganzen Welt ein Geheimniß daraus gemacht. Auf den October wird es gedruckt erscheinen.

Wilhelm Tell ist es jezt, was mich beschäftigt, aber dieser Stoff ist sehr widerstrebend und kostet mir große Mühe; da er aber sonst großen Reiz hat und sich durch seine Volksmäßigkeit so sehr zum Theater empfiehlt, so lasse ich mir die Arbeit nicht verdrießen, ihn endlich noch zu überwältigen.

Sie werden nun bald Schelling mit der Schlegeln die er geheirathet, in Rom sehen. Interessieren wird Er Sie gewiß, aber es ist zu beklagen, daß er sich so schändlich hat unterjochen lassen. Leider geht es mit unserer Academie in Jena jezt auf die Neige. Loder geht nach Halle, Grießbach wird den Winter nicht überleben, Hufeland, auch Schütz mit samt der LitteraturZeitung und Paulus sind nach Wirzburg berufen, wo sie wahrscheinlich alle auch hinwandern. Batsch ist schon im

vorigen Jahr gestorben. Die Philosophie ist mit Schelling vollends ganz ausgewandert. Leider ist nicht zu hoffen, daß aus andern Universitäten etwas wird, indem sie Jena zerstören helfen. Vielleicht war Jena, wie es vor 6, 8 Jahren noch war, die lezte lebendige Erscheinung ihrer Art, auf Jahrhunderte.

Ich lege Ihnen ein Lied bei, das in der Absicht entstanden ist, dem gesellschaftlichen Gesang einen höheren Text unterzulegen. Die Lieder der Deutschen, welche man in fröhlichen Zirkeln singen hört, schlagen fast alle in den platten prosaischen Ton der Freimäurerlieder ein, weil das Leben keinen Stoff zur Poesie giebt; deßwegen habe ich mir für dieses Lied den poetischen Boden der homerischen Zeit gewählt und die alten Heldengestalten der Ilias darinn auftreten lassen. So kommt man doch aus der Prosa des Lebens heraus, und wandelt in besserer Gesellschaft.

Was bei uns sich Neues ereignet wird meine Frau schreiben. Ich bewege mich so einförmig in meinem hergebrachten Lebenskreise, daß ich gar nicht merke wie die Welt geht; ja, theurer Freund, wenn ich denke in welcher ganz andern und hohen Region Sie leben, so gerathe ich in Verlegenheit, Ihnen ein Wort von mir zu sagen.

Herzlich theilen wir alles, was Ihnen begegnet, und wünschen, da es doch nicht anders ist, daß Sie in Ihrem jetzigen Lebenskreis immer einheimischer werden und sich dabei glücklich fühlen. Von ganzer Seele umarmt Sie und die gute Caroline

Ihr

Sch.

---

66. Humboldt an Schiller.

Rom, 27. August, 1803.

Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmüthigem Herzen. Ich kann sagen, daß mich, seit ich lebe, jetzt das erste Unglück betroffen hat. Aber der erste Schlag ist auch fast der

härteste, der mich je hätte treffen können. Unser ältester Knabe, Wilhelm, dessen Sie Sich vielleicht dunkel erinnern, ist uns plötzlich an einem bösartigen Fieber gestorben. Das arme Kind war kaum einige Tage krank. Auf einige leichte Fieberanfälle folgte plötzlich ein heftiges Nasenbluten. Wir waren auf dem Lande in Lariccia, aber zufälliger Weise hatten wir und haben noch einen Deutschen Arzt bei uns, einen treflichen Menschen, von außerordentlicher Kenntniß und Erfahrung, dem theilnehmendsten Gemüth, und doch der größesten Besonnenheit und Ruhe. Dieser — er heißt Kohlrausch und ist ein Hannoveraner — that, was er konnte, aber die Gewalt des Uebels war zu heftig, und in kaum 36 Stunden lebte er nicht mehr. Sein Tod war sanft, sehr sanft, er hatte fröhliche Phantasieen, litt nicht und ahndete nichts. Er liegt jetzt bei der Piramide am Scherbenberg, von der Ihnen Göthe erzählen kann. — Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebsten um mich, er verließ mich fast nie, vorzüglich in den letzten Monaten beschäftigte ich mich regelmäßig mit ihm, er ging immer mit mir spatzieren, er fragte nach allem, er kannte die meisten Oerter, die meisten Ruinen, er war bei jedermann beliebt, weil er mit jedem, und jetzt schon recht gut Italiänisch sprach. Das ist nun alles dahin und wohin gegangen? Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glück, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehn konnte, was ist dann noch gewiß? Und auf der anderen habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindisch am Leben gehangen, aber wenn man ein Wesen todt hat, das man liebte, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten.

Es ist durch diesen Tod alles Verhältniß aus unsrer Familie gekommen. Die Li ist halb erwachsen, die andern drei sind ganz klein. Dies macht nun auch natürlich eine Aenderung in dem Bedürfniß eines Hauslehrers, von dem ich Ihnen neulich schrieb. Ich

brauche jetzt durchaus einen andern Menschen, und die HauptRücksicht muß jetzt Theodor seyn, der erst 6 Jahr alt ist, und noch wenig lesen und schreiben kann. Der Li braucht man nur einzelne Stunden geben zu lassen, und mit den beiden kleinen Mädchen ist es, wenn sie heranwachsen, derselbe Fall. Es ist mir also ein Mensch nöthig, der mit einem kleinen Kinde umgehen kann, der nicht gerade tiefe und gelehrte Kenntnisse hat, der Vergnügen daran findet, in eine gewisse Mannigfaltigkeit davon einzugehen, um alles anzuspielen und zu sehn, wozu der Kleine, der geistreicher, talent- und charaktervoller, aber auch launischer und minder leicht lenksam ist, als der verstorbene, hinneigt. Ich wiederhole zwar, mein theurer Freund, meine Bitte an Sie, allein ich fühle, daß Sie jetzt vielleicht noch weniger, als bei meinem ersten Wunsch thun können. Ich lege Ihnen aber einen Brief an Fernow bei, und bitte Sie, ihn, sobald er kommt, ihm abzugeben. Ich habe ihm Auftrag gegeben, sich auch, wenn er es für gut hält, an Becker zu wenden. Ich habe gedacht, vielleicht besser zu thun, auf einen jungen Menschen aus Schwaben zu denken, allein ich bin in Verlegenheit, an wen ich mich wenden könnte. Die Wollzogen nennt mir zwar in ihrem letzten Brief einen; aber einem ganz unbekannten Menschen einen solchen Auftrag zu geben, ist geradezu unmöglich, und ich kenne niemand als Groß, mit dem es auch sein Bedenken hat.

Grüßen Sie Göthe herzlich, mein theurer Freund, und Meyer, auch Carolinen und wie sich von selbst versteht die gute Lolo. Mit Meyers Freund, Gmelin, der ein unendlich braver Mensch ist, war der verstorbene Wilhelm besonders vertraut. Er ging alle Woche einigemale zu ihm, und Gmelin liebte ihn sehr.

Ich habe keine Stimmung, heute mehr zu schreiben, mein theurer lieber Freund. Leben Sie herzlich wohl und bedauern Sie Ihren armen Freund. Die Li umarmt Sie und alle innigst, Sie können denken, was sie leidet, aber sie hat sich mit außerordentlicher Stärke, Ruhe und Geistesgegenwart genommen. Theodor hat auch ein unangenehmes Nervenfieber. Aber er ist

außer Gefahr, und in der Besserung. Noch einmal adieu! und schreiben Sie mir recht bald!

Ihr H.

---

67. Schiller an Humboldt.

Weimar 12 September 1803.

Ihr schmerzlicher Verlust, mein theurer Freund, dessen ganze Größe wir recht wohl empfinden, da wir das liebe Kind vor zwey Jahren so hofnungsvoll sich entwickeln gesehen, hat uns beide aufs innigste betrübt, und ich gestehe gern, daß ich keinen Trost dagegen weiß, als den die Zeit, die alle Wunden endlich heilt, herbeiführen wird. Jezt kann ich mit Ihnen nur darüber klagen, und Ihren ganzen Kummer mit Ihnen theilen. Sie waren berechtigt zu den schönsten Hofnungen, wirklich vereinigte sich alles, diesem Kinde ein glückliches Loos zu versprechen, und nun muß jede Hofnung so gewaltsam zerstört werden. Auch mich hat, wie Sie, biß jezt noch kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieser Gelegenheit auch in meinen eigenen Busen zu greifen und mir den möglichen Verlust dessen, was mir theuer ist, zu denken. Bei meiner schwachen Gesundheit hatte sich die feste Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in diesen Fall kommen würde, aber Ihr Verlust, mein theurer Freund, überführt mich, daß alle Berechnungen trügen.

Wenn das italienische Clima doch vielleicht zu angreifend für Ihre Kinder und für die gute Li wäre oder werden könnte, so wäre es doch vielleicht besser alle jene Verhältnisse aufzugeben da Sie doch einmal Herr Ihres Schicksals sind. Es haben soviele Deutsche schon ein frühes Grab dort gefunden. Ich habe mich über Fernows Aussehen, der seit 8 Tagen hier angekommen ist, wirklich erschrocken, so veraltet erschien er mir, und hat vor seinem vierzigsten Jahr schon graue Haare. Freilich brachte er ein Fieber mit, aber man sah doch, wie sehr das Clima ihm muß zugesezt haben.

Ich ersehe aus Ihrem Briefe nicht, liebster Freund, ob der meinige, den ich vor etwa 4 Wochen an Sie abgesendet, schon angekommen war, es ist aber kaum möglich. Vielleicht wäre der junge Mann den ich darinn zum Hofmeister vorschlug, dennoch zu brauchen, doch will ich deßhalb noch Ihre Antwort erwarten. Da leider jezt andere Rücksichten eintreten, da der Theodor noch in einem Alter ist, wo er im Nothfall auch noch ein halbes Jahr lang des Hofmeisters entrathen kann, so würde ich rathen nichts zu übereilen und einen recht tüchtigen Menschen ausfindig zu machen, wozu Zeit nöthig ist.

Riemer hat uns keine üble Meinung von sich erweckt und Goethe ist so gut für ihn gestimmt worden, daß er ihn diesen Winter hier behält um seinen August im Griechischen zu unterrichten. Fernow geht unter keinen guten Auspicien nach Jena, da die Universität in diesem Augenblick von allen Seiten Verluste erleidet, Loder, Paulus, Hufeland und Schütz mit der ganzen LitteraturZeitung auswandern, und Grießbach hofnungslos krank ist.

Mögen diese Zeilen Sie und die liebe gute Caroline in einer ruhigern Fassung finden! Aber wir wünschen sehr bald ein Wort von Carolinens Hand, um uns zu überzeugen, daß sie sich über diesen schweren Schlag erhoben habe — eine starke Seele bei aller feinen zarten Fühlbarkeit ist doch das glücklichste Geschenk des Himmels, es ist ihr verliehen und so wird sie das unabänderliche zu ertragen wissen.

Geben Sie uns wo möglich bald wieder Nachricht, warum müssen wir jezt soweit von einander seyn, unser herzlicher Antheil würde Ihnen Ihren Kummer erleichtern! Erhalten Sie Ihre Gesundheit. Ewig der Ihrige

Sch.

68. Humboldt an Schiller.

Rom, den 22. October, 1803.

Ich habe Ihre beiden Briefe erhalten, lieber Freund, den vom 18. August und den vom 12. September, und Sie müssen

es nur auf die unglücklichen Umstände, in denen wir auch nach des armen Wilhelms Tode gelebt haben, schieben, daß ich weder den einen, noch den andern früher beantwortete. Denn ich weiß nicht, ob meine Frau vielleicht schon schrieb, daß auch Theodor von derselben Krankheit, nur mit weniger plötzlich gefährlichen Symptomen, von dem ärgsten Nervenfieber, das man sich denken kann, befallen wurde. Drei Tage lang verzweifelten wir alle an seinem Aufkommen, und noch zwei oder dreimal sank er, nach schon sichtbarer Besserung, in das Uebel zurück. Mit unendlicher Mühe, und durch die unglaubliche Sorgfalt Kohlrauschens, des Deutschen Arztes, von dem ich Ihnen schrieb, wurde er dem fast gewissen Tode entrissen, er geht jetzt wieder aus, alles ist wieder wohl im Hause, aber der erlittne Verlust ist unersetzlich, er steht starr und unbeweglich vor der Phantasie da, und nichts kann dafür Ersatz geben. Mir hat selbst in den ersten Augenblicken, liebster Freund, der Schmerz die innere Klarheit, sogar eine gewisse Ruhe nicht geraubt. Aber eine Wehmuth und eine Sehnsucht begleitet mich seit jener unglücklichen Epoche, von der ich Ihnen keine Schilderung zu machen im Stande bin. Es ist mir als hätte der Tod eines Kindes noch etwas Rührenderes als der eines Erwachsnen. Noch nicht seinem eigenen Willen folgend, vertraut es dem fremden, und es ist, als hätte man sein sorgenloses Vertrauen betrogen, selbst wenn der Tod nur eine Folge des bloßen, blinden Geschicks ist. Für uns andre sey es Ihnen übrigens nicht bange, theurer Freund. Italiens Himmel ist so schlimm nicht, als er in der Ferne scheint. Bei diesem Falle waren eigne Verbindungen von Umständen, die Fieber und bei Kindern gefährlich, wenn wirklich endemische, der starke, unverhältnißmäßige Wachsthum Wilhelms hatte seine Muskelkraft geschwächt, vielleicht hatte er sich auch einmal unvorsichtiger Weise erhitzt. Daß das Clima überhaupt hier nicht ungünstig ist, zeigt die blühende Gesundheit eben unsrer Kinder, die bei den Mädchen nie alterirt gewesen ist (ein kurzes gewöhnliches Wechselfieber bei Carolinen abgerechnet) und die bei Theodor wiederkommt. Sie hätten den armen Wilhelm nur noch einen Tag vor seiner Krankheit sehen sollen, und die

Fürstin von Rudolstadt kann es Ihnen sagen. Er blühte wie eine Rose, selbst der Tod hatte ihn nur wenig entstellt.

Lieber Schiller, warum sind Sie jetzt nicht hier? Denn daß ich weggienge, daran kann ich, und mag ich nicht denken. Rom hat mich auf alle Weise gefesselt, und schon den Boden verlassen, dem man ein theures Pfand anvertraut hat, ist schwer. Sie können wohl denken, daß ich keinen Augenblick hier bleiben würde, wenn ich in der That nur die geringste Gefahr für die Meinigen ahnden müßte. Aber wir haben es auch mit dem Arzt vielfach überlegt, und er ist ganz derselben Meynung. Lassen Sie mich also immer noch einige Jahre hier. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir dieser Aufenthalt wohl thut. Ich befand mich in keiner wünschenswürdigen Stimmung in Berlin, selbst in Paris fühlte ich mich gewissermaßen abgestumpft. Hier ist alles, was mich umgiebt, belebend und erweckend; ich bin fruchtbarer in Ideen, und selbst die Wehmuth, selbst der bitterste Schmerz läßt noch eine Klarheit, eine Heiterkeit im Gemüthe bestehen, die doch offenbar von der Natur in den Menschen übergeht. Denn von der stillen Größe dieser Stadt und der Gebirge umher, ist nun einmal jede Schilderung vergeblich. Auch die arme, gute Li fühlt dies. Ihre reine und edle Natur hat sich auch in dieser Lage treflich bewährt. Es ist nichts dumpf und finster Schwermüthiges in ihr, wie Sie mit Recht sagen, theurer Schiller, eine starke Seele, mit der feinsten zartesten Fühlbarkeit. Daher hat auch dieser Schmerz weniger nachtheilig auf ihre Gesundheit gewirkt, als wir fürchteten. Sie ist in der That recht leidlich, und man darf auch nicht jetzt, wie ich anfangs that, für die Folge einen plötzlichen Ausbruch des nur verhaltenen Uebels fürchten.

Ihre Braut haben wir gelesen. Cotta schrieb mir erst, wie er sie mir schicken sollte. Indeß hatten wir sie schon früher aus der Schweiz bestellt und bekommen. Sie sind ein unendlich glücklicher Mensch, lieber Schiller, diese Productionskraft ewig in Sich rege zu erhalten, und nie, glaube ich, ist es einem Dichter gelungen, so bestimmt einen selbstgezeichneten Weg zu verfolgen. In Ihnen kann niemand, welcher Ihre Stücke, wie sie nach

einander gefolgt sind, vergleicht, das verkennen. In Rücksicht der strengen Form kann keines sich mit der Braut messen. In ihr ist alles poetisch, alles folgt streng auf einander, und es ist überall Handlung. Auch über den Chor bin ich einstimmig mit Ihnen. Er ist die letzte Höhe, auf der man die Tragödie der Wirklichkeit, dem prosaischen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunstwerks. Niemand hat noch bisher seine Idee so rein aufgefaßt, als Sie in Ihrer zugleich unübertrefflich geschriebenen Einleitung. Euripides schon, möchte ich sagen, hatte keinen Begriff mehr von ihm, und seitdem hat man sich kaum mehr, als die Einwebung lyrischer Stücke in das Gespräch gedacht. Der Begriff der Musik, falsch verstanden, hat alles zuletzt noch mehr in Verwirrung gebracht. Nur über den Gebrauch, den Sie in Ihrem Stück von dem Chore gemacht haben, müssen Sie mir eine Bemerkung erlauben. Wenn ich Sie recht verstehe und wenn das, was ich mir immer schon vorher beim Chore dachte, mit Ihren Ideen übereinstimmt, so ist der Chor dazu da, die gleichsam physische Gewalt der Empfindung des Zuschauers, da wo sie eben zur bloßen Theilnahme an den handelnden Personen, als wirklichen Wesen, herabsinken will, auf einmal zu brechen, und sie, auf ein unermeßliches Feld geschleudert, mit einer künstlerischen und daher doppelt ergreifenden Stärke zu der in dem Kunstwerk symbolisirten Idee zurückzuführen. Sein erster Zweck ist also den Stoff zu intellectualisiren. Weil aber der Verstand so gut als das Gefühl, beide ohne Phantasie, dem Kunstwerk fremd sind, so verlangt auch das intellectualisirende Organ der Tragödie eine Darstellung von der Einbildungskraft, und gerade, damit dies Organ, als, seiner Natur nach, ruhig, betrachtend, und für die Handlung gleichgültig, nicht das Gleichgewicht gegen die handelnden Personen und ihr leidenschaftlich rasches Fortschreiten verliere, so muß es in der PhantasieDarstellung einen Zuwachs an sinnlichem Gehalt, Musik und Tanz, bekommen. Kürzer könnte man sagen, daß der Chor das einzige Mittel war, durch das es einem an sich rein naiven Volke gelang, eine an sich sentimentale Dichtungsart, wie die Tragödie ist, auszuführen. Denn in Shake-

speare, selbst in Göthe, z. B. im Egmont, vor allem aber in Ihren letzten Stücken, im Wallenstein und der Jungfrau, die ich gerade zu diesem Behuf wieder gelesen, ist es mir jetzt ganz deutlich sichtbar, daß, weil Sie das Bedürfniß fühlten die Prosa des Lebens in der Poesie der Tragödie auszutilgen, und Sie daher immer jenen ersten Zweck des Chors auf andre Weise zu erfüllen suchten, Sie sentimentaler, betrachtender, philosophischer (wie es das unphilosophische und unpoetische Publikum nennt) geworden sind, als sonst je geschehen wäre. Wenn bei diesen Stücken etwas Dumpfes und Schweres in der Empfindung des Lesers zurückbleibt, so liegt es daran, weil ihnen für diesen intellektuellen Zweck das sinnliche Moyen fehlte. Der Effort, den die handelnden Personen machen müssen, um ihre vereinzelte Individualität an etwas Größeres zu verlieren, theilt der Zuschauer mit ihnen, da der Chor hingegen dasselbe leicht und klar ausspricht. Was aber dem Kunstwerk an Leichtigkeit und Klarheit abgeht, das entbehrt es auch an Größe. Dies nun vorausgesetzt, habe ich an Ihrem Chor zweierlei zu tadeln. Er ist den handelnden Personen zu nah und hat in sich nicht den Reichthum, den er haben könnte. Es fehlt ihm also, Sie sehn wie rasch ich anklage, zugleich an Ruhe und an Bewegung. Ich glaube nicht, daß Sie hätten den Ihrigen zu Rittern der beiden Brüder machen sollen. Da sie jeder einem andern Herrn folgen, sind sie nicht mehr reine Bürger von Messina, und da ihr eigner Ehrgeiz ins Spiel kommt, ist ihr Urtheil nicht das unpartheiische des Schicksals, so wie es sich in Menschen ausspricht. Sie sagen einmal in Ihrer Vorerinnerung welch ein schlechter Ersatz für den Chor in der französischen Tragödie ein Vertrauter sey. Das aber scheint mir die gefährlichste Klippe, daß der Chor immer, in unsrer Art der Tragödie, einen Anstrich davon bekommen kann, und damit ist augenblicklich alles verloren. Denn der Chor muß ohnmächtig, dienend und schwach seyn, aber frei und nicht einmal durch Neigung gefesselt. Hier aber tritt freilich eine ungeheure Schwierigkeit ein. Bei uns soll alles motivirt seyn, und wie motivirt man den Chor, ohne seinem reinen Begriff zu schaden? Wenn das, was mich bei

dem Ihrigen anstößt, Grund hat, so liegt es, dünkt mich, eben an dieser Schwierigkeit. Denn sonst haben Sie mit großer und bewundernswürdiger Kunst diese, meinem Begriff nach, fehlerhafte Anlage gut zu machen gesucht. Allein, und hier wäre mir Ihr Urtheil wichtig, muß denn die Strenge des Motivirens auch in diesem Stück beobachtet werden? Daß die Handlung selbst mit vollkommener Nothwendigkeit auseinander herfließe, hat seinen natürlichen Grund. Allein der Chor ist wie der Himmel in einer Landschaft. Es versteht sich von selbst, daß er da sey; denn jede Handlung geht durchs Gerücht mehr oder minder, schneller oder langsamer ins Volk aus, und prosaisch ausgedrückt ist der Chor immer nur das urtheilende Volk, es sind die Achivi, die immer leiden wenn die Könige rasen. Auch hier noch mehr Strenge zu fordern, scheint mir moderne Unart, die wieder aus dem leidigen Begriff der Illusion herstammt. Den Chor, nicht auf die unbedeutende Art, wie die Alten es hier und da thun, sondern auf eine für die ganze Oekonomie des Stücks wichtige und geltende zu theilen, halte ich für vortreflich. Wie unsre Poesie überhaupt weniger sinnlich ist, wie wir minder auf Musik und Tanz zählen können, seit Musik und Tanz nicht mehr bloß der Dichtkunst dienen wollen, und das Publikum sie nicht mehr in dieser Dienstbarkeit liebt, so muß man eine andre Mannigfaltigkeit, ein andres Leben für die Phantasie suchen, welches die sinnliche Darstellung der einfachen Idee des Chors erhebe. Allein Ihre Theilung hat mich nicht ganz befriedigt. An sich wäre das Alter gewiß ein ganz schicklicher Theilungsgrund. Allein da beide Theile Ihres Chors noch jetzt dienende und mitwirkende Ritter sind, so wird schon einmal die Theilung nicht rein genug. Es ist nur ein mehr und ein weniger, nur Jüngling und Mann, und da dieser Unterschied nun noch zu dem Umstand, daß beide Theile verschiednen Partheien dienen, hinzukommt, so giebt er eigentlichen Zwiespalt, da er nur Contrast zeigen sollte. Denn in allem, was auf die Handlung Bezug hat, muß der Chor, wie ich ihn mir denke, mit sich selbst vollkommen übereinstimmend seyn, er kann aber verschiedene Ansichten haben, verschiedene Empfin-

dungen können durch dasselbe Interesse gerührt werden. Endlich fragt man sich auch, warum ein Bruder gerade nur ältere, der andre jüngere Ritter hat? und hier dürfte die Foderung des Motivirens mit mehr Strenge gemacht werden können. Niemand kann zwar läugnen, daß gerade, wie Sie ihn behandelt haben, der Chor eine ungeheure Wirkung thut, er verdoppelt das Leben und die Poesie Ihres Stücks, weil er an die handelnden Individuen handelnde Massen anknüpft. Allein ich vergleiche ihn mit der Idee, welche Sie selbst aufgestellt haben. In dieser, als wahrer Chor, spricht er sich in Ihrer Braut, dünkt mich, mehr durch seine Gesänge, als durch seine Gestalt und sein Daseyn aus und darum finde ich von dieser Seite die Symbolik nicht rein und nicht vollkommen.

Ich habe geglaubt, bei diesem Punkt verweilen zu müssen, theurer Freund, weil die Einführung des Chors auf die Bühne eine zu wichtige Sache ist, um nicht von allen Seiten überlegt zu werden, und ich schmeichle mir, daß meine Bemerkungen Ihnen selbst dann nicht unlieb seyn werden, wenn Sie dieselben auch ungegründet finden sollten. Sie werden Ihnen die warme Theilnahme zeigen, die ich nie aufhören werde, an Ihren Beschäftigungen zu nehmen, sie werden Ihnen beweisen, wie gern ich mich in die Zeit zurückversetze, wo wir diese Dinge gemeinschaftlich besprachen, und über die Grundsätze können wir nicht uneins seyn. Ich sehe eben, da ich noch einmal Ihre Vorerinnerung durchgehe, daß Sie die Theilung des Chors entschuldigen und darauf aufmerksam machen, daß sie nur da angebracht sey, wo der Chor selbsthandelnde Person ist. Allein ich glaube in der That, seine Theilung, auch als reiner Chor, müßte große Vorzüge haben. Er ist einmal der Repräsentant der Menschheit, und er müßte sie, dächte ich, voller und reicher darstellen, wenn ihre verschiednen Classen sich einzeln und geschieden aussprächen.

Ueber die Höhe, in der Sie Ihr Stück gehalten haben, geht nichts. Das Hohe Künstlerische daran, die reine Kunstform werden nur wenige fühlen, aber der Schwung der Gedanken, die Erhabenheit der lyrischen Parthieen, dies innige Verweben

Ihres Stoffs in alle größten Ideen aller Zeiten kann niemand entgehn, selbst die Einfachheit der Behandlung wenigstens muß vielen fühlbar seyn. Was ich indeß wünschte, wäre, daß Sie mit diesen neuen Foderungen, die Sie, nach dem Gelingen dieses Stücks, mit Recht an sich machen können, bald wieder einen in sich schwereren, schon durch seinen Umfang mühsam zu bändigenden Stoff, wenn nicht einen wie Wallenstein, doch wie die Jungfrau behandelten. Der unkünstlerische Theil des Publicums wird zwischen der Braut und diesen, das läßt sich voraussehn, Vergleichungen anstellen und den letztern in jeder Rücksicht den Vorzug geben, schon darum, weil sie, neben der künstlerischen Wirkung, auch einer durch ihren bloßen Stoff fähig sind. Eine gewisse Wahrheit liegt aber dennoch diesen Urtheilen, wenn man sie wirklich fällt, zum Grunde. Es ist noch ein andrer Unterschied zwischen der alten und neuen Tragödie, als der der bloßen Kunstform, und es gilt hier eine Verbindung, die ich in hohem Grade für möglich halte. In jeder Scene Ihres neuen Stücks ist das schon sichtbar. Ueberall geht Reflexion und Empfindung in Tiefen ein, welche der Alte in seinem heitern Sonnenlicht zu verschmähen scheint, die er aber, unpartheiisch gestanden, nicht kannte. Es ist aber auch noch mehr. Freilich scheint es an sich einerlei, wenn man nur den letzten Zweck, die Darstellung der reinen Kunstform an seinem Gegenstande, erreicht, wie viel oder wenig man vom Stoff in das Gemählde aufnimmt und wie weit man den Gegenstand auszeichnet. Aber es versetzt das Gemüth in eine andere Stimmung, wenn eine reichere Welt sich bewegt, und wenn nicht bloß die großen Parthieen der Menschheit, wenn auch feine Charakternüancen erscheinen. Es ist unendlich bewundernswürdig und ich habe es eigends studirt, mit wie wenig Zügen Sie die beiden Brüder so fest charakterisirt haben, daß jeder nur auf seine Weise die Zuschauer afficiren kann, ebenso die Mutter und Beatricen, es ist das der höchste Gipfel der Kunst, und die höchste Weisheit des Künstlers nicht über die Forderung seines Zweckes hinauszugehn, und wer, wie Sie, auch gezeigt hat, daß er zugleich in der ganz entgegengesetzten Gattung Meister ist, in dem,

sieht man, ist das, was er diesmal unterläßt, nicht Schranke. Es ist vielmehr nur Mangel an ächtem und großem Kunstsinn, welcher der Charakterschilderung einen viel wichtigeren Antheil an der tragischen Wirkung beigemessen hat, als ihr eigentlich genommen gebührt. Eins indeß verdient doch in Betrachtung zu kommen. Wir sind einmal ein reflectirendes und sentimentales Geschlecht, und wer unter uns nicht reflectirt, genießt darum nicht unbefangener; wir beschäftigen einmal die Sinne minder, als den Verstand, das Gefühl mehr als die Einbildungskraft; wir brauchen, um auf unsre Weise gerührt zu werden, einen durch Verstand und Gefühl mannigfaltiger ausgearbeiteten Stoff. Insofern läßt sich alles sogenannt Romantische, glaube ich in Wahrheit, vertheidigen. Die Kunst ist allerdings nur Eine, keiner Zeit, keiner Nation ausschließend angehörig. Allein die Kunst ist auch nur eine Art, wie der Mensch sich und die Welt sinnlich idealisirt, sie ist mehr als Einer Ausführung fähig und das Verschiedenartigste kann sich in ihr, wie in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte begegnen. Sollte daher nicht auch, wenn Sie den bizarren Ausdruck verzeihen, das Romantische einer Ausführung in ächt antiker Kunstform fähig seyn? und sollte darin nicht für uns das Höchste bestehen? Wenigstens scheint unläugbar, daß man dadurch auch etwas gewinnt, was der ächtesten Kunst keineswegs gleichgültig ist, das Pragmatische, dessen, im Gegensatz gegen das Chimärische und Fantastische, auch Sie in Ihrer Einleitung erwähnen. — Sie werden finden, daß ich zu sehr dem Stoff das Wort rede, aber einer nicht künstlerischen Natur ist das zu verzeihen, und nur durch Hinüber und Herüberschwanken kommt man zur Wahrheit. Doch müssen Sie nicht glauben, daß ich meynte, es fehle Ihrem Stück an der Realität, die ein Kunstwerk haben muß. Vielmehr habe ich bewundert, wie unbegreiflich gut es Ihnen gelungen ist, einem Stoff, für den nichts im Gemüth des Lesers vorbereitet ist, der nicht einmal auf einem schon die Seele füllenden Grunde erscheint, der ferner an sich sogar künstlich ist und bei minder guter Behandlung hätte spielend aussehen können, vor der Einbildungskraft volle Geltung zu verschaffen. Alles in diesem

Werk besteht nur durch die dichterische Form, und besitzt und bedarf nichts außer ihr.

Göthe's Eugenia bin ich sehr neugierig zu sehen. Ich höre aber sie soll noch nicht gedruckt seyn. Es giebt hier doch noch immer Wege, Bücher für nicht gar zu ungeheure Kosten hieherzubekommen, und ich werde gewiß dafür sorgen, Deutscher Kunst und Wissenschaft nicht fremd zu werden. Aus einer Stelle Ihres Briefs, liebster Freund, muß ich schließen, daß Sie meine Lage für anders halten, als sie ist. Sie scheinen zu glauben, daß sie mich sehr aus meinem ehemaligen gewohnten Kreise herauszieht. Das ist aber nicht der Fall, und wenn Sie einige Wochen lang hier seyn könnten, würden Sie finden, daß ich ziemlich, wie ehemals lebe. Sie müssen nur bedenken, daß mein Geschäft hier, der Natur der Sache nach, die Politik nur wenig angeht. Es verbindet mich daher nicht, mich, wie ich an andern Orten müßte, beständig in Gesellschaften herumzutreiben, und noch weniger macht mich Sorge oder große Verantwortlichkeit andern Beschäftigungen fremd. Der wichtigste Theil desselben besteht in einzelnen Angelegenheiten; diese gehen, dem eigentlichen Interesse nach, fast immer Privatleute an, und haben nur insofern für mich eine höhere Wichtigkeit, als man verlangt, daß ich sie gerade auf diese oder jene Weise betreiben soll, und als es einen selbst interessirt, dem Zwang, den man von Rom aus sogar auch in den entferntesten Gegenden noch ausüben möchte, so viel es angeht, zu steuern. Zeit kosten diese Dinge freilich, sie nehmen mir ein Paar Tage der Woche, wenn ich die weitläuftige Geschäftscorrespondenz mitrechne, ganz und an den übrigen viele Stunden mit Schreiben, Besuchen u. s. f. Die politische Correspondenz, wenn sie auch nur ein Berichten von Neuigkeiten ist, will auch besorgt seyn, und da ich chiffriren, déchiffriren, Abschreiben, alles selbst besorgen muß, so gehört freilich eine gewisse Arbeitsamkeit und Ordnung dazu, um fertig zu werden, und sich Freiheit neben her zu verschaffen. Doch geht das schon gut; wenn ich bisher noch nichts hier gearbeitet habe, so ist es mehr, weil Rom selbst ein eignes und langwieriges Studium ist, weil eine so neue

Natur — denn neu bleibt einem Rom, wenn man, möchte ich sagen, auch alles andre gesehen hat — um im Gemüth auszuwirken, Zeit braucht. Daher nennen wir uns oft im Scherz das Volk, das mit Spatzieren den Tag lebt. Dann ist auch gewiß wahr, daß wenn alle Zeit nur Zeit der Muße ist, und gar kein Zwang eine bestimmte Zeitanwendung fordert, man manche Zeit verliert. Ich verzweifle also nicht, ich hoffe vielmehr gewiß, hier auch wissenschaftlich noch immer aufs Mindeste gleich thätig zu seyn, als ehemals, und wenigstens, mein theurer Freund, seyn Sie überzeugt, daß mein Interesse, meine Richtungen sich nie ändern werden. Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschüttert; das Höchste in der Welt bleiben und sind die — Ideen. Diesen habe ich ehmals gelebt, diesen werde ich jetzt und ewig getreu bleiben, und hätte ich einen Wirkungskreis, wie der, der jetzt eigentlich Europa beherrscht, so würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehn, und das ist meine wahre Meynung. Es ist damit, wie mit der Erziehung. Man muß thun von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, was die Vernunft und der Verstand befehlen, mehr aber für sich, zu seiner und der Vernunft Beruhigung, als für die Sache. Wo man sich nicht entbrechen kann zu handeln, da giebt es nun einmal keinen andern Standpunkt und keinen andern Weg. So wie man sich aber auf den wahren Standpunkt der Betrachtung erhebt, so weiß man recht gut, daß in Erziehung und Regierung, aus der sorgfältigen wie aus der nachläßigen Behandlung, aus der zweckmäßigen wie aus der unsinnigen, aus dem Wohlstand wie aus dem Elend der Menschen, der Geist des Individuums, der Nationen und der Zeiten, wie eine Flamme herausschlägt, und daß nichts dabei zu thun ist, als zuzusehen, was sie ergreift. Dennoch will ich nicht läugnen, daß man nicht durch eine Geschäftslage Einiges wirklich aufopfert. Allein auch da hat es mir, ehe ich sie eingieng, nicht an Ueberlegung gefehlt. Ich war einige Jahre vorher in einer nicht glücklichen Stimmung für die Production; ich wußte so vielerlei, ich kannte manches besser, als viele andre, und doch schloß sich nichts fest zu einem Resultate

zusammen, ich konnte mit dem thätigen Theil meiner Existenz unmöglich zufrieden seyn. Es schien mir daher besser meiner Thätigkeit einen bestimmten, wenn gleich gewöhnlichen Gang zu geben, und ich suchte nur den aus, der im Stande war, mich zugleich wieder in einen wichtigeren einzuführen. Auch glaube ich mich in meiner Berechnung nicht geirrt zu haben. Rom hat schon erweckend und belebend auf mich gewirkt und fährt fort es zu thun; ich fühle mich fruchtbarer, als sonst; ungeachtet des absoluten Mangels an allem für Ideen und Empfindungen interessanten Umgang — denn darin sind die Li und ich nur auf einander reducirt — erhalte ich mich doch, und ohne Anstrengung, nur indem ich mich gehen lasse, lebendig in ihnen; noch also ist nichts das mich meinen Entschluß, meine Lage zu ändern, bereuen ließe. Ich habe mehr Muth und Selbstvertrauen, als sonst und besonders als in der Periode, die meinem Hergehn am nächsten vorherging. Denn ewig wird es mich schmerzen, daß zum letzten male Sie mich gerade in einem Augenblick sahen, wo ich deprimirter, als je, war. Es war der Moment des Ueberganges. Ich war unzufrieden (in Rücksicht auf mich selbst und meine Thätigkeit) mit meiner vorigen Existenz und ungewiß der folgenden. Sie würden jetzt zufriedener mit mir seyn.

Das waren Selbstgeständnisse, theurer Freund, zu denen ich gegen Sie immer offen bin, die ich aber nicht gemacht haben würde, wenn mich nicht eine Stelle Ihres Briefes darauf geführt hätte. Denn auch gegen den vertrautesten Freund rede ich nicht gern über mich, weil man über sich immer leichter schief urtheilt als über einen andern. Bleiben Sie mir, mein lieber guter, was Sie mir sind, und glauben Sie gewiß, daß, welche Entfernung uns auch immer trennen mag, mein Interesse Ihnen ewig gleich nah ist, und daß das Kleinste in Ihrer Beschäftigung mehr Wichtigkeit für mich hat, als alles was ich unternehmen könnte. Denn — ich muß schließen, wie ich anfing — Sie sind der glücklichste Mensch. Sie haben das Höchste ergriffen und besitzen Kraft es festzuhalten. Es ist Ihre Region geworden, und nicht genug, daß das gewöhnliche Leben Sie

darin nicht stört, so führen Sie aus jenem bessern eine Güte, eine Milde, eine Klarheit und Wärme in dieses hinüber, die unverkennbar ihre Abkunft verräth. So wie Sie in Ideen fester, in der Produktion sichrer geworden sind, hat das zugenommen, für Sie braucht man das Schicksal nur um Jahre zu bitten. Die Kraft und die Jugend sind Ihnen von selbst gewiß.

Ich danke Ihnen herzlich für die Bemühungen wegen eines Hofmeisters. Allein da jetzt Theodor allein ist, da seine Krankheit macht, daß er, nach dem Urtheil des Arztes, noch schlechterdings in Monaten nicht angestrengt werden darf, so ist Zeit und viel Zeit. Ich abstrahire daher von dem Menschen, den Grießbach vorschlägt, und bitte Sie nur, wenn sich Ihnen gelegentlich etwas darbietet — das Gute in solchen Fällen giebt immer der Zufall — an uns zu denken und es mir anzuzeigen. Wir haben bis gegen den Herbst künftigen Jahres Zeit. Seyn Sie so gütig dies auch Fernow zu sagen.

Daß Göthe Niemer genommen hat, freut mich außerordentlich. Er ist ein sehr braver Mensch und zum Unterricht im Griechischen unübertreflich. Mit Rührung habe ich oft bemerkt, als er fort war, wie unglaublich gute Fortschritte Wilhelm bei ihm gemacht hatte, und wie richtig und zweckmäßig er ihn behandelt hatte, und ich kann mir darüber ein Urtheil anmaßen, weil ich gerade über Sprachunterricht jetzt sehr viel gedacht habe. Bei uns konnte der arme Mensch nicht gedeihen. Er mußte fort, so weh mir es that. Denn ich wußte recht gut, was ich verlor. Allein das war, wie Sie, glaube ich, wissen, bloß individuell.

Für Fernow und auch zur Belustigung Göthe's, Meyers und Ihrer sende ich Ihnen einen gar possirlichen Brief Reinharts.

Ich höre ja es wird in Jena eine neue LitteraturZeitung erscheinen. Ich werde natürlich diese und nicht die ausgewanderte halten. Sagen Sie mir indeß doch, ob auch Hofnung ist, daß sie wirklich mit Neujahr anfängt, daß sie wenigstens einige Jahre dauert, und daß sie, wenigstens im Anzeigen der Schriften, einigermaßen allgemein sey. Jena's Verfall dauert mich sehr, allein in erster Instanz ist doch wohl der Herzog Schuld daran.

Die Li umarmt Sie und Caroline und Lolo. Grüßen Sie von uns beiden herzlich Göthe und Meyer. Mit inniger Freundschaft von ganzer Seele

Ihr

H.

Noch muß ich einmal auf Theodor zurückkommen. Sie glauben nicht welche Lebendigkeit, welche innere Beweglichkeit und welche intellektuelle Kraft der kleine Junge zeigt. Sie wissen, wie zerstörend Nervenfieber auf den Geist, namentlich auf das Gedächtniß wirken. Er aber hat nicht ein Wort vergessen von dem, was er vorher wußte. Einige Griechische und Lateinische Verse, die ihm Riemer im Scherz beigebracht hatte, sagt er noch jetzt mit gleicher Fertigkeit. Selbst jedes kleinen Umstandes in der Krankheit erinnert er sich. Desto mehr aber, glaube ich, muß man eben diese Lebendigkeit schonen.

---

69. Schiller an Humboldt.

Weimar 2 April 1805.

Ich könnte es vor dem Himmel nicht verantworten, theurer Freund, wenn ich die schöne Gelegenheit, die sich mir darbietet, Ihnen ein Wort des Andenkens zu sagen, unbenutzt ließe. Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsre Geister immer zusammen hiengen, und es macht mir Freude zu denken, daß ich mich auch nach dem längsten Stillstande, mit gleichem Vertrauen wie da wir noch zusammen lebten, an Ihr Herz legen kann. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine Räume. Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen, und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge.

Daß ich in dieser langen Zeit unsers stockenden Briefwechsels auf meine Art thätig war, wissen Sie und haben es wie ich denke gelesen. Ich wünschte auch von Ihnen selbst zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden sind, es ist ein erlaubter Wunsch, denn bei allem was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir so oft in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir, in Gedanken, auch noch jezt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekt herauszukommen, mir selbst gegenüber zu stellen versuche, so geschieht es gerne in Ihrer Person und aus Ihrer Seele.

Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet seyn kann, den materiellen Foderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andre von dem Zeitstrom ergriffen, er kommt selbst wider Willen mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten. Und so kann es leicht geschehen seyn, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe.

Seit dem Tell haben Krankheiten und Zerstreuungen meine Thätigkeit öfters unterbrochen; eine Reise nach Berlin im vorigen Frühjahr, darauf im Sommer eine heftige Krankheit, und dieser furchtbar angreifende Winter haben mich ziemlich von meinem Ziel verschlagen. An Vorsätzen und Entwürfen fehlte es zwar nicht, aber ich schwankte zu lange hin und her und habe mich erst seit einigen Monaten für eine neue Tragödie entschieden, die mich wohl bis Ende dieses Jahrs beschäftigen wird. Um diesen Winter doch nicht ganz unthätig zu seyn, habe ich, da ich nichts eigenes machen konnte, die Phedre von Racine übersezt und spielen lassen, und diese, nicht so ganz leichte Arbeit hat mir eine angenehme Uebung gegeben. Zur Ankunft unserer

Erbprinzessinn machte ich ein kleines Vorspiel, das ich Ihnen hier beilege. Es ist ein Werk des Moments und im Verlauf weniger Tage ausgedacht, ausgeführt und dargestellt worden. Eine Sammlung meiner Theaterstücke, womit diesen Sommer der Anfang gemacht wird, wird mit diesem Vorspiel, dem Carlos und der Jungfrau von Orleans eröfnet.

Goethe war diesen Winter wieder sehr krank und leidet noch jezt an den Folgen. Alles räth ihm ein milderes Clima zu suchen und besonders dem hiesigen Winter zu entfliehen. Ich liege ihm sehr an, wieder nach Italien zu gehen, aber er kann zu keinem Entschluße kommen, er fürchtet die Kosten und die Mühseligkeiten, auch mögen ihn vielleicht andere Einflüße binden. Unter diesen Umständen hat er freilich nicht viel im poetischen leisten können, aber Sie wissen daß er nie unthätig, und sein Müßiggang nur ein Wechsel der Beschäftigung ist. Er hat in diesem Winter eine ungedruckte sehr geistreiche Satyre von Diderot übersezt, die diesen Sommer bei Göschen herauskommt. Auch ist er mit Herausgabe ungedruckter Briefe von Winkelmann beschäftigt und zuweilen ließ er sich auch mit vieler guter Laune in der LitteraturZeitung hören. Er wird, wenn es irgend seine Gesundheit erlaubt, Ihnen gewiß auch mit dieser Gelegenheit schreiben. Wir sahen uns diesen Winter selten, weil wir beide das Haus nicht verlassen durften.

Daß ich Anträge gehabt, mich in Berlin zu fixieren, wissen Sie, und auch daß mich der Herzog von Weimar in die Umstände gesezt hat, mit Aisance hier zu bleiben. Da ich nun auch für meine dramatische Schriften mit Cotta und mit den Theatern gute Accorde gemacht, so bin ich in den Stand gesezt, etwas für meine Kinder zu erwerben, und ich darf hoffen, wenn ich nur bis in mein fünfzigstes Jahr so fortfahre, ihnen die nöthige Unabhängigkeit zu verschaffen. Sie sehen daß ich Sie ordentlich wie ein Hausvater unterhalte, aber ein solches Häuflein von Kindern als ich um mich habe, kann einen wohl zum Nachdenken bringen.

Uebrigens leben wir hier in einem sehr angenehmen Verhältniß, und ich habe es noch keinen Augenblick bereut, daß ich

es dem Aufenthalt in Berlin vorgezogen habe. Wäre ich freilich ein ganz unabhängiger Mensch, so würde ich dem Süden um vier Grade näher rücken.

Von unserer litterarischen Welt überhaupt kann ich Ihnen wenig berichten, denn ich lebe wenig mehr in ihr. Die speculative Philosophie, wenn sie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohle Formeln verscheucht, ich habe auf diesem kahlen Gefild keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grundideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz und schon allein um ihrentwillen muß man sich glücklich preisen in dieser Zeit gelebt zu haben. Um die poetische Production in Deutschland sieht es aber höchst kläglich aus, und man sieht wirklich nicht, wo eine Litteratur für die nächsten 30 Jahre herkommen soll. Auch nicht ein einziges neues Product der Poesie weiß ich Ihnen seit langer Zeit zu nennen, was einen neuen Nahmen an der Spitze trüge, und was einem Freude machte. Dagegen regt sich die eselhafte Nachahmungssucht der Deutschen mehr als jemals, eine Nachahmung die bloß in einem identischen Widerbringen und Verschlechtern des Urbilds besteht. Solcher Nachahmungen hat auch mein Wallenstein und meine Braut von Messina vielfach hervorgebracht, aber man ist auch nicht um einen Schritt weiter gefördert.

Aber nun auch genug von meinen und von den deutschen Angelegenheiten. Ich wünschte mir anschaulich zu machen, wie Sie in Rom leben und worinn Sie leben. Der deutsche Geist sizt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken. Frau von Stael hat mich bei ihrer Anwesenheit in Weimar aufs neue in meiner Deutschheit bestärkt, so lebhaft sie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unsrigen fühlbar machte. Im philosophieren und im poetischen Sinne haben wir vor den Franzosen einen entschiedenen Schritt voraus, wieviel wir auch in allen andern Stücken neben ihnen verlieren mögen.

Haben Sie Ihre Bekanntschaft mit Schlegeln nun in Rom erneuert und wie stehen Sie mit ihm? Die Welt vernimmt jezt wenig von diesen beiden Brüdern, aber das Unheil, was sie in

jungen und schwachen Köpfen angerichtet, wird sich doch lange fühlen, und die traurige Unfruchtbarkeit und Verkehrtheit die jezt in unserer Litteratur sich zeigt, ist eine Folge dieses bösen Einflußes.

Sagen Sie der guten Li meine herzlichsten Grüße, es war für mich eine schmerzliche Freude, als ich sie im vorigen Jahr hier wieder sah, und ich läugne nicht, daß ich sehr viel für sie gefürchtet. Desto inniger freuen mich nun die guten Nachrichten, die wir von ihr gehört. Auch dem Herrn Kohlrausch bitte ich mein Andenken zu erneuern.

Ich ersuche Sie, liebster Freund, innliegenden Brief an Graß ja recht bald zu besorgen. Er wartet schon fast ein Jahr auf meinen Brief und wird mich beinahe aufgegeben haben.

Tausendmal umarme ich Sie, mein theurer Freund, und wünsche, daß mich dieser Brief Ihnen ganz so, wie Sie mich sonst gekannt, wieder darstellen möchte.

Schiller.

Anhang.

Brief Humboldts an Körner

vom 8. Juni 1805.

Briefwechsel zwischen Humboldt und Körner

im Februar bis Mai 1830.

Humboldt an Körner.

Rom, den 8. Junius, 1805.

Tausend Dank für den Einfall, mein theurer geliebter Freund, mir gerade jetzt, nach Schillers Tode, wieder zu schreiben. Auch mir sind Sie zuerst eingefallen; wir standen in vieler Rücksicht in gleichem Verhältniß zu ihm, und haben gleich viel verloren. Mir ist es in der That, als hätte ich auf einmal eigentlich den Leitstern aller meiner intellektuellen Richtungen verloren, und ich wage es noch nicht zu entscheiden wie es eigentlich auf mich wirken wird. Wenn ich bis jetzt etwas schrieb, wenn ich nur einen Entwurf machte zu schreiben, dachte ich mir eigentlich ihn als einzigen Beurtheiler und Richter. Alles Beste in mir war immer an ihn gerichtet, und zugleich gab er mir auch immer die Stimmung und Kraft. Mit unendlicher Wahrheit sagen Sie, mein Lieber, daß in seinen Dichtungen das Persönliche eine so große Wirkung ausübte. Wirklich sprach er die Menschheit nur immer in ihren höchsten Momenten aus und erschien bei weitem mehr individuell, als Göthe. Wenn Sie unter dem Idealischen das Gebiet der Ideen verstehen, so weiß ich ihn nicht besser zu charakterisiren, als daß er von diesem Idealischen durchdrungen war, und kaum je von etwas Anderm nur leicht berührt wurde. Geradezu etwas über ihn zu schreiben, denke ich nicht. Es würde ihm nur schaden. Wollte ich schreiben, wie ich denke, so würde man über Partheilichkeit und vorgefaßte Meinung schreien, und kalt abwägen, in den großen Seiten nicht den Quell mahlen, aus dem die Kraft hervorströmte, sondern die Dämme und Beschränkungen, in welchen der Zufall sie manchmal festhielt, die kleinen Schwächen abwägen, um hernach ein abgezirkeltes Urtheil zu fällen, das mag ein andrer über den Todten thun. Aus dieser Schwierigkeit den Ausgang zu finden, denn einen Ausgang giebt es freilich, gehört ein Feuer der Empfindung, eine Glut der Darstellung dazu, die den Leser zu der Begeisterung mit fortreißt in der man einen großen Geist sehen muß, wenn man ihn und nicht sein zufälliges Schicksal sehen will. Dazu ist mir die Fähigkeit versagt. Allein führte mich irgend ein Gegenstand gelegentlich auf ihn, ja dann, mein Lieber, würde ich mich gern über ihn und mit aller Wärme aussprechen, die mir sein bloßer Name einflößt. Und was können leicht wir beide in Ideen schreiben, wo er nicht mitten unter uns träte?

Haben Sie aber nicht auch bei diesem Tode, mein theurer Freund, das Gefühl gehabt, daß die bessere Welt vor uns hingeht, und wir der minder guten Preis gegeben bleiben. Mir hat dieser Verlust eines der stärksten Bande gelöst, die mich an Deutschland knüpften. Es ist, als bannte mich das Schicksal immer fester in dies Land, das nur Schatten beleben, und in dem alles Lebendige nur wie durch Zufall in eine Einöde gebannt scheint. Möchten Sie nur einmal diese trümmerbedeckten Hügel, diese wüsten Fluren, und diese langsamen gelben Tiberwogen gesehn haben! um ein anschauliches Bild davon zu haben. Wenn Sie recht lebhaft zu fühlen vermögen, wie es in der Seele wird, wenn sie sich durch und durch in Vergänglichkeit und Trümmer versenkt, aber die Trümmer die Trümmer einer Welt sind, so haben Sie den Eindruck den Rom auf mich macht. Das erste Gefühl ist Wehmuth, aber die Unermeßlichkeit des Dahingeschwundenen giebt der Wehmuth eine Größe, die wieder heiter wird, und wieder in lichtem Aether über der Erde schwebt. Alles was einen großen Eindruck macht, oder alles was in rechter Stimmung empfunden wird, wirkt, dünkt mich, symbolisch. Das Unbekannte und Nie zu Erkennende strebt in einem sichtbaren Zeichen aus. Sich selbst so zu einem Symbole des Weltalls umzuschaffen, wäre die höchste Aufgabe der Menschheit. Gehen Sie von dieser Idee aus, die, wie ich gern gestehe, jetzt und seit längerer Zeit meine Lieblingsidee ist, und für mich den Schlüssel alles Daseyns, wie es ist und seyn soll, enthält, so ist Rom das Symbol zugleich der Vergänglichkeit und des Weltzusammenhangs wie er intellektuell und ästetisch für uns existirt. Hier gewann Griechische Kultur Festigkeit und von hier zerstreute sie sich und gieng aus in die Ferne und in die Irre. Hier nahm das Christenthum und mit ihm aller sentimental religiöse Mysticismus denselben Gang. Um daher durch die Phantasie in diesen Mittelpunkt der Weltansicht gestellt zu werden, muß man hierher gehen, und hier lang bleiben. In fruchtbarer Einsamkeit legen sich erst hier die Weltgestalten deutlich und ruhig aus einander, Gedanke und Empfindung schmilzt klar, Wehmuth und Frohsinn heiter in einander über, und auf der Gränze zwischen Leben und Tod, tritt man leichter in jenem auf und neigt sich sanfter zu diesem hinüber.

Hier haben Sie, Lieber, mit wenig Worten, meine Ansicht meines Aufenthalts hier und den Schlüssel meiner Existenz. Ich fühle mich sehr glücklich, ich bin nie heitrer in einer doch sehr verwickelten Geschäftsthätigkeit, nie fruchtbarer in Ideen, nie poetischer gestimmt, nie zufriedner mit meiner häuslichen Lage, nie ungetheilter dem Andenken derer die ich verloren habe, gewidmet gewesen als hier. Es fehlt mir bloß Eins, nach dem ringe ich, aber ich weiß nicht, ob ich es je erreichen werde. Es ist mir oft, als hätte mir die Natur nur Auge das Hohe zu sehen, und Sinn das Tiefe zu fühlen gegeben, aber Flügel und Sprache versagt. Ich möchte etwas gemacht haben, in dem ich mich selbst eigentlich achten könnte, eine Reihe von Ideen entwickelt haben, durch welche die innere Ansicht der Menschheit weiterrückte.

Solange ich hier bin, denke ich darauf. Nach und nach hat der rohe Entwurf in meinem Kopf einige Gestalt bekommen, da er eben begann, sich der Ausführung zu nähern, ist mir Schiller entrissen worden, auf den dabei alles berechnet war. Ich habe nemlich nicht lange nach einem Gegenstande herumgesucht, an dem ich mich prüfen könnte. Das Einzige, was mir in dieser Art Befriedigung gewähren kann, ist mich selbst auszusprechen. Das Letzte im Menschen, dessen Daseyn einmal Denken und Beobachten ist, ist immer das Resultat, in dem er die Betrachtung seiner und der Welt verknüpft. Dies von mir wollte ich schildern, wollte es Schillern gegenüber, in freien an ihn gerichteten Bruchstücken thun. Diese Form ist jetzt unmöglich, die Sache gebe ich natürlich nicht auf. Wenn ich mich deutlich ausgedruckt habe, so werden Sie sehn, daß, was ich zeigen möchte, eigentlich das Daseyn, die Bedeutung und der Fortschritt des intellektuellen Lebens in dem Individuum, der Natur und der Geschichte ist. Ich fühle daß der Gegenstand groß ist, tief wie jede Philosophie und umfassender, weil er nicht bei einem menschlichen Vermögen, der Speculation, seine Gränze findet, aber er ist nicht eigentlich weitläuftig. Es ist nicht nöthig einen weiten Raum zurückzulegen, es kommt nur darauf an den eigentlichen Gesichtspunkt zu finden und alles springt von selbst ins Auge. Man muß sich bloß vielfach hin und her wenden, Nationen und Zeiten durchlaufen, um von verschiednen Seiten aus diesem Punkte beizukommen; denn unmittelbar und gerade möchte kein Weg dahin führen.

Um nur überhaupt noch meine Fähigkeit so isolirt, wie ich hier bin, zu arbeiten, zu prüfen, habe ich vorigen Sommer und Herbst den Agamemnon fertig übersetzt und das schon Gemachte überarbeitet. Im Winter sollen Sie ihn gedruckt haben und mir Ihr Urtheil sagen. Die Basken sind ein Stück schnell fortgerückt und dann liegen geblieben. Aber es kommt nur auf ein Paar Monate an, und die will ich ihnen jetzt widmen. Daß ich solange schwieg, liebster Körner, geschah zum Theil mit Fleiß. Sie hatten mir gesagt, Sie hätten keine Freude an meinem Seyn in Italien, wenn Sie nicht sähen, daß ich hinfort auch für mich thätig seyn könnte; daher wollte ich nicht mit leeren Händen vor Ihnen erscheinen. Jetzt schreiben Sie mir oft. Wir sind unglücklicherweise jetzt allein. Lassen Sie uns treu zusammenhalten, und rechnen Sie auf meine Liebe zu Ihnen und mein Andenken an Schiller. Meine Frau grüßt mit mir Sie und die Ihrigen herzlich. Ihr

H.

1. Humboldt an Körner.

Sie erinnern Sich vielleicht, mein theuerster Freund, daß ich den Schillerschen Erben schon vor mehreren Jahren die Erlaubniß zugesagt habe, meinen Briefwechsel mit ihrem Vater drucken zu lassen, und daß dies eine ausdrückliche Klausel in dem Contrakte mit Cotta geworden ist. Der Sohn in Trier hat mir vor einiger Zeit den Briefwechsel zugeschickt. Ich habe ihn durchgesehen und lasse ihn jetzt so abschreiben, wie ich ihn für den Druck bestimme. Sie würden mir aber einen unendlichen und einen größeren Gefallen erzeigen, als ich es Ihnen ausdrücken kann, wenn Sie mir erlaubten, Ihnen die Briefe, wie die Abschrift vorrückt, mitzutheilen, um mir Ihre Bemerkungen zu sagen, wo Sie vielleicht noch Etwas dem Drucke zu entziehen fänden. Das Beste wäre, daß Sie ein besonderes Blatt nähmen, und mit Bemerkung des Datums des Briefes die auszumerzende Stelle mit ihren Anfangs- und Schlußworten bezeichneten. Zugleich bitte ich Sie, die Schreibfehler, deren es gewiß noch in der Abschrift giebt, gleich selbst in dieser zu verbessern. Es kommen auch Stellen über Sie in den Briefen vor, über deren Beibehaltung ich nothwendig Ihren Willen kennen muß.

Mein Grundsatz ist gewesen, durchaus zu streichen:

1, Alles was Personen, besonders noch lebenden anstößig seyn könnte. Bey schon Verstorbenen, habe ich mehr darauf gesehen, ob noch Familie da ist, die es verletzen könnte.

2, Alles dasjenige was durchaus für das Publikum kein Interesse haben kann, wie z. B. die Unterhandlungen und Plackereien mit dem Verleger des Musenalmanachs im Jahre 1795. Von den häuslichen Angelegenheiten, Krankheiten der Kinder, Einrichten des Unterrichts u. s. f. habe ich zwar auch Manches jedoch nicht Alles gestrichen, da man sonst einem Briefwechsel alle Individualität benimmt.

Nun war freylich ein anderer Grund zum Streichen übrig, nemlich der, wenn ein Brief allgemeinen Raisonnements kein Interesse hat, wenn er halbwahre oder gar schiefe Ansichten enthält. Aus diesem Grunde habe ich gar nichts gestrichen, bloß aber deßhalb weil ich sonst, meiner Ueberzeugung nach, hätte so gut als den ganzen Briefwechsel zurückziehen müssen, was ich doch ohne Härte gegen die

Schillerschen Erben nicht kann. Wollte ich dasjenige zu Rathe ziehen, was, indem es meiner Ueberzeugung entspricht, meinem Rufe und meinem Nahmen hierin vortheilhaft wäre, so ließe ich von allen meinen Briefen nur die beiden aus Rom und von den übrigen noch vielleicht zwey ins Publikum kommen. Aus den angeführten Gründen aber muß ich auch Sie, mein theuerster Freund, bitten, bei Ihrem Ausmerzen gegen Briefe und Stellen, wo bloß allgemeine Ideen entwickelt sind, nachsichtsvoller zu seyn. Käme Ihnen doch aber Etwas vor, was gar zu langweilig wäre, so bitte ich Sie doch um recht freymüthige Anzeige. Die Briefe sind alle aus einer Zeit, in welcher Schiller in einen philosophischen Weg gerathen war, der zwar in sich einen sicheren und vortrefflichen Grund hatte, allein übrigens doch hätte anders geführt werden sollen. Ich bin ihm leider in diesem Wege zu sehr gefolgt, und habe dazu beigetragen ihn darin zu bestärken. Sie haben ihm dagegen, wie einige Stellen der Briefe bezeugen, warnende Winke gegeben. Da nun der ganze Briefwechsel diese Farbe trägt, so kann es mir unmöglich angenehm seyn, daß er ins Leben zurücktritt. Mein eigener Brief vom 22ten Oktober 1803 zeigt, daß ich dieses damals eingesehen habe, und eine noch stärkere Palinodie enthält ein Brief von Schiller den er mir nach Paris auf meine ästhetischen Briefe schrieb. Das einzige Trostreiche, was hierbei zu sagen ist, kann nur das seyn, daß für die Kenntniß von Schillers geistlichem Entwickelungsgange dieser Briefwechsel wichtiger, als der Göthische, und offenbar sehr merkwürdig ist.

Ich mache heute den Anfang Ihnen eine Anzahl von Briefen zu senden. Es sind bloß solche von mir, und sie folgen nicht genau auf einander. Ich kann aber die Abschrift nicht anders machen lassen, und werde das Arrangement meiner Briefe und der Antworten erst nach Vollendung derselben vornehmen. Es ist leicht, da jeder Brief einzeln abgeschrieben ist. Uebrigens aber muß ich bemerken, daß mein Briefwechsel von Schiller oder dessen Erben etwas sorglos behandelt worden ist. Es fehlen nicht nur offenbar Briefe, sondern manche endigen auch mitten im Satz, da das letzte Blatt abgerissen ist. Von den Schillerschen an mich habe ich gar nur wenige gerettet, da die Plünderung von Tegel durch die Franzosen mich um die meisten gebracht hat.

Ich darf Sie, theuerster Freund, wohl um baldige Rücksendung der Briefe ersuchen.

Wie leid es mir thut, Sie und die Ihrigen, denen ich mich auf das innigste empfehle, so gar nicht zu sehen, kann ich Ihnen nicht genug ausdrücken. Die Schuld liegt allerdings in meinem hiesigen Aufenthalte; allein um diesen aufzugeben, müßte ich zugleich Alles das, was mir jetzt mein Leben noch in stiller Selbstbeschäftigung werth macht, und vor allen Dingen meine innerste Stimmung und Ruhe aufgeben. Indeß wird ja das Frühjahr kommen, wo ich hoffen darf, daß Sie mir die Freude erzeigen, mich mit Ihrem Besuche hier zu erfreuen. Verzeihen Sie die Mühe, die ich Ihnen durch die in diesem Briefe enthaltene Bitte verursache, allein kein Mensch war

mit Schiller, außer mir selbst, so nahe vertraut, und Ihr Rath ist mir also auch natürlich der wichtigste.

Leben Sie herzlich wohl. Mit innigster Freundschaft

der Ihrige,

Tegel den 12ten Februar 1830. Humboldt.

---

2. Körner an Humboldt.

Durch Ew. Excellenz Auftrag finde ich mich sehr geehrt, und habe sogleich den gestrigen freyen Tag benutzt, um die mir übersendeten Briefe sorgfältig durchzugehen. Nach meiner völligen Ueberzeugung wäre bloß die Frage ob die Stelle im Briefe vom 17ten Julius 1795. über die Oßmannstädtische Majestät nicht etwas gemildert werden könnte, und ob im Briefe vom 18ten August 1795. die Bemerkung über Woltmanns Rudolph sich nicht erledige, da, wie ich in der Beylage bemerkt habe, im Druck eine andre Lesart ist. Dagegen habe ich mich sehr über die Stellen gefreut, die das Reich der Schatten und die Braut von Messina betreffen, und jeder Leser, dem es nicht an Empfänglichkeit fehlt, wird sie zu schätzen wissen. Was von Ihnen über philosophische Aeußerungen erwähnt wird, die Ihnen jetzt weniger befriedigend sind, wird wohl erst in den Briefen vorkommen, die ich noch zu erwarten habe. Mittheilungen über Familien-Angelegenheiten, aus denen sich ein inniges freundschaftliches Verhältniß ergiebt, sind gewiß nicht ohne Interesse für einen achtbaren Theil des Publikums. Bey den Stellen, die mich selbst betreffen, habe ich gar nichts zu erinnern gefunden. Es ist sehr Schade um den Verlust eines Theils dieses Briefwechsels. Mit Verlangen sehe ich Ihren ferneren Mittheilungen entgegen.

Tegel ist jetzt für uns eine Entfernung wie Petersburg. Bald werden wir nicht mehr aus dem Hause können. Die Kurstraße ist — Dank sey es der hiesigen Polizey — bald ganz unter Wasser.

Meine Frau war einige Tage sehr unwohl, jetzt aber geht es besser. Sie und ihre Schwester lassen Ihnen viel Herzliches sagen. Beyde bedauren, wie ich, unsere jetzige Trennung und hoffen auf den Frühling.

Mit inniger Anhänglichkeit

der Ihrige

Berlin den 16. Februar 1830. Körner.

Brief vom 14. Januar 1793. In der angestrichenen Stelle fehlt ein Wort, vielleicht: noch.

Brief vom 25. August 1795. S. 5. Zeile 2. Die Worte: „aus dem 2." sind unverständlich. Sollte hier nicht ein Schreibfehler seyn?

Brief vom 18. August 1795. S. 13.

Die Stelle in Woltmanns Gedichte: Rudolph von Erlach (Musen-Almanach 1796. S. 17.) heißt:

Beglänzt die Wand, des Alters Freude p

und scheint mir deutlich, obwohl etwas unbehülflich. Das Schwert ist des Alters Freude, und die Hunde kennen es, weil beyde in Rudolphs Schlacht vorausliefen.

---

3. Körner an Humboldt.

Erfreulich war es mir, daß Ew. Excellenz meine Bemerkungen so freundlich aufgenommen haben. Die zweyte Lieferung giebt mir darzu fast gar keine Veranlassung. Sehr willkommen waren mir Ihre Urtheile über einige Schiller'sche Gedichte, und dieß wird bey vielen Lesern der Fall seyn. Nur in dem Briefe vom 11. September 95. verstimmte es mich, daß Sie nöthig gehabt hatten Schillern über die Besorgnisse wegen Mangel an Absatz der Horen zu beruhigen. Solcher Autorjammer in dem Briefwechsel mit Göthen hatte mir unangenehme Empfindungen gemacht, und daher kam es wohl, daß ich ungern wieder Spuren von etwas Aehnlichem fand. Ihrem Ermessen gebe ich gänzlich anheim, ob Sie diese Stelle etwa abzukürzen für gut finden.

Meine Frau ist wiederhergestellt, und mit ihrer Schwester geht es auch besser. Beyde empfehlen sich Ihrem Andenken.

Berlin den 24. Februar 1830.

Körner.

---

4. Humboldt an Körner.

Sie empfangen hier, theuerster Freund, eine abermalige Fortsetzung meiner Briefe an Schiller. Ihre sehr richtige Bemerkung wegen der Klagen der Autoren über Absatz habe ich dankbar benutzt. Ich habe nicht nur die mir angezeigte, sondern auch andere ähnliche Stellen gänzlich hinweggelassen.

Die Briefe haben mich darauf geführt, mich mit der Folge der Schillerschen Werke zu beschäftigen; ich habe aber leider Ihre Lebensbeschreibung nicht, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir dieselbe bei der Rücksendung dieser Briefe auf einige Tage mittheilen wollten. Noch wüßte ich sehr gern: In welchem Jahre Schiller *angefangen* hat, am Don Carlos zu arbeiten? und ob er, als er die philosophischen Briefe in der Thalia schrieb, schon von Kantischer Philosophie Kenntniß genommen hatte? Ich glaube nicht, sein Kantisches Studium scheint mir erst mit Anmuth und Würde

zu beginnen, und von der Kritik der Urtheilskraft und der Sittenlehre ausgegangen zu seyn.

Leben Sie herzlich wohl. Mit der innigsten Freundschaft der Ihrige,

Tegel den 7ten März 1830. Humboldt.

5. Körner an Humboldt.

Die mir zuletzt von Ew. Excellenz mitgetheilten Briefe waren für mich besonders anziehend durch gehaltvolle Urtheile über einige Gedichte Schillers und seinen poetischen Charakter überhaupt. Neu war mir, daß er von Ihnen, Herdern und mir zugleich ein Gutachten über seinen Dichter-Beruf verlangt hatte. Meinen Brief habe ich aufgesucht und gefunden, und es hat mich gefreut, daß er in den wesentlichsten Punkten mit Ihren Bemerkungen übereinstimmte. Schiller hatte oft Anwandlungen von übermäßiger Bescheidenheit und Muthlosigkeit, wenn er ein Göthisches Werk gelesen hatte, das ihn vorzüglich begeisterte, und worin er etwas fand, was er nie zu erreichen hoffte. Alsdann kam es bloß darauf an, ihn auf seinen eignen Werth aufmerksam zu machen, und dieß war der Innhalt meines Briefs. Tiefer sind Sie eingegangen, und besonders, was Schillers Verhältniß zu den Griechen betrifft.

In diesem Briefe vom 23. October 95. S. 8. ist ein Schreibefehler zu verbessern. Statt Gewährung muß es: Gewöhnung heißen.

Den Theil von Schillers Werken, der meinen biographischen Aufsatz enthält, lege ich bey. Am Carlos hat Schiller schon im Jahre 1783. zu arbeiten angefangen, aber die zuerst in der Thalia gedruckten Scenen sind nachher ganz abgeändert worden.

Mit der Kantischen Philosophie wurde Schiller erst in Weimar und Jena bekannt. In Dresden beschäftigte ihn außer der Poesie nur die Geschichte. Die philosophischen Briefe entstanden aus Materialien die er in seinen früheren Papieren gefunden hatte, und worzu er damals wenig hinzufügte. Er, Huber, und ich hatten damals allerley schriftstellerische Plane für die Thalia, und mir hatte Schiller die Rolle des Raphael in den philosophischen Briefen zugetheilt. Er verlor aber bald die Lust an dieser Arbeit, und vielleicht mit durch meine Schuld.

Tausend Empfehlungen von den Meinigen.

Berlin den 9. März 1830.

Körner.

6. Humboldt an Körner.

Ich fahre, theuerster Freund, in der Sendung meiner Briefe fort, behalte aber, wenn Sie es mir erlauben, Ihre Lebensbeschreibung noch bey mir. Ihre freundliche Aufnahme meiner Briefe thut mir ausnehmend wohl, und bringt mir beinahe eine bessere Idee von denselben bei, als ich ursprünglich hatte. Ihre Lebensbeschreibung hat mich aufs Neue sehr interessirt, sie giebt durch die eingeschalteten Briefe, besonders aber durch einzelne von Ihnen eingeschaltete treffende Bemerkungen einen sehr vollständigen Begriff von dem Lebens- und Ideengange Schillers. Wollten Sie denn aber nicht wenigstens einzelne Briefe von Schiller an Sie, und von Ihnen an ihn der neuen Ausgabe beifügen? so z. B. die beyden Briefe, deren Sie erwähnen, über Schillers Dichterberuf. Sie reden auch in der Lebensbeschreibung von den Briefen zwischen Schiller und Dalberg in Manheim auf eine Weise, als hätten Sie dieselben unter Augen gehabt. Diese wäre es doch ganz unschädlich und sehr interessant herauszugeben, oder sind sie, ohne daß ich es weiß, bereits gedruckt? Wo befindet sich denn das Manuscript?

Tausend Grüße an die Ihrigen. Leben Sie herzlich wohl. Mit der innigsten Freundschaft der Ihrige

Tegel den 13" März 1830.

H.

---

7. Körner an Humboldt.

In den zuletzt von Ew. Excellenz mir übersendeten Briefen, die ich wieder beylege, habe ich gar nichts gefunden, wobey ein Bedenken seyn könnte, vielmehr ist mir der tiefe Sinn und die Wärme, mit der Sie einige Produkte Schillers aufgefaßt haben, so wie die Bemerkungen über die Griechen sehr erfreulich gewesen.

Daß Sie mit meiner Lebensbeschreibung zufrieden sind, thut mir sehr wohl. Auch haben Sie mich wirklich schon dahin gebracht in den Schiller'schen Briefen an mich nachzusuchen, ob vielleicht noch einzelne Stellen gedruckt werden möchten. Mir wäre besonders darum zu thun solche auszuwählen, worin seine Gemüthlichkeit sich ausgesprochen hätte, da einige Recensenten des Briefwechsels mit Göthe für gut gefunden haben Schillern bloß als hart und bitter, Göthen hingegen mild und freundlich darzustellen.

Briefe zwischen Schiller und dem Mannheimer Dalberg habe ich allerdings in einer Zeitschrift gedruckt gelesen, besitze sie aber nicht. Der Innhalt gefiel mir nicht, weil eine gewisse Abhängigkeit Schillers von Dalberg daraus hervorgieng, die mir einen widrigen Eindruck machte. Von dem nachherigen Fürst Primas sind aber wohl Briefe

in den Händen der Frau von Wolzogen, die interessant seyn können.

Die Meinigen sind wohl und empfehlen sich Ihrem Andenken.

Berlin den 16. März 1830.

Körner.

8. Humboldt an Körner.

Sie empfangen heute, theuerster Freund, die vorletzte Sendung der Briefe, meist von Schiller. Sie sind fast alle sehr bedeutend. In einem derselben werden Sie folgende Phrase finden „die Arbeit fängt mir an zu entleiden". Ist Ihnen dieß Wort bekannt? Adelung hat es nicht. Vielleicht ist es ein Oberdeutscher Ausdruck. Es kommen mehrere solcher Sprachverschiedenheiten vor, z. B. das Aderlaß. Da die Hand höchst deutlich ist, so habe ich an diese Dinge nicht gerührt. Man muß einen Unterschied zwischen einem Briefe und einem Buche machen.

Ich habe mich unendlich gefreut, Sie alle neulich zu sehen. Der Frühling kommt auf dem Lande mit Macht. Wir sind jetzt bei der Gartenanlage um das Grab. Es ist eine doppelt wehmuthsvolle Beschäftigung gerade in diesen Tagen.

Grüßen Sie herzlich die Ihrigen, und leben Sie innigst wohl. Ganz der Ihrige

Tegel den 28" März 1830.

H.

9. Körner an Humboldt.

Sehr dankbar bin ich wiederum Ew. Excellenz für die Mittheilung der anbey zurückfolgenden Briefe. Das Wort: entleiden statt verleidet werden ist allerdings auffallend und ohne Zweifel ein Provinzialism.

Das Datum des Schillerschen Briefs vom 2. April 1803. ist in der Jahrzahl unrichtig. Die Huldigung der Künste, die darin erwähnt wird, wurde nach der Notiz in der Ausgabe des Theaters Theil 1. erst am 12. November 1804. aufgeführt.

Ob die CaviarsBestellung im Briefe vom 25ten Januar 1796. stehen bleiben soll, gebe ich Ihnen anheim. Stellen dieser Art haben in dem Briefwechsel mit Göthe Anstoß gegeben. Einen Anstoß andrer Art wird Hengstenberg, der in der evangelischen Zeitung Schiller und Göthe wegen des Briefwechsels für Heyden erklärt hat, vielleicht in der Stelle finden, wo Schiller in dem Briefe vom 4. Januar 1796 von dem heiligen Christe schreibt, den ihm Schütz durch eine Recension hat bescheren wollen.

In den Briefen vom 17. Februar und 2. April 1803. wird ein gewisser Graß erwähnt. Ist das etwa der Maler Grassi, der früher in Dresden war? Schiller kann ihn wohl dort gesehen haben, aber in besonderm Verkehr hat er meines Wissens nicht mit ihm gestanden.

Zugleich lege ich die Fragmente bey, die ich aus Schillers Briefen an mich für den Druck ausgewählt habe, und deren weitere Beförderung Sie gütigst übernommen hatten. Indessen überlasse ich Ihrem Ermessen zu streichen, was Sie etwa bedenklich finden.

Vor ein Paar Tagen las ich im Globe einen Auszug aus einer Schrift über Kants letzte Lebensjahre, und fand darin, daß Kant auch eine gewaltige Aversion gegen das Bier gehabt habe. Er hat sogar behauptet, daß das Leben dadurch verkürzt werde. Wird Ihnen Kant dadurch nicht noch lieber?

Die Meinigen sind wohl, und bald wird man es wagen können, wenn das gute Wetter anhält, eine Reise nach Tegel in Vorschlag zu bringen.

Viel Herzliches von den Meinigen.

Berlin den 30. März 1830.

Körner.

---

10. Humboldt an Körner.

Ich schicke Ihnen, theuerster Freund, anliegend die letzte Sendung der Schillerschen Briefe, habe Ihnen aber vorzüglich meinen herzlichsten Dank für Ihre gütige Mittheilung vom 30" März abzustatten.

Ich hatte auch schon selbst Bedenken wegen des Caviars und heiligen Christ's. Ich ließ den ersteren stehen, damit man seine ganze Geschichte durch beide Briefsammlungen übersehen könnte, den letzteren deswegen, weil ich mich sehr ungern entschließe, der evangelischen Kirchenzeitung einen Gefallen zu thun. Indeß haben Ihre Bemerkungen über beides gesiegt, und beide Stellen sind gestrichen. Der Brief vom 2" April ist allerdings von 1805. Die Jahreszahl war nur in Schillers Handschrift etwas undeutlich.

Der Maler Graß, der vielleicht nun todt ist, war ein Liefländer, und nicht von Hause aus ein Maler; meine Frau und ich haben ihn in Rom viel gekannt. Ich dächte mich genau zu erinnern, daß er sich früher in Jena und Rudolstadt aufgehalten hätte. Dort hat wahrscheinlich Schiller seine Bekanntschaft gemacht.

Mit den Fragmenten aus den Briefen an Sie machen Sie, theuerster Freund, der neuen Ausgabe ein sehr interessantes Geschenk. Es sind sehr schöne Stellen über die Künstler darin, und die Schilderung des Lebens Schillers mit Herder und Wieland hat einen eigenen Reitz. Ich bin nur auf eine einzige Stelle gestoßen bey der

ich angestanden habe, ob man sie stehen lassen sollte. Es ist folgende über Herder:

Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer; aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe. Die unterstrichenen Worte greifen tief in den Charakter ein, und dieß spricht allerdings gegen die öffentliche Mittheilung. Sie sind aber auch den Mann so wahrhaft bezeichnend daß man sie ungern weglassen würde. Entscheiden Sie selbst darüber.

In den Briefen vom 12" August 1787 und 19" November desselben Jahres kommen zwey Stellen vor, die ich nicht recht verstehe. Die Schuld liegt vielleicht an mir, doch könnte es mehreren Lesern so gehen. Es heißt nehmlich in ersterem Briefe von Voigt

er hatte mir eine Visite heim zu geben, wo ich ihn verfehlt hatte, und wollte nur eine Viertelstunde bleiben. Aus dieser wurden aber u. s. f.

Ich kenne erstlich den Ausdruck heim zu geben nicht. Soll es heißen zu erwiedern? Dann paßt auch das Verfehlen, und dennoch bleiben nicht miteinander. Im zweyten Briefe heißt es:

das Wielandische Haus thut mir wohl bis Jena hinaus.

Dieß soll wohl heißen: auch noch wenn ich in Jena bin. Ich habe aber gar nicht geglaubt, daß Schiller im Jahre 1787 schon in Jena gewesen wäre. Für die Anecdote über Kant bin ich Ihnen wahrhaft verbunden. Die Philosophie ist doch immer erhabener, als die Poesie. Denn Schiller und Göthe tranken immer Bier, und Göthe thut es noch jetzt, ohne alle Scham, wenn auch Leute dabei sind.

Der Frühling kommt allerdings sehr schön heran, und ein Besuch von Ihnen und den Ihrigen hier wird mir sein früheres Erscheinen doppelt werth machen. Caroline kommt gleich nach dem Feste hierher, um hier zu bleiben, und Sie bringen dann wohl mal einen Tag bei uns zu. Mit den Nachmittagsbesuchen ist nichts zu machen, besonders da Sie doch mit Recht die Abendluft scheuen.

Leben Sie herzlich wohl. Mit innigster Freundschaft

Tegel den 4" April 1830.

Humboldt.

---

11. Körner an Humboldt.

Mit Bedauren, daß es die letzte Lieferung ist, sende ich Ew. Excellenz die mir gütigst mitgetheilten Briefe zurück. Viel Interessantes und Charakteristisches ist gerade noch in diesen Briefen, und ich habe gar nichts dabey zu erinnern gefunden. Was Schiller von dem Plane zu einer Idylle im höhern Sinne schreibt, ist besonders anziehend, und es thut mir sehr leid, daß die Ausführung unterblieben ist.

Herders Neigung zum Hasse könnte doch einigen seiner Ver-

wandten, die noch leben, zum Anstoße gereichen. Ich bitte also die Stelle: aber seine Empfindungen — Liebe zu streichen.

Der Ausdruck: eine Visite heimgeben mag wohl ein Provinzialismus seyn. Man könnte wohl: erwiedern dafür setzen.

Die Stelle: das Wielandische Haus thut mir wohl bis Jena hinaus, bezieht sich, wie ich glaube, auf Reinhold und seine Frau in Jena. Es ist indessen sonderbar ausgedrückt.

Der Frühling macht noch nicht Ernst, und meine Frau muß sich jetzt sehr in Acht nehmen, da die Anfälle von Kolik neuerlich öfter wiederkommen. Morgen hoffe ich Sie zu sehen, und weiter über die Reise nach Tegel zu sprechen. Tausend Empfehlungen von den Meinigen.

Berlin den 6. April 1830.

Körner.

---

12. Humboldt an Körner.

Es war schon seit längerer Zeit meine Absicht, etwas über Schiller und zwar gerade in näherer Beziehung auf die Periode, in welcher ich mit ihm gelebt habe, zu schreiben. Es kam aber bisher nie zur Ausführung. Auch lag etwas Sonderbares und gleichsam Anmaßendes darin, geradezu eine Schrift darüber in die Welt zu schicken. Die Herausgabe meines Briefwechsels hob dies letztere Bedenken, da eine Vorrede zu demselben ein bescheidenes Vehikel für meine Ideen abgab, und ich fühlte zugleich, daß, wenn ich diese Gelegenheit versäumte, ich nie dazu kommen würde. Auf diese Weise sind die anliegenden Blätter entstanden, die ich vor allem zuerst, verehrungswürdigster Freund, Ihrer Prüfung unterwerfe. Ich bitte Sie daher um Ihr gütiges Urtheil vorzüglich im Ganzen, dann aber auch im Einzelnen, wo Sie vielleicht zu rektifizirende historische Angaben finden könnten. Ich habe die Arbeit mit großem Vergnügen gemacht, und sie würde mich nicht reuen, selbst wenn Sie besser finden sollten, daß kein öffentlicher Gebrauch davon gemacht würde. Allein leicht ist sie mir nicht geworden. Es ist immer sehr schwierig, vor dem Publikum über einen Mann zu reden, den man, weil er einem so nahe gestanden hat, natürlich noch ganz anders ansieht, als das Publikum es thut. Außerdem waren auch in Rücksicht auf die Mitlebenden und auf die ganze Zeitperiode Rücksichten zu nehmen und Verhältnisse zu schonen. Sie werden sehen, wie mir dies alles gelungen ist, oder was ich dabei verfehlt habe. Hauptsächlich wünsche ich nur vollständig ausgesprochen zu haben, welch eine einzig seltene Erscheinung Schiller war. Auch darin lag Schwierigkeit, weil der bloße Ton der Bewunderung nicht wirkt, ja sogar absichtlich herabgestimmt werden muß, um auf anderen Wegen Ueberzeugung zu bewirken. Ich trete den 1ten Junius currentis meine Badereise an, und möchte diese Schillersche Angelegenheit gänzlich vorher beseitigen.

Ich darf Sie daher wohl, theuerster Freund, bitten derselben Ihre Aufmerksamkeit gleich zu widmen.

Mit den herzlichsten Empfehlungen an die Ihrigen und der innigsten Freundschaft

der Ihrige,

Tegel den [15.] Mai 1830. Humboldt.

---

13. Körner an Humboldt.

Die von Ew. Excellenz mir gütigst mitgetheilte Charakteristik des Schiller'schen Geistes und seiner schriftstellerischen Thätigkeit ist, meines Erachtens, eine höchst werthvolle Bereicherung der neuen Ausgabe. Für mich war besonders anziehend, was über Schillers Trieb zum Philosophiren, über seine Behandlung der Geschichte, über sein Auffassen der griechischen Mythologie, über sein Verhältniß zu Göthe, über seine durch äußere Umstände veranlaßten Produkte gesagt ist, und der erhebende Schluß.

Daß Sie in den Episoden über Indische Poesie, über Sprach-Studium, und über Kant Ihre Freunde nicht vergessen hatten, kann ich Ihnen nicht verdenken.

Abweichungen von dem Faktischen habe ich gar nicht gefunden, außer daß es nach S. 44. scheinen könnte, als ob Schiller mit Kant auch in Ansehung des Sittengesetzes einverstanden gewesen wäre. Sie erinnern sich der Xenie:

> Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider! aus Neigung;
> Darum wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin. p

Kants Imperativ war Schillern immer anstößig.

Gegen eine Stelle S. 55. möchte ich Einiges einwenden. Es heißt: „Man kann sich im Geiste nichts getrennt und in Wechselwirkung denken." War aber nicht eben in Schillern ein entgegengesetztes Streben? Der Gedanke trat zuerst hervor, wurde gesteigert und gewann an Umfange. Aber das Bedürfniß der Plastik foderte ein Bild, und nun begann eine gegenseitige Beschränkung. Sollte von dem Gedanken nichts aufgeopfert werden, so blieb die Gestaltung unvollendet. Schillers Geist schwebte allerdings über beyden Richtungen, aber in dem Werke findet man zuweilen die Spur der Diagonale, die aus dem Zusammenwirken zweyer verschiednen Kräfte entsteht. Sollte es nicht auch möglich seyn einen philosophischen Stoff durch eine Behandlung, die ich musikalisch nennen möchte, dichterisch zu bearbeiten? Es käme darauf an das Gefühl darzustellen, das durch den Gedanken erregt wird. Dieß ist, däucht mich, in einigen Gedichten Schillern gelungen.

In Schillers Briefen an mich habe ich noch einige Stellen gefunden, die denjenigen willkommen seyn werden, die ihn von Seiten

des Gemüths näher kennen lernen wollen. Frau von Wolzogen hatte mich aufgefodert, ihr aus diesem Briefwechsel noch einige Fragmente mitzutheilen, und ich bin noch mit der Auswahl beschäftigt. Vom Jahre 1790. an werden solche Stellen seltner. Frau von Wolzogen glaubt, ich würde ihr mit dem, was schon abgeschickt ist, ein ganzes Bändchen liefern können. Dieß bezweifle ich aber, und werde ihr ganz überlassen, welchen Gebrauch sie von diesen Fragmenten machen will.

Von den Meinigen tausend Empfehlungen. Wiederholte Anfälle von Unwohlseyn bey meiner Frau haben uns noch immer an einer Wallfarth nach Tegel gehindert.

Berlin den 18. May 1830.

Körner.

---

14. Humboldt an Körner.

Ich habe mit großem Bedauern, theuerster Freund, aus Ihrem gütigen Schreiben vom 18ten das Unwohlseyn Ihrer lieben Frau ersehen. Ich bitte Sie, ihr zu sagen, welchen herzlichen Antheil ich daran nehme, und wie sehr ich wünsche, daß sie gänzlich hergestellt seyn möge.

Ich danke Ihnen auf das lebhafteste für Ihr gütiges Urtheil über meine Vorerinnerung. Ihre sehr treffenden Bemerkungen über die Stelle von der Wechselwirkung habe ich benutzt. Zwar trafen dieselben nicht gerade dasjenige, was ich hatte ausdrücken wollen, allein mein Ausdruck war schief und verleitete zum Mißverstehen. Ich habe ihn also geändert, und zugleich was Sie sehr scharfsinnig bei dieser Gelegenheit über Schiller sagen, an einer anderen Stelle angebracht. Die zweite Stelle über den Imperativ habe ich aber stehen lassen. Schiller lobt ausdrücklich die Reinheit des Kantischen Sittengesetzes im Gegensatz der Glückseeligkeitslehre, sein Tadel trifft nur das Befehlende, und beides habe ich in jener Stelle angedeutet, da ich ja ausdrücklich sage, daß er in Anmuth und Würde als Kants Gegner auftritt. Mehrere andere Stellen habe ich auf Erinnerung meines Bruders abgeändert, und überhaupt im Styl noch vieles anders gestellt. Es waren zu viele verschlungene Perioden übrig geblieben, welche der Deutlichkeit und dem Wohlklange schadeten.

Ich habe mich sehr gefreut, zu sehen, daß Sie noch mehr Briefe von Schiller zum Abdruck bestimmen. Daß Sie aber mit den Ihrigen zurückhalten, ist nicht recht. Denn ich dächte gehört zu haben, daß Ihre Briefe wieder in Ihren Händen sind.

Ich schicke Ihnen hier mit meinem herzlichsten Danke Ihre Lebensbeschreibung Schiller's zurück. Sie würden mich aber sehr verbinden, wenn Sie mir aus Göthe's Werken für meine Reise die Theile leihen könnten, welche seine erste italienische Reise in den Jahren 1786 und 87 enthalten. Ich muß diese Theile verliehen und nicht wieder erhalten haben.

Leben Sie herzlich wohl! mit der hochachtungsvollsten und innigsten Freundschaft

der Ihrige,

Tegel den 23ten Mai 1830. Humboldt.

---

15. Körner an Humboldt.

Daß Schiller, wie Ew. Excellenz bemerken, die Strenge des Kantischen Sittengesetzes ehrte, kann ich auch bezeugen, nur liebte er die Ultra-Kantianer nicht.

Ihre Auffoderung, auch von meinen Briefen an Schiller etwas drucken zu lassen, ist mir sehr schmeichelhaft; aber mein Bedenken dabey werden Sie nicht unerheblich finden, wenn Sie sich an meine Stelle setzen. In meinen Briefen hatte ich mir zum Gesetz gemacht durchaus nichts passiren zu lassen, was ich anders wünschte. Das Treffliche nahm ich auf, als verstände es sich von selbst, und erlaubte mir kaum ein Zeichen des Beyfalls. Daher haben meine Briefe in den Augen des Dritten etwas Hofmeisterndes und Anmaßendes, was auf jeden Verehrer Schillers einen widrigen Eindruck machen muß. Ein andrer Theil des Briefwechsels betrifft unsre freundschaftlichen Verhältnisse, die nicht zu öffentlicher Kenntniß zu bringen sind. Dagegen hat in Schillers Briefen die freundliche Art, wie er meine Bemerkungen aufnimmt, etwas Charakteristisches, was dem Leser willkommen seyn kann.

Meine Frau hat ein Paarmal wieder Anfälle ihrer Kolik gehabt. Jetzt ist sie zwar besser, aber ich kann es doch noch nicht wagen, eine Landparthie mit ihr zu unternehmen.

Ihnen wünschen wir von Herzen den besten Erfolg Ihrer Reise und freuen uns auf Ihre Rückkehr.

Die Bände von Göthe, welche Sie wünschen, lege ich bey. Auffallend war mir heute in den Zeitungen zu lesen, daß er nach Mayland reise.

Tausend Empfehlungen von den Meinigen. Erhalten Sie uns Ihr Wohlwollen, und leben Sie recht wohl!

Berlin den 25. May 1830.

Körner.

Anmerkungen.

Zu Humboldts Vorerinnerung.

Über Entstehung und Wirkung dieser monumentalen Charakteristik, in der Humboldt seinem frühvollendeten grossen Freunde in wehmütig-dankbarer Erinnerung, als Greis rückschauend zugleich auf die eigene Jugend, die eben durch jenen Freundschaftsbund in mehr als einer Hinsicht ihre bestimmende Richtung empfing, ein dauerndes Denkmal errichtete, handle ich unten in der Anmerkung zu 337, 16. Hier sei nur einiges über die handschriftliche Überlieferung bemerkt, auf die ich über den hie und da nicht zum Besseren veränderten ersten Druck von 1830 hinaus zurückgehen konnte. Ein in Humboldts Nachlass enthaltenes Konvolut von Papieren, von ihm selbst mit der Aufschrift „Angelegenheit des herauszugebenden Briefwechsels mit Schiller" versehen, enthält die originale Niederschrift der Vorerinnerung, die oben abgedruckten Briefe Körners, zwei Briefe Karolinens von Wolzogen und vier von Schreiberhand geschriebene Konzepte zu Briefen Humboldts an Ernst von Schiller und Cotta nebst zwei Antwortschreiben des ersteren aus den Jahren 1829 und 1830, endlich vier einzelne Notizenblätter, über die ich hier kurz berichte.

Ein Folioblatt bietet eine Spalte verwischter Bleistiftnotizen, die zum Teil schwer leserlich sind, meist einzelne Stichworte, die man einer Reihe von Absätzen der ausgearbeiteten Vorerinnerung als Überschriften beigeben könnte; doch ist die Reihenfolge der hier aufgeführten Punkte nachher stark verändert worden. — Ein Quartblatt, auf dem eine grosse Anzahl von Jahreszahlen verzeichnet sind, teils die Entstehungszeit schillerscher Arbeiten, teils einzelne Ereignisse seines Lebens festlegend, würde für uns von unschätzbarem Quellenwerte sein, wenn es aus früherer Zeit als aus dem Jahre 1830 stammte und uns hier also gewissermassen eigene Angaben Schillers aus zweiter Hand vorlägen. So aber haben wir darin wohl nichts andres zu erblicken als einen tabellarischen Auszug aus den Nachrichten von Schillers Leben, die Körner dem ersten Bande der Ausgabe der Werke von 1812 als Einleitung beigegeben hatte (wiederabgedruckt in den Gesammelten Schriften S. 167) und die sich Humboldt damals von

Körner erbat (vgl. oben 331, 31), um sich mit der Chronologie von Schillers Werken genauer vertraut zu machen. Dieser Auszug ist dann durch eigene Zutaten ergänzt, die allerdings nicht frei von Gedächtnissfehlern sind. Man wird daher auch die Tatsache, dass die Aufsätze über das Erhabene und über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst hier unter ihren Erscheinungsjahren 1801 und 1802 aufgeführt sind, nicht für Harnacks sonst sehr wahrscheinliche Annahme ins Feld führen dürfen, dass sie erst in dieser Zeit entstanden seien (vgl. Die klassische Aesthetik S. 49 Anm. 2; Schiller S. 322. 323). — Ein andres Quartblatt zeigt uns eine Reihe Notizen über schillersche Gedichte, nur die Titel und ein Verzeichniss der Stellen, wo sie in dem gedruckten Briefwechsel erwähnt werden; vielleicht liegt da der Ansatz zu einer Art Register vor, das die Ausgabe von 1830 allerdings nicht aufweist. — Endlich ist ein Oktavblatt zu erwähnen, auf dem Alexander von Humboldt einige stilistische Änderungen zur Vorerinnerung vorgeschlagen hat, die Wilhelm dann sämmtlich in den gedruckten Text aufgenommen hat. Unser Text giebt die ursprünglichen Lesarten; es handelt sich um lauter Kleinigkeiten, die den Sinn nirgends berühren. Humboldt hat in derlei Dingen allzu wenig auf sein eigenes Stilgefühl vertraut und solchen Korrekturen von befreundeter Seite meist unbesehen nachgegeben, was keineswegs immer zur Verbesserung des Textes gedient hat.

Die Vorerinnerung ist auf einzelnen Folioblättern spaltenweise niedergeschrieben; die enge und kleine lateinische Schrift (vgl. Briefe an eine Freundin 1, 376) und die stark bergan steigenden Zeilen sind für den Ausgang der zwanziger Jahre durchgehende Eigentümlichkeiten Humboldts, die sich aus der zunehmenden Schwäche des Alters erklären. Die schmalen Seiten sind geradezu übersät mit Einschaltungen, Streichungen und Korrekturen, die uns ein deutliches Bild davon geben, wie viel dem Autor an der möglichst reinen und vollendeten Ausgestaltung seiner Gedanken gelegen war, wie eifrig er sich bemühte gerade in diesem Aufsatz den höchsten Anforderungen gerecht zu werden. Wortwahl, Wortstellung und vor allem die Satzverbindung, das syntaktische Gefüge der Gedanken, werden in strengster Unbarmherzigkeit wieder und wieder der kritischen Feile unterworfen, so dass in manchem Satze beinahe kein einziges Wort der ursprünglichen Fassung stehen geblieben ist. Trotzdem das Studium dieser Lesarten einen eigenen Genuss gewährt, hie und da sogar interessante sprach- und wortgeschichtliche Ausblicke gestattet, will ich hier nur eine Reihe von Stellen mitteilen, die in der Handschrift gestrichen sind und daher in den endgültigen Text keine Aufnahme gefunden haben, indem ich mich auch hierbei auf das Wichtigste beschränke.

11, 6 folgte nach „scheint“ ursprünglich der Satz: „Dies allein führt den überzeugendsten Beweis, dass Schiller den Geist des Griechischen Altertums rein und vollkommen aufgefasst hatte.“ — 17, 1 folgte nach „werden“: „Weder Dante, Ariost und Tasso haben es die Italiener, noch Shakespeare und Milton die Engländer gelehrt.“ — Die Stelle 28, 1—6 mit dem Zitat aus Goethes Italienischer Reise fehlt in der Handschrift und wurde offenbar erst kurz vor der endgültigen Drucklegung eingefügt. — Am Schluss des Absatzes 34, 9 stand der Satz: „Wenn ich dieses Entwicklungsganges des Schillerschen Geistes gedenke, so fällt mir immer unwillkürlich der schöne Vers aus der Jungfrau: der schwere Panzer wird zum Flügelkleide,[1]) und das Ende des Reiches der Schatten (in der neuen Ausgabe: Das Ideal und das Leben) ein: und des Äthers leichte Lüfte trinkt; froh des neuen ungewohnten Schwebens fliesst er aufwärts und des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt,[2]) die in doppelter Beziehung auf den Dichter Anwendung finden.“ — 35, 2 stand nach „Verstimmung“ noch: „oder subtilisierender Grübelei“. — 37, 10 hiess der Schluss des Absatzes: „Dabei spaltet sich so schön das Reich der Lüge in den handelnden Hauptgestalten und das der Reinheit und Herzensunschuld in Thekla und Max; was die Welt teilt und ewig teilen wird, steht in festgezeichneten herrlichen Gestalten da.“ — 38, 21 ist „nicht anders als“ durch Schreiberhand (sonst sind alle Korrekturen eigenhändig) aus „immer“ verbessert.

3, 24] Über den gesammten ursprünglichen Bestand des Briefwechsels orientiert die am Schluss der Anmerkungen angefügte Übersichtstafel.

3, 26] Bei der Plünderung Tegels durch die Franzosen im Jahre 1806 sind viele wertvolle Papiere Humboldts, auch Teile seiner Korrespondenz, verloren gegangen. Er berichtet darüber seiner Frau nach der Rückkehr aus Italien im Februar 1809 (nach freundlicher Mitteilung der Frau Konstanze von Heinz): „Die Franzosen haben bei der Plünderung in Tegel Kasten aufgeschlagen, worin Manuskripte von mir lagen, und bis über die Mühle hinaus hat man meine Gelehrsamkeit gefunden; einiges ist nun nachher gerettet und zu Alexander gebracht worden.“ Ähnlich schreibt er am 14. April 1831 an Karoline von Wolzogen über die Briefe seiner Frau (Literarischer Nachlass [2] 2, 71): „Und in welchem Zustand waren sie! Von den plündernden Franzosen auf den Hof und in den Zimmern umhergestreut, mit Federn,

[1]) Jungfrau von Orléans Vers 3542.

[2]) Das Ideal und das Leben Vers 143.

Stroh, Erde vermischt. Auch sind die meisten noch jetzt schmutzig, zum Teil eingerissen, ohne Anfang oder Ende.“ Speziell von Schillers Briefen heisst es in einem Briefe an dessen Wittwe vom 4. August 1810 (Charlotte von Schiller 2, 207): „Leider haben die Franzosen bei der Plünderung meines kleinen Guts hier bei Berlin meine ganze frühere Korrespondenz zerstreut und man hat nur Fragmente davon wieder aufgesammelt; glücklicherweise aber habe ich doch noch eine ziemliche Anzahl von Briefen Schillers gefunden“; vgl. auch oben 329, 34 und die ähnliche Notiz in einem Briefe an Goethe vom 3. November 1823 (Briefwechsel S. 275).

4, 3] Über „entstehen“ im Sinne von „mangeln, fehlen“ (ebenso 230,5) vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch 3, 632, wo auch aus Schiller zwei Belege angeführt sind, denen man noch Demetrius Vers 478 beifügen kann.

9, 15] Vgl. den Taucher Vers 31. 67.

9, 32] Humboldt gedenkt hier nur der Szenen aus den Phönizierinnen und eines Chors aus der aulischen Iphigenie, den Schiller unter dem Titel „Die Hochzeit der Thetis“ in den 1800 erschienenen ersten Band seiner Gedichtsammlung aufnahm, in deren zweitem 1803 erschienenen auch jene Szenen wieder abgedruckt wurden. Dass dieser Chor aus einer vollständigen Übersetzung der Iphigenie in Aulis, die in der Thalia schon 1789 erschienen war, herausgenommen ist, übersieht er hier, wenn es ihm auch schwerlich unbekannt war; vgl. Sämmtliche Schriften 6, 205.

10, 32] Die Künstler Vers 229.

11, 4] Vgl. Aeschylus, Eumeniden Vers 303. Humboldt selbst hatte 1793 eine Übersetzung dieses Chors veröffentlicht (Gesammelte Werke 3, 97), die Schiller in den Kranichen des Ibycus Vers 121 in einigen Wendungen wörtlich benutzt hat.

11, 18] Die Künstler Vers 315.

12, 1] Sämmtliche Schriften 4, 53.

14, 12] Sämmtliche Schriften 6, 316.

14, 25] Vgl. oben 294, 33.

14, 33] Bewusster Anklang an Goethes berühmte Worte im Epilog zu Schillers Glocke Vers 31?

15, 16] „Immer könnte also auch ein Dichter jenes Urteil über Herrn Bürger niedergeschrieben haben, der aber freilich die Klugheit nicht besass seine eigenen Geisteskinder vor der Strenge dieser seiner Theorie zuvörderst in Sicherheit zu bringen. Einen solchen könnte nun wohl schwerlich die Furcht vor Repressalien abgehalten haben offen und frei seine Meinung vom Herrn Bürger zu sagen und, eifersüchtiger auf die Hoheit seiner Kunst als auf den Ruhm der Produkte, wodurch er sich in seinem Leben schon an ihr mag versündigt

haben, erteilt er ihm hiemit uneingeschränkte Vollmacht bei künftiger Entdeckung seines Namens gegen seine Geistesgeburten so viel Vernünftiges vorzubringen, als er fähig ist" Sämmtliche Schriften 6, 338. Diese Stelle findet sich aber nicht in der Rezension der bürgerschen Gedichte, sondern in Schillers Erwiderung auf Bürgers Antikritik.

15, 18] „Die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantism, die unsicheren Versuche einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks finden sich hier mit solchen zusammengestellt, die das Werk einer reiferen Einsicht sind . . . Selbst das Fehlerhafte bezeichnet wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters . . . Er freut sich, dass ihm das Vergangene vorüber ist, und insofern er sie überwunden hat, mag er auch seine Schwächen nicht bereuen" Sämmtliche Schriften 11, X. XI.

16, 12] Diese Notiz über die erste Wallensteinszene in Versen finde ich in den Schillerbiographieen nirgends berücksichtigt.

18, 10] Vgl. Das eleusische Fest Vers 50.

18, 17] Auch diese Notiz ist von den Biographen Schillers nicht verwertet worden.

21, 21] „Wer den Verfasser nur als einen grossen Denker bewundern gelernt hat, wird sich freuen hier auf eine Spur seines Herzens zu treffen und sich durch diese Entdeckung von dem hohen philosophischen Beruf dieses Mannes, welcher schlechterdings beide Eigenschaften verbunden fodert, zu überzeugen" Sämmtliche Schriften 10, 426 Anm.

25, 6] Gemeint sind Schillers Auseinandersetzungen über wissenschaftliche, populäre und schöne Diktion in dem Aufsatz von den notwendigen Grenzen des Schönen (Sämmtliche Schriften 10, 392).

25, 33] „Dasjenige didaktische Gedicht, worin der Gedanke selbst poetisch wäre und es auch bliebe, ist noch zu erwarten" Sämmtliche Schriften 10, 469.

26, 31] Am 18. März 1822 schreibt Humboldt an Goethe (Briefwechsel S. 270): „Ein Wort Schillers ist mir immer gegenwärtig geblieben . . . Er sprach davon, dass man seine historischen Aufsätze zu dichterisch gefunden, und schloss: und doch muss der Geschichtschreiber ganz wie der Dichter verfahren. Wenn er den Stoff in sich aufgenommen hat, muss er ihn wieder ganz neu aus sich schaffen. Dies schien mir damals paradox und ich verstand es nicht recht."

27, 25] Gemeint sind die Brieffragmente, welche Körner in seinen Nachrichten von Schillers Leben S. XX (Gesammelte Schriften S. 181) mitteilt.

27, 29] Noch Genaueres über diesen Plan, den wiederum die Schillerbiographen nicht erwähnen, erfahren wir aus einem Briefe Humboldts an Schweighäuser vom 6. April 1808 (*Lettres* S. 160):

„*Schiller m'avait rendu attentif au discours de Camille et à l'influence, qu'une cité unique et unie a eue sur la grandeur romaine. Dans ses dernières années une de ses idées favorites était d'écrire une histoire romaine, dont le développement devait avoir pour pivots l'incendie de Rome par les Gaulois, le projet d'abandonner la ville et la résolution contraire, présentée par Tite-Live comme une inspiration des dieux; peut-être cet aperçu est-il mieux à sa place dans une poésie.*“ Ebenso schreibt Humboldt am 12. April 1806 an Goethe (Goethejahrbuch 8, 74): „Er wird Ihnen gesagt haben, dass es sein Steckenpferd war eine römische Geschichte zu schreiben; die Rede Camills gegen die Verpflanzung nach Veji, deren ich in den Stanzen erwähne, war die Angel, um die diese Geschichte sich drehen sollte“; vgl. Gesammelte Werke 1, 353.

28, 2] Die Stelle steht in der Italienischen Reise (Werke 24, 142 Hempel).

29, 25] Die Macht des Gesanges Vers 1.

32, 11] Vgl. Humboldts Briefe an Welcker S. 120.

34, 32] Vgl. Nachrichten von Schillers Leben S. XXXIV (Gesammelte Schriften S. 189).

35, 15] „Ihr grosser wesentlicher Unterschied besteht aber darin, dass der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt“ Werke 29, 224 Hempel; vgl. auch oben 293, 5.

37, 13] Hier liegt eine etwas getrübte Erinnerung an die glänzende Antithese des Realisten und Idealisten vor, die Schiller am Schluss der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung (Sämmtliche Schriften 10, 511) ausführt, in der sich aber die obigen Wendungen genau wörtlich nicht finden.

38, 9] Vgl. oben 226, 1.

38, 16] Vgl. Das Ideal und das Leben Vers 28.

Zu den Briefen.

In den Weihnachtstagen des Jahres 1789 haben sich Schiller und Humboldt in Weimar zum ersten Male gesehen. Schiller war von Jena herübergekommen, um mit seiner Braut, deren Schwester Karoline und beider intimer Freundin Karoline von Dacheröden in kleinem, aber desto enger verbundenem Kreise den Christabend zu verbringen. Humboldt, der von einer längeren Reise nach Paris, der Schweiz und dem südwestlichen Deutschland zurückkam, befand sich auf dem Heimwege nach Berlin, wo er demnächst als Referendar am Kammergericht in den juristischen Staatsdienst eintreten sollte, und verlobte sich in eben diesen Tagen mit Karoline von Dacheröden, zu der er schon seit mehr als einem Jahre ursprünglich durch den Veredlungsbund der Henriette Herz, dessen Mitglieder beide waren, angeknüpfte, enger und enger werdende Herzensbeziehungen gepflegt hatte. Durch diese Verbindung und die dadurch ermöglichte Freundschaft mit Schiller trat Humboldt entschieden und offen in die geistige Atmosphäre hinüber, die die innersten und wertvollsten Keime seiner reichen Individualität zu glücklicher Entfaltung brachte, wie er das selbst auch bis ans Ende seines wechselvollen Lebens wieder und wieder dankbar bekannt hat.

Mit jugendlicher Wärme schlossen sich beide an einander an und es hätte wohl kaum der orientierenden Charakteristik, durch welche die durch das Medium der Liebe sehenden Frauen sie gegenseitig auf einander vorbereitet hatten, bedurft, um den Grund einer dauernden Freundschaft zu legen. Dass Humboldt sich sehr freute den berühmten Dichter kennen zu lernen (vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 2, 175), werden wir ohne weiteres verstehen, zumal er sich selbst in dieser Zeit „eine Art von Leidenschaft interessanten Menschen nahe zu kommen“ zuschreibt und aus dieser Menschenkenntniss „ein eigenes Studium“ machte (Briefe an eine Freundin 1, 167). Aber auch für Schiller war Humboldts in der Schilderung der Frauen wohl nicht durchweg ganz klar ausgefallenes geistiges Bild ein Gegenstand lebhaften psychologischen Interesses geworden:

„Auf Humboldt habt ihr mich neugierig gemacht," schreibt er den Schwestern Lengefeld wenige Tage, ehe er jenen persönlich sah (Briefe 2, 415), „aber ich kann mich noch nicht recht in ihn finden; an seiner Kälte ist noch das beste, wenn er sie behält;" Humboldts dialektische Schärfe, die sich in der Zergliederung auch der eigenen Empfindungen nie genugtun konnte, wird in dem weiblichen Portrait besonders betont gewesen sein. Nachdem dann Schiller unmittelbar nach den Weihnachtsfeiertagen nach Jena zurückgekehrt war, folgte ihm Humboldt nach wenigen Tagen dahin nach und auf mannigfachen Streifzügen durch Jenas Bergwelt tauschten beide Gedanken und Empfindungen aus, erfuhr Humboldt den ersten starken Eindruck der Gewalt und Herrlichkeit schillerscher Rede, wie er sie uns in der Vorerinnerung (oben 8, 11) so begeistert schildert.

Aus der Mitte des Januar 1790 stammen dann die ersten ausführlichen Urteile beider Männer über einander, in denen der Reflex jener kurzen jenaer Tage klar hervortritt. Am 10. schreibt Humboldt an seinen damals intimsten Freund Forster (ungedruckt, im tegeler Familienarchiv): „Mit Schiller wurd' ich sehr vertraut; ich brachte vier Tage bei ihm in seinem Hause zu; er ist von Geist und Charakter ein überaus interessanter Mensch und überall ist der Dichter in ihm unverkennbar." Schon hier begegnen wir also der von Humboldt später oft wiederholten scharfen Betonung der Tatsache, dass das dichterische Genie in Schillers geistiger Erscheinung besonders deutlich sich bemerkbar machte; die Notiz ist darum um so wichtiger, weil sie aus einer Zeit stammt, wo der jenaer Professor fast ganz in historischen und philosophischen Studien aufging. Nicht ganz so bedingungslos zustimmend lautet Schillers Urteil über Humboldt, das er am 5. Januar den Schwestern Lengefeld gegenüber ausspricht (Briefe 3, 2): „Wilhelm ist mir zu flüchtig, zu sehr aus sich herausgerissen, zu weit verbreitet; ich traue ihm viel Fläche und wenig Tiefe zu. Sein Geist ist durch Kenntnisse reich und geschäftig, sein Herz ist edel, aber ich vermisse in ihm die Ruhe und (wie soll ich sagen?) die Stille der Seele, die ihren Gegenstand mit Liebe pflegt und mit Anhänglichkeit an ihrem Lieblingsgeschöpf verweilt." Humboldt war in jenen Tagen des Zusammenseins, wie man leicht denken kann, mehr der Empfangende als der Gebende, ging wohl auch in dem Streben den andern zu beobachten und zum Gegenstand des Studiums zu machen weniger aus sich heraus; nach genauerer Bekanntschaft hat Schiller selbst dies Urteil nicht mehr aufrechterhalten. An Huber, den Humboldt in Mainz im forsterschen Hause kennen gelernt hatte, schrieb Schiller am 13. Januar (Briefe 3, 19): „Humboldt ... war mir vorläufig schon sehr genau aus Beschreibungen bekannt, die mir meine Schwägerin von ihm gemacht hatte. Er ist beides, ein

äusserst fähiger Kopf und ein überaus zarter edler Charakter; vorzüglich lernte ich ihn bei einer Herzensangelegenheit kennen ... Humboldt hat hier bei mir logiert und wir sind in der benachbarten Welt mit einander herumgestreift. Auch lagen unsre Herzensangelegenheiten auf dem nämlichen Wege, dass wir einander nicht einmal hätten ausweichen können."

Ein regelmässiger Briefverkehr zwischen Jena und Berlin begann jedoch nach dieser kurzen persönlichen Berührung noch nicht und der erste vorhandene Brief Humboldts ist ein durch Gelegenheit befördertes Empfehlungsschreiben.

1.

41, 11] Schiller hatte am 22. Januar geheiratet. Humboldts Zureden hatte ihn vermocht diesen Termin früher, als ursprünglich geplant war, anzusetzen; vgl. Schillers Briefe 3, 31: „Ehe mich Wilhelm die Sache anders ansehen machte, hielt ich unsre Vereinigung vor Ostern für etwas ganz Unausführbares."

Der hier (41, 17) in nahe Aussicht gestellte Brief Humboldts an Lotte wurde erst am 18. Mai geschrieben (Charlotte von Schiller 2, 162; der dort vermutete Ort Erfurt ist in Berlin zu bessern). Darin heisst es: „Ich lebte nur wenige Tage allein mit deinem trefflichen Schiller, aber diese Tage schon sagten mir, was ein Weib an ihm besitzen müsste. Dies feine und tiefe Gefühl, diese Reinheit und Grazie der Seele, dies innere, jugendlich idealische Leben seiner Phantasie, dessen zarte, leicht verletzliche Blüte trotz aller Stürme unversehrt geblieben ist, womit das wirkliche äussere Leben so oft unser inneres Sein zerstört, dieser Sinn alles Schöne jeglicher Art aufzufassen, auf mannigfaltige Weise zu verknüpfen und nachzubilden, diese wundervolle Gabe es darzustellen — wo fändest du das wieder, liebe Lotte, bei welchem Mann? Und dass du ihn nun jetzt unaufhörlich um dich erblickst in allen Gestalten seines schönen Wesens! Fühltest du auch nicht diese Liebe für ihn, die dich jetzt so sehr beseligt, dennoch müsstest du sehr glücklich sein." Der Gedanke einer Korrespondenz mit Schiller selbst liegt ihm noch fern: Lotte soll ihm von Zeit zu Zeit Nachricht geben, wie es in Jena steht. Am Schlusse schreibt er (S. 164): „Deinen lieben guten Schiller umarme herzlich in meinem Namen."

Am 29. Juni 1791 heirateten Humboldt und Karoline und verbrachten den ganzen Sommer und den darauffolgenden Winter bis zum Februar auf ihrem Gute Burgörner bei Mansfeld. Zur Zeit von

Humboldts Hochzeit lag Schiller totkrank in Rudolstadt und war dann im Juli mit Frau und Schwägerin nach Karlsbad gegangen; nach einer Nachkur in Erfurt war man am 1. Oktober nach Jena zurückgekehrt. In der ersten Hälfte des Februar 1792 kamen Humboldts zu längerem Aufenthalt nach Erfurt, wo nach kurzer Zeit auch Schillers Schwägerin Karoline erschien, um Karoline von Humboldt während der letzten Monate vor ihrer Niederkunft zu pflegen. Während des einsamen Winters hatte sich Humboldt besonders mit Politik und Staatsrecht beschäftigt und brachte im Februar eine grössere politische Abhandlung in Gestalt eines Sendschreibens an seinen Freund Gentz, die noch in Burgörner abgeschlossen wurde, fertig von dort mit. Sie wurde dann in Erfurt auf Dalbergs Antrieb (vgl. Forster, Briefwechsel 2, 825) zu den „Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen" erweitert und allgemeine Grundsätze wie Einzelheiten nach der Ausarbeitung, die Mitte April vollendet war, mit Dalberg in oft hitziger Debatte durchgesprochen (vgl. Forster, Briefwechsel 2, 829; Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 3, 51. 54; von Beaulieu-Marconnay, Karl von Dalberg und seine Zeit 1, 193). Humboldt wünschte die Arbeit ursprünglich in Schillers Thalia oder im Merkur unterzubringen, worüber sich jedoch Schiller erst nach einer Durchsicht des Manuskripts zu entscheiden brauche; dieser Gedanke wurde dann wegen des zu grossen Umfangs des Werkes fallen gelassen. Als der folgende Brief an Schiller abging, befand sich dieser zu Besuch bei Körners in Dresden, von wo er erst am 14. Mai zurückkehrte.

2.

41, 25] Humboldts älteste Tochter Karoline wurde am 16. Mai geboren: vgl. Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 128; Forster, Briefwechsel 2, 823.

42, 3] Die dritte ist Karoline von Beulwitz; „wir haben eine sehr schöne Zeit mit einander verlebt," schreibt Humboldt am 26. Mai an Henriette Herz (Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz 1, 129). Über die in diesem Kreise gepflegten literarischen Interessen und Produktionen vgl. Karolinens Berichte im Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 3, 48. 49. 50. 52.

42, 33] Von der vierten nemeischen Ode schreibt Humboldt im Dezember 1793 an Wolf (Gesammelte Werke 5, 67): „Die letzten Verse sind eine schöne Schilderung des pindarischen Geistes: Tiefe und Grazie. Über diesen Text denke ich einen langen Kommentar einmal zu liefern. Es ist der eigentliche, immer verfehlte Gesichtspunkt, aus dem Pindar beurteilt werden muss." Im allgemeinen vgl. auch

die Einleitungen zu den Übersetzungen der vierten und neunten pythischen Ode in den Gesammelten Werken 2, 297. 330 und den unten zu 218, 27 zitierten Aufsatz.

43, 16] „Bill liest uns den Ion des Euripides; es scheint mir, als verstünde er die Sprache sehr, und im deutschen Ausdruck hat er sehr viel Geschmeidigkeit" urteilt Karoline (Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 3, 49).

43, 36] Diese Übersetzung der zweiten olympischen Ode erschien nicht in Schillers Thalia, sondern separat mit dem Beititel „Ein Abdruck für Freunde", also als Privatdruck Berlin 1792 (wiederholt in den Gesammelten Werken 2, 349). Humboldt sante das Manuskript dem jüngeren Spalding, der den Abdruck besorgte, und beauftragte Brinkmann am 20. Juli 1792 von Tegel aus (ungedruckt, im brinkmannschen Archiv) baldigst ein Exemplar an seine Frau nach Rudolstadt zu schicken, die „ihre Kinderei damit" habe.

44, 15] Über den Koadjutor Dalberg vgl. unten zu 239, 4.

Schillers ablehnender Gegenbrief ist nicht erhalten, die Motive seiner Ablehnung daher nicht bekannt. Später bemerkt er im Hinblick auf eine halb widerwillig anerkennende Beurteilung der pindarischen Siegesgesänge durch Körner (Briefwechsel 3, 207) gegen diesen (Briefe 4, 45): „Pindar hat mir nie behagen wollen und mein erstes Gefühl empörte sich auch gegen diese Wegwerfung des Genies."

Anfang Juli 1792 gingen Humboldts nach Rudolstadt und statteten unterwegs Schillers in Jena einen Besuch ab, der schon länger geplant und immer noch nicht zu stande gekommen war. Bei der Abreise liess Humboldt das Manuskript seines Buches über die Grenzen der Staatswirksamkeit Schillern zur Durchsicht und Beurteilung zurück. Mitte Juli reiste er dann, während Frau und Kind den Sommer in Rudolstadt blieben, auf einige Wochen nach Berlin, kam im August nach Rudolstadt zurück und ging Mitte dieses Monats mit seiner Familie für den Herbst und Winter auf sein Gut Auleben bei Nordhausen; auch diesmal wurden Schillers im Vorbeigehen besucht. Am 3. September schreibt Humboldt an Brinkmann (ungedruckt, im brinkmannschen Archiv): „Meine Abhandlung hat Schiller noch. Als ich ihn bei meiner Durchreise sah, war er bis zum Abschnitt über die Religion gekommen; er sagte, dass ihn die Ideen interessierten, und versprach mir die seinigen, wenn er Zeit hätte, mitzuteilen. Er riet mir vor dem Druck irgend einen einzelnen Abschnitt in der Monatsschrift drucken zu lassen." Zugleich bittet er Brinkmann, dem er eine Abschrift des ganzen Buches (die oben 47, 15. 22. 48, 11. 52, 33 erwähnte) zurückgelassen hatte, mit Biester über einen Abdruck ent-

weder des Abschnitts über den Krieg oder desjenigen über die Nationalerziehung oder endlich desjenigen über die Luxusgesetze in der Berlinischen Monatsschrift Rücksprache zu nehmen, nebenbei aber auch sich nach einem Verleger des Buches umzutun.

3.

44, 29] Die Abhandlung über die Grenzen der Staatswirksamkeit ist dann bei Humboldts Lebzeiten als Ganzes überhaupt nicht an die Öffentlichkeit getreten; erst aus dem Nachlass ist sie in Breslau 1851 von Eduard Cauer herausgegeben und gleich darauf sein Abdruck in den Gesammelten Werken 7, 1 wiederholt worden.

45, 22] Von diesem Zeitungsprojekt ist sonst nichts bekannt. Sollte das in den Briefen 3, 220. 222. 225 erwähnte „Journal" gemeint sein? Zwei Jahre später war Schiller für Cottas Plan einer Allgemeinen europäischen Staatenzeitung trotz aller Bemühungen des Verlegers nicht zu gewinnen (vgl. Briefe 3, 439. 441. 448. 460. 4, 33; Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 11. 22). — Über Humboldts damaliges Streben nach Geldverdienst vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 3, 52. 62.

Was Schiller auf diesen Brief antwortete, erfahren wir aus Humboldts Brief an Brinkmann vom 26. Oktober (ungedruckt, im brinkmannschen Archiv): „Schiller will auch für den Verlag sorgen, will wirklich Änderungen, vielleicht eine Vorrede machen und Aufsicht auf die Korrektur haben ... und redet von zwei Bänden des Buchs"; zugleich erbot er sich ein Kapitel in seiner Thalia abdrucken zu lassen und liess sich ausführlich über das von Humboldt zu fordernde Honorar aus, indem er diesen aus Freundschaft für Göschen ermahnte nicht zu hohe Anforderungen zu stellen, widrigenfalls er die Vermittlung bei Göschen nicht übernehmen könne.

4.

46, 25] Vom gleichen Tage ein ungedruckter Brief an Brinkmann (im brinkmannschen Archiv).

47, 1] Der Abschnitt „Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staats um das Wohl seiner Bürger erstrecken?" erschien in der Neuen Thalia 2, 131 (Gesammelte Werke 2, 242. 7, 10); die am Schlusse in Aussicht gestellte Fortsetzung unterblieb; vgl. auch 48, 15. 51, 1. 12. 14.

47, 26] Am 16. November schrieb Schiller wegen des Verlags an Göschen (Briefe 3, 227); er sagt über das Werk: „Die Schrift enthält

allerdings sehr fruchtbare politische Winke und ist auf ein gutes philosophisches Fundament gebaut. Sie ist mit Freiheit gedacht und geschrieben, aber da der Verfasser immer im Allgemeinen bleibt, so ist von den Aristokraten nichts zu besorgen. Schriften dieses Inhalts und in diesem Geiste geschrieben sind ein Bedürfniss für unsre Zeit und, ich sollte denken, auch ein Artikel für die Verleger." Zugleich tadelt er Niethammers nachlässige Druckrevision wegen der von Humboldt gerügten Druckfehler.

47, 26] „Über die Sorgfalt des Staats für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde" Berlinische Monatsschrift 20, 346 (Gesammelte Werke 1, 312. 7, 45); vgl. auch 48, 12.

47, 32] Humboldts Briefe an Biester sind nicht erhalten.

5.

48, 9] Vom gleichen Tage ein ungedruckter Brief an Brinkmann (im brinkmannschen Archiv).

48, 12] „Über die Sittenverbesserung durch Anstalten des Staats", „Über öffentliche Staatserziehung" Berlinische Monatsschrift 20, 419. 597 (Gesammelte Werke 1, 318. 336. 7, 82. 52).

48, 28] Custine hatte am 21. Oktober Mainz erobert.

49, 19] Über Forsters Übertritt zur französischen Partei und die ihn dazu bewegenden Motive sind die Akten noch nicht geschlossen; über die Tatsachen orientiert jetzt am besten und unparteiisch Bockenheimer, Die mainzer Klubisten der Jahre 1792 und 1793 S. 70. Auch an Brinkmann schreibt Humboldt: „Dass Forster in der neu etablierten französischen Regierung in Mainz Mitglied ist, wissen Sie wohl schon; mir ists unbegreiflich." Über Schillers Ansicht vgl. man Briefe 3, 233.

49, 33] Schiller schreibt am 26. November an Körner (Briefe 3, 231): „Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen (durch Dalberg in Mainz angestellt zu werden) bringen, so kann es mir einfallen mir bei den Franzosen selbst bessere zu schaffen." Auch seine Schwägerin Karoline wollte mit nach Paris (vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 3, 64).

49, 36] Humboldt war im Juli und August 1789 mit Campe dort gewesen.

50, 4] Der Historische Kalender für Damen für das Jahr 1793 brachte den Schluss von Schillers Geschichte des dreissigjährigen Krieges; die Schilderung der Schlacht bei Lützen steht in den Sämmtlichen Schriften 8, 286.

6.

50, 15] Über Wolfs Aufenthalt in Auleben, der in die Weihnachtstage 1792 fiel, vgl. Gesammelte Werke 5, 16. 25. 26.

51, 14] Diese Änderungen Schillers sind leider nicht mehr festzustellen, da der betreffende Teil des Manuskripts schon Cauer 1851 nicht mehr vorlag.

7.

51, 25] Wer dieser Verleger war, ist nicht bekannt. War es einer von denen, die Schiller in dieser Zeit Körnern für eine Übersetzung einer Schrift von Mirabeau zu verschaffen hoffte (vgl. Briefe 3, 222)? Am 8. Februar schreibt Humboldt an Brinkmann (ungedruckt, im brinkmannschen Archiv): „Kurz nach Weihnachten schrieb mir Schiller, dass Göschen, weil er mit Wielands neuer Ausgabe beschäftigt sei, das Buch nicht nehmen könne, dass er aber einen andern Buchhändler suche. Als ich noch damit umging mich wegen einer Antwort zu entschliessen, schrieb er mir wieder, er habe einen für dasselbe Honorar. Auf diese Nachricht bat ich ihn, weil ich das Buch noch umändern wollte, die Unterhandlung deshalb abzubrechen; er billigte dies und es ist nun geschehen."

51, 27] Ähnlich schreibt Humboldt am 22. Mai an Wolf, der das berliner Manuskript des Werkes Weihnachten von Auleben mit nach Halle genommen und im Mai zurückgeschickt hatte (Gesammelte Werke 5, 46): „Ich hatte schon Buchhändler und alles, aber ein neues Durchlesen hat mich zum Warten bewogen. Bringt dies Warten ein Ändern vieler Stellen hervor, so erreicht es seinen eigentlichen Endzweck und selbst ohne das erscheint es besser später als jetzt. Fast nie sind alle Gesichtspunkte über Politik so verrückt gewesen als jetzt. Der ruhige Schriftsteller und vor allem der so bloss theoretische als ich darf jetzt auf alles rechnen, nur nicht darauf verstanden zu werden. Ob ich aber je zur Politik zurückkehre, ist eine andre Frage, die ich nicht bejahen möchte: die Griechen absorbieren mich ganz, zum mindesten die Alten, damit Sie mich nicht den Römern und dem Tacitus unhold glauben." Über Humboldts damalige philologische Studien vgl. Sechs ungedruckte Aufsätze über das klassische Altertum S. IX.

Noch im Februar von Auleben aus sante Humboldt Schillern seine neuste Arbeit zur Begutachtung, die Skizze über die Griechen (Sechs ungedruckte Aufsätze S. 3), nachdem er sie von Wolf zurückerhalten hatte; Schiller sante sie ihm im März nach Erfurt zurück, wo Humboldts die Monate März und April bis Anfang Mai zubrachten. Über diesen Aufsatz berichtet Humboldt am 31. März Wolf (Gesammelte Werke 5, 38): „Ich schickte ihn Schillern, dem ich bald darauf schrieb, und da Sie die schönen Ränder so weiss gelassen

hatten, bat ich ihn sich ihrer anzunehmen. Dies hat er denn auch getan und allerlei zugeschrieben. Es sind sehr hübsche Sachen darunter, obgleich Sie denken können, dass er in das Ganze der Idee, da ihm die alte Literatur doch nicht geläufig ist, wenig eingegangen ist. Ich schreibe Ihnen hier eine Anmerkung ab, die, dünkt mich, eine genievolle Idee enthält; ob auch eine wahre, mögen Sie selbst entscheiden"; es folgt dann Schillers Anmerkung zu Humboldts zwölftem Paragraphen (Sechs ungedruckte Aufsätze S. 10 Anm.).

Da Schiller den seit längerer Zeit gehegten Plan einer mehrmonatlichen Reise in sein schwäbisches Vaterland im Sommer des Jahres 1793 ernstlich auszuführen beschloss, andrerseits Humboldts Anfang Mai für den Sommer nach Tegel übersiedeln wollten, so reiste Humboldt, um vor der langen Trennung noch einmal mit Schiller zusammenzusein, am 1. April auf mehrere Tage nach Jena (vgl. Gesammelte Werke 5, 42). Hier wurde er in Schillers damalige Interessensphäre, die ästhetischen Untersuchungen, tief hineingezogen und dieser war von dem regen und fördernden Ideenaustausch dieser Tage so begeistert, dass er Humboldt aufforderte im kommenden Winter nach Jena zu ziehen, um mit ihm gemeinsam weiterphilosophieren zu können (vgl. Karoline von Wolzogen, Literarischer Nachlass [2] 2, 5), ein Plan, der sich dann auch verwirklichen sollte. Anfang Mai gingen nun zunächst Humboldts nach Tegel, Anfang August Schillers nach Schwaben. Im September und Oktober waren Humboldts vier Wochen in Dresden, wo sie mit der Familie Körner eng befreundet und mit Körner sogleich ein ästhetischer Briefwechsel über den Schönheitsbegriff in Aussicht genommen wurde. Die letzten Monate des Jahres 1793 und den Januar 1794, in Burgörner verlebt, füllte ein erneutes eingehendes Kantstudium; im Februar siedelten Humboldts nach zwei in Erfurt verbrachten Wochen nach Jena über.

Als dann Schiller Mitte Mai 1794, körperlich gestärkt und geistig gereift und abgeklärt, aus Schwaben heimkehrte, fand er Humboldts bereits ein Vierteljahr in Jena eingewöhnt und es begann nun jene entzückende Zeit eines täglichen Umgangs in Ideen, deren Humboldt in der Vorerinnerung gedenkt. Drei Tage nach der Ankunft bereits schreibt Schiller am 18. Mai an den nun gemeinsamen Freund Körner (Briefe 3, 438): „Humboldt spricht mit wahrer Begeisterung von deiner Bekanntschaft und mir geht immer das Herz auf, wenn er von dir spricht. Er wird mir deine Briefe mitteilen und so hast du es künftig mit uns beiden zu tun. Welches Leben wird das sein, wenn du hierherkommst und die Dreieinigkeit vollendest! Humboldt ist mir eine unendlich angenehme und zugleich nützliche Bekanntschaft, denn im Gespräch mit ihm entwickeln sich alle meine Ideen glücklicher und schneller. Es ist eine Totalität in seinem Wesen, die man äusserst

selten sieht und die ich ausser ihm nur in dir gefunden habe. Er hat zwar vor dir sehr viel an einer gewissen Leichtigkeit voraus, die man sich in seinen Verhältnissen leichter erwerben kann als in den unsrigen; aber was er auf der Oberfläche gegen dich gewinnt, das gewinnst du reichlich gegen ihn an Tiefe"; vgl. ferner Briefe 3, 453. 466. Ende August hatte die „Dreieinigkeit" eine Zusammenkunft in Weissenfels; vgl. oben 280, 26 und Briefe 3, 471. 480.

Am 14. September schreibt Humboldt an Brinkmann (ungedruckt, im brinkmannschen Archiv): „Ich bin jetzt und schon seit Monaten, ob mich gleich Kränklichkeit und Störungen sehr gehindert haben, mehr und interessanter als seit langer Zeit beschäftigt. Einen grossen Teil dieses Stosses danke ich Schillers Umgang, den ich täglich sehe und der vielleicht der ideenfruchtbarste Kopf ist, der überhaupt existiert und wenigstens den ich kenne. Was vorzüglich merkwürdig an ihm ist, ist die bestimmte Genauigkeit des philosophischen Raisonnements, die unerbittliche Strenge der moralischen Gesinnung und die Liberalität und Grazie des ästhetischen Gefühls, die in ihm alle auf eine wunderbare Weise vereinigt sind."

Vom 14.—27. September war Schiller zum ersten Male in Weimar bei Goethe zu Besuch; in diese Tage fällt der folgende Brief Humboldts.

8.

53, 23] Der Umstand, dass dem kleinen, am 5. Mai geborenen Wilhelm die Pocken eingeimpft waren, hatte Charlotte Schiller bewogen mit ihrem kleinen Karl nach Rudolstadt zu gehen, um einer etwaigen Ansteckung vorzubeugen; dort blieb sie den ganzen September; vgl. Schillers Briefe 4, 7. 11. 13. 17. 18. 20. 21. 22. 24 und Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 3, 79.

54, 1] Humboldt hatte vom 17.—19. September Schiller in Weimar besucht; vgl. Schillers Briefe 4, 20.

54, 2] Der hannöversche Publizist Rehberg kam mit seiner Schwester auf einer Reise durch Weimar und Jena. Er „hat eine fatale Physiognomie", schreibt Schiller am 20. September seiner Frau (Briefe 4, 20), „und missfällt überhaupt, wenigstens auf den ersten Anblick; seine Schwester ist ein artiges Geschöpf."

54, 15] Über Gentzens Beteiligung an der Literaturzeitung fehlt jede Kunde, wie denn die ganze Persönlichkeit von der Forschung bisher zu sehr links liegen gelassen wurde; auch der Artikel in Goedekes Grundriss [2] 6, 189 ist ungenügend und fehlerhaft; im allgemeinen vgl. unten zu 63, 25.

54, 17] Über Fichte vgl. unten zu 55, 35. Die beiden zitierten Schriften sind: „Über den Begriff der Wissenschaftslehre oder der

sogenannten Philosophie", Weimar 1794; „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre und Grundriss des Eigentümlichen derselben in Rücksicht auf das theoretische Vermögen", Jena 1794.

55, 5] Fichtes Schwiegervater Hartmann Rahn lebte bei ihm in Jena.

55, 9] Über Woltmann vgl. unten zu 60, 8.

55, 13] Das ist eine unrichtige Nachricht: nach Bürgers Tode gab seit 1795 allerdings Karl Reinhard den göttinger Musenalmanach heraus.

55, 16] Althof, der bekannte Biograph Bürgers und Vormund seines Sohnes Agathon, hat diesen Plan, über den auch Briefe von und an Bürger 4, 265 zu vergleichen ist, dann doch nicht ausgeführt. Woltmanns „Geschichte der Hohenstaufen in Italien" erschien erst 1797 im ersten Bande seiner Kleinen historischen Schriften.

55, 21] Die Geschichte der Gracchen scheint nicht gedruckt worden zu sein.

55, 33] Ramdohrs Umarbeitung der Emilia Galotti ist meines Wissens nicht veröffentlicht worden.

55, 35] Fichtes Persönlichkeit und Philosophie gab Humboldt in diesen Jahren Gelegenheit zu vielen scherzhaften und ironisierenden Bemerkungen: vgl. ausser unserm Briefwechsel (58, 5. 60, 17. 80, 24. 99, 31. 151, 17. 238, 32) Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 7. 54. 153. 278. Erst in Paris und Rom kam er metaphysischen Studien und damit auch dem System Fichtes innerlich nahe, wie Briefe an Goethe (Briefwechsel S. 172) und Schweighäuser (*Lettres* S. 69) beweisen.

56, 8] Wann diese Unterredung stattfand, lässt sich nicht genauer bestimmen. Über Goethes damalige Stellung zu Fichte vgl. Briefe 10, 157. 162. 168. 192. Mit den hier gegebenen Andeutungen stimmt aber Goethes eigener Brief an Fichte vom 24. Juni (Briefe 10, 166) nicht ganz überein. Aus Fichtes in diesem Sommer geschriebenen Briefen an Goethe (Goethejahrbuch 15, 30) erhellt klar, wie viel ihm daran lag besonders von Goethe ganz verstanden zu werden.

56, 13] Über Weisshuhn, einen der ältesten Jugendfreunde Fichtes, der schon ein halbes Jahr später in Jena starb, orientiert Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel [2] 1, 109. 2, 436. Seine „Sinngedichte" waren Leipzig 1790 erschienen (vgl. auch oben 113, 19). Im fünften Stück der Horen (S. 57) erschien von ihm ein Aufsatz „Das Spiel in strengster Bedeutung" (vgl. oben 235, 12). Vgl. ferner Schillers Briefe 4, 46. 49. 136 und Goethes Briefe 10, 237. 338. 344.

56, 19] Der zweite Bogen des Briefes ist nicht erhalten.

9.

Dieses undatierte Gedicht gehört ohne Zweifel zwischen die Briefe 7 und 10 und in das Jahr 1794. Möglicherweise ist es aber vor den Brief 8 zu setzen: dann könnte es in den Tagen des in Schillers Briefen 3, 467. 470 erwähnten humboldtschen Fieberzustandes, also im Juli 1794 entstanden sein. Nähere Beschäftigung mit Petrarca und speziell seinem Strophenbau kann ich für Schiller nicht direkt nachweisen. In der Neuen Thalia 4, 74 erschien eine „Probe einer Erklärung und Übersetzung einiger vorzüglichen Gedichte des Petrarch“ ohne Verfassernamen: hier sind eine Reihe Canzonen und Sonette Petrarcas in prosaischer Übertragung wiedergegeben. Das betreffende Stück des Journals war im Juni 1794 „in der Arbeit“ (Schillers Briefe 3, 463); also dürfte man hier wohl die Anregung zu suchen haben.

Zu dem gedanklichen Inhalt des Gedichts, der für Humboldt äusserst charakteristisch ist, vgl. man seine Sonette S. 5. 53. 168 (Gesammelte Werke 4, 386. 5, 412. 3, 395).

Am 3. November 1794 schreibt Humboldt mit Bezug auf Schillers Rezension der Gedichte Matthissons an Brinkmann (ungedruckt, im brinkmannschen Archiv): „Aber was haben Sie zu der ganzen Theorie von der Landschaftsdichtung und der Definition der Dichtkunst gesagt? Vorzüglich in der letzteren liegen völlig neue und unendlich grosse Blicke. Überhaupt steht dem Gebiet der Ästhetik eine völlige Revolution bevor und ich freue mich, dass Schiller darin so tätig ist. Ein Kopf wie der seinige, wenn man diese über alle intellektuelle Vermögen gleich verteilte Kraft erwägt, ist, soviel ich weiss, noch nie aufgestanden, und wenn er nur noch einige Jahre fortarbeiten kann, gründet er sich gewiss ein wissenschaftliches Reich, mit welchem kein andres sich vergleichen kann.“

Schwere körperliche Leiden von Humboldts Mutter, die langsam dem Tode entgegensiechte, machten den schönen jenaer Tagen bereits im Juli 1795 ein Ende: die humboldtsche Familie siedelte nach Berlin und Tegel über und die anfangs nur für wenige Wochen geplante Trennung dehnte sich allmählich auf volle fünf Vierteljahre aus. Während dieser fünfzehn Monate war der Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt am lebhaftesten: durch häufige eingehende Korrespondenz täuschten sie sich über den trennenden Raum hinüber, setzten sie den lebendig befruchtenden Ideenaustausch von Jena fort und es war wahrlich nicht nur das Geschäft des Almanachdrucks,

das zu so häufiger Mitteilung anregte. Leider ist diese wichtigste Partie des Briefwechsels nur sehr lückenhaft auf uns gekommen, wie die Notizen in Schillers Kalender uns zeigen; ich verweise dafür auf die am Schlusse der Anmerkungen gegebene Übersichtstafel.

10.

57, 21] Vom gleichen Tage ein Brief an Wolf (Gesammelte Werke 5, 130).

57, 30] Vgl. Gesammelte Werke 5, 132.

58, 5] Vgl. oben zu 55, 35. Fichte lebte nach Beilegung der Streitigkeiten über die Sonntagsvorlesungen und die Ordensverbindungen (vgl. darüber sein Leben und literarischen Briefwechsel ² 1, 252. 2, 20. 43) den Sommer 1795 beurlaubt in Osmannstädt. Über seine damalige briefliche Fehde mit Schiller, den ursprünglich für die Horen bestimmten Aufsatz „Über Geist und Buchstab in der Philosophie“ betreffend, orientiert das davon handelnde Kapitel im Leben² 1, 238 und die Einleitung zu der Sonderausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Fichte; vgl. ferner Schillers Briefe 4, 191. 203 und Goethes Briefe 10, 279. Der oben besprochene Brief Fichtes ist der vom 27. Juni (Leben ² 2, 379; Briefwechsel S. 34).

58, 9] „Die Philosophie hat ursprünglich gar keinen Buchstaben, sondern sie ist lauter Geist“ Leben ² 2, 380 (Briefwechsel S. 35).

58, 17] „Ich habe die Aufgabe nie anders genommen als in diesem Sinne; in diesem Sinne habe ich sie in meinen öffentlichen Vorlesungen behandelt, wie vielleicht Herr von Humboldt bezeugen kann“ ebenda.

58, 19] Fichte braucht Leben ² 2, 381 (Briefwechsel S. 37) den Ausdruck „Geist im bestimmten Kunstprodukt“.

58, 25] „Es muss dazu (zur Philosophie) doch wohl eine ursprüngliche Anlage im Menschen geben? Wie, wenn diese Anlage ein Trieb nach Vorstellung um der Vorstellung willen wäre, welcher auch der letzte Grund der schönen Kunst, des Geschmacks u. s. w. ist?“ Leben ² 2, 380 (Briefwechsel S. 35).

58, 35] Vgl. Leben ² 2, 381 (Briefwechsel S. 37).

59, 3] „Dass wir über den populären philosophischen Vortrag sehr verschiedene Grundsätze haben, erfahre ich nicht erst seit heute; ich habe es schon aus Ihren eigenen philosophischen Schriften gesehen. Sie gehen grösstenteils analytisch, den Weg des strengen Systems, und setzen die Popularität in Ihren unermesslichen Vorrat von Bildern, die Sie fast allenthalben statt des abstrakten Begriffs setzen. Ich setze die Popularität vorzüglich in den Gang, den ich nehme .... Nachdem die streng philosophische Disposition fertig ist,

mache ich mir nach ganz andern Grundsätzen den Entwurf der populären Behandlung, knüpfe an eine sehr gemeine Erfahrung an und führe so den Faden scheinbar nach der blossen Ideenassoziation, über die aber unsichtbar das System wacht, fort, bestimme nirgends schärfer, als vor der Hand nötig ist, bis zuletzt die scharfe Bestimmung sich von selbst ergiebt. Bei mir steht das Bild nicht an der Stelle des Begriffs, sondern vor oder nach dem Begriffe, was gleich ist .... Wo ich nicht irre, haben alle alte und neuere Schriftsteller, die in dem Ruhme des guten Vortrags stehen, es so gehalten, wie ich es zu halten strebe. Ihre Art aber ist völlig neu und ich kenne unter den Alten und Neueren keinen, der darin mit Ihnen zu vergleichen wäre. Sie fesseln die Einbildungskraft, welche nur frei sein kann, und wollen dieselbe zwingen zu denken; das kann sie nicht. Daher, glaube ich, entsteht die ermüdende Anstrengung, die mir Ihre philosophischen Schriften verursachen und die sie mehreren verursacht haben. Ich muss alles von Ihnen erst übersetzen, ehe ich es verstehe, und so geht es andern auch. Was man meinen früheren Schriften auch alles vorwerfe und so gegründet auch der Tadel sein mag, den man gegen sie führt, so sind sie doch häufig gelesen und gemerkt worden und man hört hie und da erzählen und nachsagen, was darin steht. Ihre philosophischen Schriften — ich rede nicht von Ihren poetischen, nicht von Ihren historischen, wovon z. B. die Geschichte der Belagerung von Antwerpen ein Meisterstück ist, das alles unwiderstehlich fesselt und mit sich fortreisst; ich rede ebenso wenig von Ihrer philosophischen Gründlichkeit und Ihrem Tiefsinne, den ich verehre; ich rede nur von Ihrem Stil — Ihre philosophischen Schriften sind gekauft, bewundert, angestaunt, aber, soviel ich merke, weniger gelesen und gar nicht verstanden worden, und ich habe im grösseren Publikum keine Meinung, keine Stelle, kein Resultat daraus anführen hören. Jeder lobt, so sehr er kann, aber er hütet sich wohl vor der Frage, was denn eigentlich darin stehe" Leben [2] 2, 382 (Briefwechsel S. 39).

59, 20] „Der Anschein der Härte in meinem Periodenbau kommt grösstenteils daher, dass die Leser nicht deklamieren können. Hören Sie mich gewisse meiner Perioden lesen und ich hoffe, sie sollen ihre Härte verlieren. Aber Sie haben recht, unser Publikum kann einmal nicht deklamieren und man tut besser wie Lessing seine Massregeln danach zu nehmen" Leben [2] 2, 383 (Briefwechsel S. 41).

59, 24] Die „Merkwürdige Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585" erschien im vierten und fünften Stück der Horen (S. 68. 1): vgl. oben 60, 30. 61, 3. 208, 13; Schillers Briefe 4, 71. 75. 78. 148. 149. 159. 161; Goethes Briefe 10, 208. 246. 258; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 264. 270.

59, 34] Leider ist der diese Nachricht enthaltende Brief verloren gegangen.

59, 36] „Auf die Geburt des Apollo", eine Übersetzung der ersten 130 Verse des pseudo-homerischen Hymnus, erschien im neunten Stück der Horen (S. 30): vgl. oben 92, 35. 188, 22; Goethes Briefe 10, 286. 288; Schillers Briefe 4, 287. 296. Dass hier eine Kontamination zweier verschiedener Hymnen vorliegt, ist jetzt allgemein anerkannt (vgl. Christ, Geschichte der griechischen Literatur [2] S. 62).

60, 8] Woltmann wird von Humboldt und Schiller fast stets ironisch behandelt: vgl. oben 76, 17. 82, 34. 99, 14. 155, 17. 256, 31. 270, 8; Schillers Briefe 4, 172. 5, 178. 379. 6, 199. 201; Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 67. „*Woltmann n'a jamais valu grand' chose et vaut moins que jamais*" schreibt Humboldt am 24. Oktober 1801 an Schweighäuser (*Lettres* S. 47).

60, 9] „Woltmann sagt mir, dass er angefangen habe an einem Roman zu arbeiten, welches ich freilich mit seiner übrigen historischen Aktivität nicht recht reimen kann" schreibt Schiller am 6. Juli an Goethe (Briefe 4, 204). Gemeint ist wohl die Wien 1799 erschienene „Mathilde von Merveld".

60, 10] Sophie Mereaus Roman „Das Blütenalter der Empfindung", Gotha 1794, ist besprochen in der Allgemeinen Literaturzeitung 1795 3, 1.

60, 14] „Die sanfte schwachfühlende Luise, die gern heiter ihr Blumenalter verträumen will, und der düstere Lorenzo, der seine starkduftenden Blüten selbst herabschlägt, der junge Mann ohne Namen .... mit der gemässigten Fülle seines Jugendgefühls und Nanette, bei welcher die Blütenzeit in der höchsten menschlichen Pracht erscheinet, machen eine anziehende Gruppe aus" ebenda S. 4.

60, 15] „Alle Kraft entwickelt sich und wirkt, wo und wie sie kann. Aus der unendlichen Masse des Urseins fliesst alles, zu ihr kehrt alles wieder zurück. Alles Gute findet seinen Lohn, es findet ihn in sich. Wo ist das Rätsel, das zur Auflösung einer andern Welt bedürfte? Das einmal gewesene Sein mischt sich, wenn es nun schwindet, wieder mit der unerschöpflichen schaffenden Urkraft ohne Spur, dass es war; es ist nun ewig nicht mehr und mein eigenes Dasein ist bloss an Erinnerung geknüpft. Wenn diese schwindet, so bin ich selbst nicht mehr, so ist ein andres Wesen an meine Stelle getreten. Der Staub vermischt sich mit dem Staube, der Lebensfunke mit der ewigen Urkraft. Er verlischt nicht, in andern Körpern wird er flammen, aber mein Ich ist dann auf ewig untergegangen" ebenda S. 4.

60, 18] Schillers Landsmann Gros, 1793 Student und Tischgenosse Schillers in Jena, war 1794 zur Fortsetzung seiner Studien nach Göt-

tingen gegangen; 1796 wurde er durch Hardenberg Professor der Rechte in Erlangen; vgl. auch oben 191, 11. 219, 23 und Geschäftsbriefe Schillers S. 101.

60, 27] Von Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" waren bis dahin drei Abschnitte im ersten, zweiten und vierten Stück der Horen (S. 49. 1. 41) erschienen, zusammen Werke 18, 95—187 weimarische Ausgabe; vgl. ferner oben 73, 31. 126, 15. 206, 16. Der dritte dieser Abschnitte enthielt die nach Boccaccio bearbeitete Geschichte des Prokurators; vgl. darüber Humboldts Urteil im Goethejahrbuch 8, 64, das bestätigt wird durch einen Brief David Veits an Rahel vom 4. Juni (Briefwechsel 2, 145), und diesen Briefwechsel 2, 67. 129.

60, 29] Rahel nennt in einem Briefe an David Veit vom 22. März (Briefwechsel 2, 81) die goethesche „Epistel" im ersten Stück (S. 1) „das Erste in der Welt", setzt jedoch hinzu: „die wird am wenigsten verstanden".

60, 30] „Dantes Hölle" von August Wilhelm Schlegel im dritten und vierten Stück (S. 22. 1); Herder, „Das eigene Schicksal" im dritten Stück (S. 1).

60, 31] Vgl. oben zu 59, 24.

60, 32] Körner, „Über Charakterdarstellung in der Musik" im fünften Stück (S. 97); vgl. darüber Briefe an Körner S. 43.

60, 33] „Beitrag zu einer Geschichte des französischen Nationalcharakters" von Woltmann im fünften Stück (S. 15).

60, 36] Fichte, „Über Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit" im ersten Stück (S. 79).

61, 1] Humboldt hat zwei Aufsätze in die Horen geliefert: „Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur" im zweiten Stück (S. 99), „Über die männliche und weibliche Form" im dritten und vierten Stück (S. 80. 14), wiederabgedruckt in den Gesammelten Werken 4, 270. 1, 215. Vgl. über beide oben 158, 19. 208, 17. 217, 26. 234, 20. 273, 25; Schillers Briefe 4, 91. 95. 104; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 238. 265. Zu Kants Urteil, das Schiller (Briefe 4, 170) zitiert, vgl. Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit 2, 232.

61, 4] Weitere Urteile des Arztes Herz vgl. oben 75, 12. 98, 30. 207, 33.

61, 5] Gemeint sind die Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" im ersten, zweiten und sechsten Stück der Horen (S. 7. 51. 45): vgl. noch oben 63, 35. 75, 11. 148, 21. 155, 11. 187, 2. 204, 19. 205, 6. 239, 24.

61, 12] Dyks Schrift führt den Titel: „Politische Aufsätze von einem Freunde der Wahrheit" und erschien Leipzig 1795; die Unter-

titel der beiden Bände giebt Meusel, Das gelehrte Teutschland ^{5} 2, 122 an. Die darin enthaltenen Aufsätze sollen fast alle vorher in den Neuen leipziger gelehrten Anzeigen gestanden haben (daselbst findet sich auch Beilage 1795 1, 33 eine kurze Rezension der Horen). Ich habe das Werk auf mehreren grossen Bibliotheken vergeblich gesucht.

61, 18. 19] Arndt, „Vom wahren Christentum", Frankfurt 1605; Schmolcke hat verschiedene Sammlungen geistlicher Lieder veröffentlicht.

61, 21] Hennings und seinen „Genius der Zeit" (den Humboldt hier mit dem „Archiv der Zeit" verwechselt) betreffend verweise ich auf die reichen Zusammenstellungen Erich Schmidts zum Xenion 440. Die schützsche Rezension der Horen (vgl. oben 216, 29. 239, 16. 255, 35. 256, 2) ist wiederabgedruckt bei Braun, Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen 2, 12.

61, 25] Weiteres über den berliner Prediger Jenisch vgl. oben 74, 23. 31. 178, 32. 181, 14. 204, 23.

61, 35] „Die Bedeutsamkeit, Bruchstück eines Gespräches" Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks 1795 1, 465. 557.

62, 1] „Wenn man das Urteil nach den verschiedenen Gegenständen, womit es sich beschäftigt, unterscheiden darf, so darf man z. E. auch das Auge, welches jetzo eine Blume und dann einen Baum ansieht, das blumische und das bäumische nennen" ebenda S. 473.

62, 3] „Aristophanes beschrieb ein Essgemengsel und hatte dazu ein beinah hundertsilbiges Wort nötig; gleichwohl war es nur leiblicher Genuss, wovon er redete; ich rede von geistigem und doch ist mein Wort viel kürzer als das griechische" ebenda S. 465. Das Wort heisst (S. 466) „Scheingrundsatz-Missfolgerungs-Halbbestimmungs-Begriffverfälscherei - Spitzfindigkeits - Widerspruchs - Sprachungebrauchs-Verbarbarungs-Fehlkunstwörter - Ohnzielmassweitschweifigkeits - Streitstraussführungs - Vernunfttotschlags - Wissenschaft". Das griechische Vorbild steht in den Ekklesiazusen Vers 1169.

62, 7] Der dritte Bogen des Briefes ist nicht erhalten.

11.

62, 11] Vom gleichen Tage ein Brief an Jacobi (S. 37).

62, 12] Vgl. Schillers Briefe 4, 210. 213. 214.

62, 22] „Zufällige Ergiessungen eines einsamen Denkers in Briefen an vertraute Freunde" im achten Stück der Horen (S. 1): vgl. oben 76, 21. 137, 14; Schillers Briefe 4, 207. 211. 212. 215. 290; Goethes Briefe 10, 298; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 299. Eine Fortsetzung ist nicht erschienen.

63, 5] Humboldt plante eine ästhetische Arbeit, die sich an Vossens soeben erschienene Luise anschliessen sollte wie später seine Ästhetischen Versuche an Goethes Hermann und Dorothea: vgl. oben 89, 12. 107, 31. 119, 31. 143, 2; Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 4; Gesammelte Werke 5, 126; Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit 2, 149.

63, 7] Weitere Mitteilungen über Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer vgl. oben 73, 12. 75, 36. 97, 16. 99, 12. 126, 4. 148, 33. 178, 34. 280, 27.

63, 21] Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks 1795 1, 46. 137. 237. 360. 483; der Goethe betreffende Abschnitt findet sich bei Braun, Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen 2, 166.

63, 25] Friedrich Gentz stand Humboldt seit Jahren wie wenige nahe: vgl. über ihn noch oben 75, 23. 148, 21. 160, 27. 206, 5. 217, 1. 229, 16; Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 173; Briefe an Körner S. 110.

63, 26] Posselt, „Europäische Annalen", Stuttgart 1795. Eine Rezension davon ist in der Allgemeinen Literaturzeitung 1796 1, 105 erschienen; vgl. auch oben 75, 27 und Schillers Briefe 4, 243.

63, 33] Goethes römische „Elegieen" im sechsten Stück der Horen (S. 1): vgl. noch oben 67, 20. 74, 5. 75, 8. 109, 10. 162, 31. 190, 6.

64, 1] Er enthält eine Reihe Idyllen und Elegieen, aus dem Griechischen und Lateinischen übersetzt, sowie Oden, Lieder und Epigramme; er war Königsberg 1795 erschienen; vgl. auch Gesammelte Werke 5, 132 und Schillers Briefe 4, 249.

64, 8] Maimon scheint für die Horen einen Aufsatz eingeliefert zu haben, der sich dann als schon gedruckt herausstellte. Ich konnte weder diesen noch die Gentz überlieferte Arbeit ermitteln; auch die in Schillers Briefen 4, 14 erwähnte Abhandlung ist noch nicht nachgewiesen.

64, 16] Das von Gentz 1795 begonnene Journal „Neue deutsche Monatsschrift" brachte es nur auf einen Jahrgang (die Angabe in Goedekes Grundriss ^{2} 6, 191 ist trotz der Berichtigung S. 805 falsch). Ausser dem Herausgeber waren bedeutendere Mitarbeiter Herder, Rochow, Meissner, Böttiger, Garve, Gleim.

64, 16] Über Burgsdorff vgl. noch Schillers Briefe 5, 114. 137. 235; Goethes Briefe 11, 270; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 4, 42. 239.

12.

65, 23] Schiller hatte, ohne den Namen des Gedichts zu nennen, „Das Reich der Schatten" als bald vollendet angekündigt wie auch Briefe 4, 219. 231; vgl. darüber unten zu 70, 5.

67, 16] Karl Augusts Brief an Schiller über Goethes Elegieen vom 9. Juli ist gedruckt Karl Augusts erstes Anknüpfen mit Schiller S. 12. Darin ist von dem „Grad von Humanität" die Rede, „nach welchem alle Schriftsteller streben, denen es ernstlich an der Sache gelegen ist".

67, 23] Vgl. Körners Brief an Schiller vom 16. Juli (Briefwechsel 3, 274).

67, 33] Dieser Brief ist wie alle älteren Briefe Körners an Humboldt nicht erhalten. Ein paar Sätze eines früheren sind im Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit 2, 22 aufbewahrt.

67, 36] „Kaum acht Tage nach Erscheinung dieses Stücks (der Horen) erhielt ich von einem leipziger Schriftsteller ein förmliches Gedicht zu meinem Lobe" schreibt Schiller am 20. Juli an Goethe (Briefe 4, 214). Dieses Gedicht, das im Schillerarchiv erhalten ist und den Titel führt „An Schiller, den Verfasser der Briefe über ästhetische Erziehung in den Horen", ist mit der Sendung aus Leipzig identisch, die Schiller am 18. Juli im Kalender (S. 1) unter dem Namen Müller notiert; vgl. über diesen Müller ebenda S. 274.

68, 3] Über die Angelegenheit des Almanachverlags und -drucks und das Benehmen des strelitzer Verlegers Michaelis (vgl. Schillers Briefe 4, 67) dabei vgl. ferner oben 71, 24. 91, 21. 94, 32. 101, 15. 103, 25. 113, 24. 116, 1. 122, 20. 124, 27. 128, 34. 140, 9. 150, 31. 158, 8. 163, 29. 170, 23. 205, 26. 219, 30. 243, 34. 261, 13. 265, 16 und Geschäftsbriefe Schillers S. 103.

68, 7] Vgl. darüber oben 116, 7. 124, 36. 129, 25. 132, 31. 145, 21. 158, 10. 205, 27. 216, 21.

68, 12] Schillers Vater hatte sein Buch „Die Baumzucht im Grossen nach zwanzigjähriger Erfahrung im Grossen und im Kleinen" 1795 in Michaelis' Verlag erscheinen lassen; vgl. oben 72, 5. 92, 16. 95, 10. 103, 32. 123, 24. 158, 12.

68, 29] Gemeint ist der Brief vom 8. Juli (Briefe 10, 276). Über das „Märchen" vgl. unten zu 92, 36.

68, 32] „Über griechische und gotische Baukunst" von Bendavid im achten Stück der Horen (S. 87).

68, 34] Gros, „Über die Idee der Alten vom Schicksal" ebenda (S. 75).

69, 5] Am 1. September schreibt Humboldt an Wolf (Gesammelte Werke 5, 133): „Aus der Lysistrata habe ich den ersten schmutzigen Akt sogar und ich glaube nicht unglücklich in freie Iamben bloss zu meiner und einiger ungriechischer Freunde Erlustigung übersetzt." Dieselbe Übersetzung meint offenbar Schiller, wenn er am 4. April 1797 an Goethe schreibt (Briefe 5, 168): „Ich sende Ihnen hier *pour la bonne bouche* ein allerliebstes Fragment aus dem Aristophanes,

welches mir Humboldt dagelassen hat; es ist köstlich, ich wünschte den Rest auch zu haben.“ Im brinkmannschen Archiv fand ich bei den Briefen Humboldts die Abschrift einer Übersetzung von Aristophanes' Ekklesiazusen Vers 594—634.

69, 14] Maimon begleitete seinen Gönner, den Grafen Kalkreuth, nach seinem Gute Siegersdorf in Niederschlesien, wo er nach wenigen Jahren auch starb.

69, 20] „Morgengebet der Madame S .... und ihrer Kleinen“ *Camera obscura* von Berlin 1, 25; in dem der berliner königlichen Bibliothek gehörigen Exemplar dieser Wochenschrift fehlt gerade die betreffende, vom 11. Juli datierte Nummer; ich entnehme den Titel der Parodie dem Inhaltsverzeichniss.

69, 27] Vgl. oben 99, 7 und Bruhns, Alexander von Humboldt 1, 168. Eine Reisebeschreibung lieferte Alexander nicht; die Horen brachten von ihm nur im fünften Stück (S. 90) die Erzählung „Die Lebenskraft oder der rhodische Genius“.

13.

70, 2] Vom gleichen Tage ein Brief an Cotta (Briefe 4, 231).

70, 5] „Das Reich der Schatten“ (später „Das Ideal und das Leben“ genannt) erschien im neunten Stück der Horen (S. 1): vgl. ferner oben 84, 11. 89, 24. 30. 114, 3. 117, 34. 120, 9. 185, 12. 204, 6. 224, 21. 226, 17. 239, 31. 270, 1. 280, 27; Briefe an Körner S. 47; Schillers Briefe 4, 249. 260. 273. 303. 384; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 287.

70, 20] Heinrich Meyer, „Beiträge zur Geschichte der neueren bildenden Kunst“ im neunten Stück (S. 11); vgl. noch oben 188, 32.

71, 5] Goethe war am 2. Juli nach Karlsbad gereist und kam erst gegen Mitte August zurück; vgl. oben 76, 10. 162, 25. Der „neue“ Brief ist nicht erhalten (vgl. Goethes Briefe 10, 416).

71, 8] Körners letzter Brief war vom 16. Juli (Briefwechsel 3, 274); ein Aufsatz von ihm kam nicht.

71, 11] Zwei Gedichte von August Wilhelm Schlegel „Aus einem ungedruckten Roman“ im Musenalmanach S. 111: vgl. oben 96, 4; Schillers Briefe 4, 268; Schlegels Brief an Schiller vom 6. August in den Preussischen Jahrbüchern 9, 199; Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm S. 251.

14.

73, 13] Meyers Begleitbrief zu seiner Gedichtsendung vom 8. August ist in den Briefen an Schiller S. 234 gedruckt, Schillers Dankbrief vom 14. September in den Briefen 4, 265.

73, 31] Zur Quellenfrage vgl. Goethes Werke 16, 9 Hempel.

74, 2] Der „Diebstahl" ist der vierte Abschnitt der goetheschen „Unterhaltungen" (Werke 18, 187—216 weimarische Ausgabe) im siebenten Stück der Horen (S. 50), dessen Schluss (Werke 18, 216—224) das neunte Stück (S. 45) brachte; vgl. noch oben 92, 33. 94, 18. 136, 9. 188, 27.

74, 4] Die zweite Epistel erschien im zweiten Stück (S. 95).

74, 19] Goethes im fünften Stück (S. 50) erschienener Aufsatz „Literarischer Sansculottismus" war gegen einen in der nächsten Anmerkung angeführten Artikel von Jenisch gerichtet; vgl. Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit 2, 168. 180.

74, 23] Jenisch, „Über Prose und Beredsamkeit der Deutschen" Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks 1795 1, 249: vgl. oben 178, 32; Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit 2, 157. Darin heisst es von Schiller (S. 251), „dass unsres Thucydides Geschichtbücher zu übermässig den Dichter und Romanschreiber duften und dass einige seiner neusten Abhandlungen, voll des feinsten Beobachtungsgeistes und eines dem deutschen Kopf ungewöhnlichen psychologischen Scharfblicks, wie besonders auch einige seiner Rezensionen, zugleich voll unerträglicher Unbestimmtheiten und undurchdringlicher Dunkelheiten sind."

74, 32] Die Charakteristiken lauten: „dass ein andrer alles glücklicher empfindet als darstellt und wenigstens kein klassischer Prosaiker ist" (ebenda S. 251); „dass ein Schriftsteller von der originellsten Energie ebenso oft gleich einem Bären fällt als gleich einem Adler fliegt" (S. 252); „dass aller Scharfsinn, Beobachtungsgeist und untadelhafte Korrektheit des Ausdrucks von dem Leser eines sechsten das Gefühl einer ermüdenden, immer und immer raisonnierenden Einförmigkeit nicht abwehren können" (S. 251); „dass eines siebenten Spekulation durchgängig zu nüchtern, zu ungeputzt erscheint" (ebenda); „dass ein achter, ohne Zweifel der vortrefflichste, geschmackvollste und klassischste aller teutschen Schriftsteller, doch leider für seinen Ruhm zu wenig geschrieben hat" (ebenda); „dass fast alle Gegenstände eines fünften ohngeachtet der durchaus fleckenlosen Eleganz seiner Schreibart doch zu sehr jenseits des allgemeinen Interesse und der praktischen Brauchbarkeit liegen" (ebenda).

75, 1] „Entzückung des Las Casas oder Quellen der Seelenruhe" von Engel im dritten Stück der Horen (S. 70). Der „Traum des Galilei" bildet das sechzehnte Stück seines Philosophen für die Welt (Schriften 1, 118).

75, 12] Dies Urteil von Herz berührt sich merkwürdig mit der oben zu 59, 3 zitierten Auffassung Fichtes.

76, 11] Goethe verkehrte in Karlsbad mit den Jüdinnen Rahel

Levin und Marianne Meyer, der späteren Frau von Eybenberg, sowie der berliner Schauspielerin Friederike Unzelmann: vgl. oben 162, 25; Goethes Briefe 10, 276; Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit 2, 154; Wahle, Das weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung S. 120. Auch die ersten Briefe Mariannens an Goethe (Goethejahrbuch 14, 27) sind zu berücksichtigen.

76, 15] „Geschichte Raphaels de Aquillas", Petersburg 1793; „Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt", Petersburg 1791; „Geschichte Giafars des Barmeciden", Petersburg 1792. Goethe galt in Karlsbad für den Verfasser des letzten Romans (Briefe 10, 276).

76, 17] „Herodot, ein historischer Roman" erschien erst Jena 1797 im zweiten Bande von Woltmanns Kleinen historischen Schriften.

76, 28] Goethes venetianische „Epigramme" erschienen im Musenalmanach S. 205: vgl. noch oben 128, 15. 175, 22. 209, 1. 258, 1. 259, 21; Schillers Briefe 4, 396. 5, 40. 115; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 315.

77, 4] Am 25. Juli erhielt Schiller einen anonymen Brief aus Krefeld (vgl. Schillers Kalender S. 1. 218), in dem der Schreiber sich beklagte, dass das Programm der Horen nicht eingehalten werde; der Brief ist gedruckt im Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 97.

15.

77, 11] „Die Macht des Gesanges" im Musenalmanach S. 1: vgl. oben 111, 29. 141, 6. 32. 142, 10. 258, 7; Schillers Briefe 4, 245. 260; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 283.

77, 19] Die Macht des Gesanges Vers 9.

77, 23] „Das ewige Schicksal (doch wohl nur die eigenen, den Wesen inwohnenden und durch entgegengesetztes Kämpfen Vereinigung erstrebenden Kräfte der Dinge)" Briefe an Körner S. 9; „Die Natur, aus deren wundervollen Kräften und ihrem rätselhaften Zusammenwirken doch nur jenes unverstandene Schicksal hervorgehen konnte" Sechs ungedruckte Aufsätze S. 132; „Wenn auch das Schicksal das freie Walten der Kräfte regierte und nicht vielmehr selbst das freie Walten dieser Kräfte wäre, die als Kräfte des Alls am Ende von selbst zu der wohltätigen Harmonie zusammenstreben, die wir als Werk des ordnenden Schicksals anzusehen gewohnt sind" ebenda S. 156.

78, 6] Die Macht des Gesanges Vers 19.

79, 1] Vgl. unten zu 111, 29.

79, 3] Vgl. die Kapitelüberschrift „Die Mören oder Parzen" in Hermanns Handbuch der Mythologie aus Homer und Hesiod 1, 30, das Schiller wohl bei Humboldt gesehen hatte.

79, 10] „Der Tanz“ im Musenalmanach S. 32: vgl. oben 111, 25. 118, 7. 140, 28. 258, 5; Schillers Briefe 4, 217. 248. 280; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 285.

79, 16] Der Tanz Vers 8. 14.

79, 28] Über die Änderungen im „Tanz“ vgl. oben 111, 25; Briefe 4, 245; Sämmtliche Schriften 11, 433. Die geänderten Verse sind, da zwei Zeilen (4. 5) neu hinzukamen, 13. 19. 6.

80, 14] „Pegasus in der Dienstbarkeit“ (später „Pegasus im Joche“ genannt) im Musenalmanach S. 62: vgl. oben 117, 3. 118, 11. 142, 25; Schillers Briefe 4, 260; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 283. Das Gedicht hatte danach ursprünglich noch einen moralisierenden Schluss, der nicht mehr erhalten ist.

80, 18] Pegasus in der Dienstbarkeit Vers 84.

80, 19] „Die Antike an einen Wanderer aus Norden“ (später „Die Antike an den nordischen Wanderer“ genannt) im neunten Stück der Horen (S. 128).

80, 24] „An einen Weltverbesserer“ ebenda (S. 133); vgl. oben 110, 33. 117, 22. Ob unter der Romanze gegen Fichte (so ist das F. der Handschrift sicher aufzulösen trotz Tomaschek, Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft S. 461) das im elften Stück der Horen (S. 29) gedruckte Gedicht „Die Taten der Philosophen“ (später „Die Weltweisen“ genannt) zu verstehen ist, wie Goedeke (Sämmtliche Schriften 11, 74 Anm.) will, scheint mir zweifelhaft; sie kam wohl nicht zu stande.

80, 26] An einen Weltverbesserer Vers 6.

80, 28] „Spruch des Confucius“ im Musenalmanach S. 39.

80, 31] „Die zwei Tugendwege“, „Der Sämann“, „Würden“ im Musenalmanach S. 110. 97. 48; „Das Höchste“ im neunten Stück der Horen (S. 134); zu dem letzten Gedicht vgl. noch oben 110, 23. 117, 30.

81, 1] „Zevs zu Herkules“ im Musenalmanach S. 28.

81, 8] „Das Unwandelbare“ ebenda S. 24.

81, 10] Ein Gedicht dieses Titels giebt es nicht. Wenn es sich nicht um ein dann gänzlich unterdrücktes handelt, muss „Deutschland und seine Fürsten“ (im Musenalmanach S. 53) ursprünglich diese Überschrift gehabt haben.

81, 12] Die mit E. gezeichneten Gedichte sind von Herder: „Das Orakel“ im Musenalmanach S. 38, „Das innere Olympia“ S. 69, „Der Schmetterling und die Rose“ S. 35, „Venus, die dem Amor die Flügel nimmt“ S. 58, „Psyche schiffend mit Delphinen“ S. 80, „Apollo“ S. 4. Über Herders Gedichte im allgemeinen vgl. oben 108, 8; Schillers Briefe 4, 379; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 315. 320.

81, 19. 26] „Pallas Athene von Proklus“ erschien im zehnten Stück

der Horen (S. 68); vgl. oben 97, 33. Über die Hymnen des Neuplatonikers Proklos vgl. Christ, Geschichte der griechischen Literatur [2] S. 659.

81, 33] Pallas Athene Vers 34.

82. 1] Auch die mit D. gezeichneten Gedichte sind von Herder: „Die Gegenwart, ein persisches Lied" im Musenalmanach S. 29, „Die Entfernte, aus dem Spanischen" S. 102, „Lied eines Gefangenen, eine spanische Romanze" S. 59, „Das Ross aus dem Berge, eine böhmische Sage" S. 70, „Madera" S. 7.

82, 15] „Uneigennützige Freundschaft" im Musenalmanach S. 31 ist von Herder, wie auch Redlich jetzt (Herders Sämmtliche Werke 29, 169) gegenüber seiner früheren Deutung auf Karl Fischer (Versuch eines Chiffernlexikons S. 41) anerkennt; in Goedekes Grundriss [2] 5, 198 steht noch Fischer angegeben.

82, 16] „Einer jungen Freundin ins Stammbuch" im Musenalmanach S. 36 ist von Schiller selbst, eine Überarbeitung der Verse, die er sieben Jahre früher in das Stammbuch Charlottens von Lengefeld eingeschrieben hatte.

82, 23] „Die flüchtige Freude, nach Sarbievius" im Musenalmanach S. 54 ist von Herder. Humboldts Erinnerung an Gentzens Neue deutsche Monatsschrift war ganz berechtigt: dort liess Herder in demselben Jahre unter der Chiffre S. B. R. (über ihre Bedeutung vgl. Sämmtliche Werke 27, 412) sechs Gedichte und einen Aufsatz erscheinen; auch bei unserm Gedicht stand wohl diese Chiffre, nicht S. B. M. in der Handschrift.

82, 26] „Antwort bei einem gesellschaftlichen Fragespiel" im Musenalmanach S. 95 ist von Goethe.

82, 30] Von weiteren Gedichten Goethes waren damals bereits eingeliefert: „Nähe des Geliebten" im Musenalmanach S. 5, „Der Besuch" S. 13, „Verschiedene Empfindungen an einem Platze" S. 40, „Meeresstille; Glückliche Fahrt" S. 83, „Kophtische Lieder" S. 88; zu den beiden ersten vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 315. Goethes Gedicht „Die Spinnerin" erschien erst 1800 im siebenten Band der Neuen Schriften.

82, 35] Die woltmannschen Gedichte finden sich im Musenalmanach: „Rudolf von Erlach" S. 17, „Die Rache der Elfen" S. 92, „Die Verheissung" S. 98, „Sylphenlied" S. 43, „Die Kunst" S. 49. Das briefliche Urteil Herders (vgl. noch 83, 19. 84, 3) ist nicht erhalten.

83, 7] Rudolf von Erlach Vers 9; der Almanach hat „des Alters Freude"; vgl. oben 330, 12. 331, 1.

83, 24] „Minnelied, nach Kristan von Hamle" im Musenalmanach S. 22 (das um eine Strophe mit schweren Reimworten längere Original steht in Bodmers Minnesingern 1, 47a), „Laura, nach Petrarch"

S. 78; der „Parnass“ ist nicht gedruckt worden; vgl. auch Schillers Dankbrief vom 18. Januar 1796 (Briefe 4, 395).

83, 28] Von Sophie Mereau waren bis dahin eingeliefert: „Frühling“ im Musenalmanach S. 55, „Vergangenheit“ S. 107; vgl. Schillers Briefe 4, 189. 209. 218.

83, 30] Conzens „Abendphantasie nach einem schwülen Sommertage“ im Musenalmanach S. 25.

84, 1] Neuffers „Mondscheingemälde“ ebenda S. 84.

84, 6] Pfeffels „Die zwei Verdammten“ ebenda S. 105.

84, 8] Der dritte Bogen des Briefes ist nicht erhalten.

16.

86, 34. 87, 10] Das Reich der Schatten Vers 132. 135.

87, 15] Vgl. Kants Kritik der praktischen Vernunft § 7 (Sämmtliche Werke 5, 34 Hartenstein).

87, 24] Das Reich der Schatten Vers 7. 27. 91. 101. 114. 135.

88, 1] Ebenda Vers 176. 81.

88, 6] Ebenda Vers 16. 31. 38. 57. 59. 65. 73. 158. 104. 105. 121. 164. 166. 169. Zu allen diesen Ausstellungen vgl. Schillers Entgegnungen (oben 120, 9).

17.

90, 2] Vom gleichen Tage ein Brief an Cotta (Briefe 4, 243).

90, 10] Gemeint sind „Die Ideale“ im Musenalmanach S. 135: vgl. oben 105, 13. 118, 12. 15. 140, 25. 141, 4. 27. 142, 9. 147, 17. 209, 13. 258, 4; Schillers Briefe 4, 260; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 283.

90, 12] „Natur und Schule“ (später „Der Genius“ genannt) erschien im neunten Stück der Horen (S. 89): vgl. noch oben 94, 21. 107, 19. 109, 20. 117, 11. 119, 18. 141, 1. 28. 142, 7. 186, 3; Schillers Briefe 4, 249. 252. 259. 280. 303; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 282.

92, 15] Goedekes Annahme einer teilweisen Veruntreuung des für Schillers Vater bestimmten Honorars (Geschäftsbriefe Schillers S. 169) bedarf nach Fielitzens Ausführungen im Archiv für Literaturgeschichte 5, 469 keiner ernsten Erwähnung mehr.

92, 30] Heinrich Meyer trat seine italienische Reise erst Anfang Oktober an; am 2. war er bei Schiller in Jena: vgl. oben 156, 29; Schillers Briefe 4, 264. 278; Goethes Briefe 10, 299. 303. 304.

92, 33] Vgl. Goethes Brief an Schiller vom 17. August (Briefe 10, 286).

92, 36] Goethe „hat bei der Revision seines Manuskripts für die

Fortsetzung des Wilhelm Meister eine interessante Materie über den Unterschied zwischen Roman und Drama unter die Feder bekommen, worin mir die Hauptidee sehr gefällt. Der Roman, sagt er, fodert Gesinnungen und Begebenheiten, das Drama Charakter und Tat. Im Roman darf der Zufall mithandeln, aber der Mensch muss dem Zufall eine Form zu geben suchen. Im Drama muss das Schicksal herrschen und dem Menschen widerstreben u. s. f. Die Ausführung dieser Ideen, wovon er mir ausführlicher gesprochen, giebt ihnen sehr viel Wahres" schreibt Schiller am 2. Juni an Körner (Briefe 4, 178). Es wurde jedoch ausser den Bemerkungen im siebenten Kapitel des fünften Buches des Wilhelm Meister (Werke 22, 177 weimarische Ausgabe) nichts Ausführlicheres veröffentlicht. Schon am 15. Juni hatte Humboldt an Goethe geschrieben (Briefwechsel S. 3): „Der Unterschied zwischen Drama und Roman, den Sie angeben, ist aus dem Innersten der Kunsttheorie geschöpft und verdiente wohl noch eine ausführlichere Erörterung, als Ihnen die Stelle im Roman erlaubte", was Goethe sicher in seinem Plane bestärkte; vgl. ferner noch oben 166, 18. 231, 27 und Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 269. — Das „Märchen" erschien als Schluss der „Unterhaltungen" im zehnten Stück der Horen (S. 108): vgl. oben 68, 29. 94, 19. 206, 15. 232, 4; Schillers Briefe 4, 236. 244. 246. 277. 279. 321. 323. 353. 364; Goethes Briefe 10, 277. 289. 291. 297. 298. 302. 303. 305. 333. 336. 343. 351. 353. 354. 355. 11, 77; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 303.

93, 1] Goethe verspricht in dem zitierten Briefe nur eine „Ankündigung" seines Benvenuto Cellini, der erst im folgenden Jahre in den Horen zu erscheinen begann. Vom Faust wurde trotz Schillers Zureden damals nichts Weiteres gedruckt: vgl. oben 113, 36; Goethes Briefe 10, 209. 286; Schillers Briefe 4, 72. 93. 236. 252.

93, 2] Herders Aufsatz „Homer ein Günstling der Zeit" erschien im neunten Stück (S. 53): vgl. ferner oben 94, 16. 114, 1. 183, 30. 187, 7. 197, 19. 215, 13; Schillers Briefe 4, 249. 297. 312; Goethes Briefe 10, 290; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 304.

93, 29] Vgl. Schillers Brief an Goethe vom 17. August (Briefe 4, 234) und Goethes Antwort vom 18. (Briefe 10, 289).

94, 8] Herder erscheint im Almanach unter den Chiffern D., E., F. (vgl. oben zu 82, 15), S. B. M., P. und Y.

94, 11] Vgl. oben zu 81, 8. 10 und 82, 16.

94, 15] Vgl. oben zu 82, 26.

94, 16] Vgl. Goethes Brief vom 21. August (Briefe 10, 290).

94, 22] „Der spielende Knabe" im Musenalmanach S. 79; vgl. oben 108, 4. 110, 14. Das Gedicht „Ilias" erschien im neunten Stück der Horen (S. 135): vgl. oben 108, 5. 110, 18. 117, 18. 184, 8. 198, 5; Gesammelte Werke 5, 143.

18.

95, 28] „Parthenope, ein Seegemälde bei Neapel“ von Herder im Musenalmanach S. 124; vgl. noch oben 96, 29. 112, 3. 189, 20.

96, 11] Vgl. Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm S. 251. Über Karoline vgl. noch oben 190, 11. 288, 20. 300, 29.

97, 1] Parthenope Vers 10.

97, 6] „Das Gesetz der Welten im Menschen“ im Musenalmanach S. 122, „Die Luft“ S. 148, „Der Schmetterling auf einem Grabmal“ S. 118.

97, 12] Madera Vers 94.

97, 17] „Biondina“ im Musenalmanach S. 131, „Die Boten“ S. 123. Der Brief ist der oben zu 73, 13 nachgewiesene.

97, 20] „An Ruhheims Fluren“ von Kosegarten im Musenalmanach S. 119. Über Kosegarten vgl. noch oben 151, 22. 208, 36.

97, 22] „Der Herzenswechsel“ von Herder im Musenalmanach S. 134.

97, 23] „Das Lieblingsörtchen“ von Sophie Mereau ebenda S. 145. Die beanstandete Stelle steht Vers 37, der Almanach hat „vom Strand in den Quell“.

97, 34] Vgl. Humboldts Brief an Goethe vom 22. August (Briefwechsel S. 7).

98, 2] Vgl. Schillers Brief an Goethe vom 17. August (Briefe 4, 234).

98, 23] „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ bildeten den dritten bis sechsten Band der seit 1792 in Ungers Verlage erscheinenden Neuen Schriften; vgl. auch oben 75, 36.

98, 33] Diese projektierte Reise Goethes nach Italien, wohin er Heinrich Meyer folgen wollte, kam nicht zur Ausführung; beide trafen sich erst 1797 in der Schweiz wieder; vgl. noch oben 200, 13. 201, 13. 235, 24. 244, 17.

99, 1] Dachte Goethe wie im Oktober desselben Jahres (vgl. Briefe 10, 317) an eine Redaktion seiner italienischen Reisenotizen? Gleich darauf ist natürlich das Journal der projektierten zweiten Reise gemeint.

99, 14] Diese Rezension des vossischen und göttingischen Musenalmanachs für 1795 steht in der Allgemeinen Literaturzeitung 1795 3, 241.

99, 16] Es ist der bekannte Josef Schreyvogel, der Mitte der neunziger Jahre einige Zeit in Jena lebte und in der Redaktion der Literaturzeitung beschäftigt war; vgl. noch oben 202, 25 und Goethes Briefe 11, 190.

99, 27] Tiedges Gedicht „Vergissmeinnicht an Arminia“ im göt-

tingischen Almanach wird auf zwei Spalten (S. 247) überschwänglich gelobt; dann heisst es (S. 251) von L. F., dem Verfasser eines Gedichts „An Lycidas“: „Ihm wird Herr Tiedge gern eine der schönsten Blumen aus dem Kranze geben, den wir ihm wegen seiner Elegie an Arminia als Preis zuerkannt haben.“

99, 31] Dieser Brief Fichtes an Schiller vom Ende Juli oder Anfang August ist verloren; es ist derselbe, auf den Schillers herrliche Konzepte vom 3. und 4. August (Briefe 4, 220) die Antwort bilden.

19.

101, 16] Unter Hubers Namen erschien damals (Tübingen 1795—96) seiner Frau Therese Roman „Die Familie Seldorf“.

102, 25] Vgl. Geschäftsbriefe Schillers S. 116.

104, 23] Über diese Geldangelegenheit vgl. oben 116, 6; Fielitz im Archiv für Literaturgeschichte 5, 472; Briefe an Schiller S. 243.

104, 24] Auf der Rückseite des letzten Blattes dieses Briefes findet sich von Schillers Hand der in den Geschäftsbriefen S. 117 gedruckte Voranschlag für den Inhalt des neunten bis elften Stücks der Horen, zu dem Goedekes Bemerkungen und Fielitzens Nachträge im Archiv für Literaturgeschichte 5, 462. 467 zu vergleichen sind.

20.

105, 3] Vgl. Schillers Briefe 4, 244. 246.

106, 2] Vgl. oben 118, 5. 140, 25.

106, 19] Schiller hatte wohl von der reifenden und abklärenden Wirkung geschrieben, die der schwäbische Aufenthalt der Jahre 1793 und 1794 auf seine gesammte geistige Individualität ausübte; man erinnere sich, dass die Briefe an den Herzog von Augustenburg in der ludwigsburger Zeit geschrieben sind.

107, 8] Die Ideale Vers 25. 65.

107, 11] Ebenda Vers 58. „Liebe“ setzte Schiller wohl Vers 69 und 83 statt des älteren „Minne“ ein, wogegen „Beschäftigung“ Vers 99 stehen blieb.

108, 7] „Das Kind in der Wiege“ im Musenalmanach S. 4.

108, 14] „Das verschleierte Bild zu Sais“ (ursprünglich „Das verschleierte Bild zu Heliopolis“ genannt) erschien im neunten Stück der Horen (S. 94); vgl. noch oben 186, 2 und Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 283.

108, 29] Auf diese Anregung geht es wohl zurück, dass Schiller bald darauf den „Abend“ in einem solchen Metrum dichtete; vgl. unten zu 151, 3.

109, 9] „Es liegt mir allzu viel daran jene Nachlässigkeiten im

Silbenmass zu verbessern, da Herr Voss sich einbildet, er könne allein Hexameter machen“ schreibt Schiller am 7. September an Cotta (Briefe 4, 252); andrerseits berichtet Humboldt (Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 45), dass Schiller über die pedantische Beurteilung seiner Verse durch ihn oft gelacht habe.

109, 20] Alle hier folgenden Stellen sind vor dem Druck geändert worden; vgl. oben 117, 7. 138, 20, 140, 3 und Schillers Briefe 4, 252. Die letzten drei zitierten Stellen in „Natur und Schule“ stehen Vers 33. 35. 61.

111, 5] „Die Harmonie der Welt“ im Musenalmanach S. 24, „Nacht und Tag“ S. 68, „Ein Kind setzt den Schmetterling auf den Altar“ S. 166. Vers 1 des letzten Gedichts blieb unverändert.

111, 12] Kosegartens „Schön Sidselil und Ritter Ingild, nach dem Altdänischen“ im Musenalmanach S. 158. Er übersante es Schiller am 4. August mit den Begleitworten (Schillers Briefe 4, 518): „Mir ist in diesen Tagen ein altdänisches Volkslied in die Hände gefallen, welches noch heutiges Tages in Jütland und in den Faröer gesungen wird und meinem Gefühle nach wahre lyrische Schönheit hat.“ Die beiden ersten Verse lauten: „Schön Sidselil schnürte sich so knapp und schlank, dass ihr die Milch aus den Brüsten sprang.“ Eine genauere Übersetzung des Gedichts giebt Wilhelm Grimm, Altdänische Heldenlieder S. 88.

111, 18] „Die Farbengebung, ein Gemälde der Angelika Kauffmann“ im Musenalmanach S. 177.

111, 21] Meyer hatte wohl mehr geschickt als aufgenommen wurde. Ausser den beiden oben zu 97, 17 nachgewiesenen Gedichten enthält der Musenalmanach von ihm noch das unten zu 124, 19 besprochene und zwei weitere: „Der Weltgeist“ S. 156, „Phantasie, nach Shakespeare“ S. 170.

111, 22] Hier hat ein grosser Tintenfleck ein Stück der Seite beschmutzt.

111, 29] Das Folgende bezieht sich nicht, wie Goedeke (Sämmtliche Schriften 11, 434) annimmt, auf eine Stelle im „Tanz“, sondern auf die zweite Strophe der „Macht des Gesanges“; die älteren Fassungen der Verse hat Düntzer in der Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 5, 491 glaubhaft rekonstruiert und das unsinnige „Herschwimmen“ des früheren Textes richtig verbessert.

113, 13] Hier sind jedenfalls folgende drei Gedichte gemeint: „Odysseus“ im Musenalmanach S. 6, „Der Kaufmann“ S. 144, „Der beste Staat“ S. 157; zu dem ersten vgl. noch oben 128, 12.

114, 4] Die Rezension ist wiederabgedruckt bei Braun, Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen 2, 74, ihr Verfasser wahrscheinlich Manso; vgl. Schillers Briefe 4, 308 und Erich Schmidt zum Xenion 96.

114, 11] Humboldts Abhandlungen „sind beide in dem Geist der ästhetischen Briefe geschrieben und überheben uns einer weiteren Beurteilung. Wir sind überzeugt, dass die erste viele recht gute Ideen enthält, die, in einer gefälligen Sprache vorgetragen, würden gefallen haben. Aber freilich hätten sie dann nicht so fremd und ungewöhnlich geschienen als itzt und grösstenteils den blendenden Schimmer der Neuheit verloren und ungehört und ungesagt soll alles sein, was die Spekulation in unserm Zeitalter hervorbringt“ Braun 2, 78.

114, 21] Über Müchler vgl. Goedekes Grundriss [2] 6, 375.

115, 1] Vgl. Schillers Briefe 4, 185 und Goethes Briefe 10, 268. Am 15. Juni schrieb Humboldt an Goethe (Briefwechsel S. 4): „Von meiner Frau soll ich Ihnen sagen, dass es sie sehr intriguiere zu wissen, wessen Arm den Meister in dem Augenblick umschlingt, als das Manuskript uns verlässt. In der Tat sind wir alle sehr neugierig darauf und haben uns was rechts zerraten, um es herauszubringen. Die meisten Stimmen unter uns und Schillers sind für Marianne, indess auch Mignon und Philine sind auf unsrer Liste gewesen.“ Die Stellen sind im zwölften und dreizehnten Kapitel des fünften Buches (Werke 22, 209. 211 weimarische Ausgabe).

115, 6] Über die „Bekenntnisse einer schönen Seele“ vgl. noch oben 230, 23; Schillers Briefe 4, 234. 323; Goethes Briefe 10, 244. 289. 336; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 304.

115, 19] Vgl. Werke 22, 312. 316 weimarische Ausgabe.

115, 26] Der vierte Bogen des Briefes ist nicht erhalten.

21.

115, 28] Vom gleichen Tage ein Brief an Cotta (Briefe 4, 251).

116, 10. 11] „Der philosophische Egoist“ und „Weisheit und Klugheit“ stehen im neunten Stück der Horen (S. 126. 132); vgl. noch oben 117, 24. 26. 128, 7.

116, 29] Welcher Beitrag Goethes hier gemeint ist, weiss ich nicht; vgl. oben 138, 15.

116, 31] Die Stelle ist Epigramm 29, 3; vgl. über die Änderung Schillers Briefe 4, 248 und Goethes Briefe 10, 297.

117, 4] „Würde der Frauen“ im Musenalmanach S. 186: vgl. noch oben 124, 16. 127, 26. 142, 30. 158, 25. 258, 5; Schillers Briefe 4, 260. 262. 273; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 289.

117, 18] Ilias Vers 2; An einen Weltverbesserer Vers 5; Weisheit und Klugheit Vers 3; Der philosophische Egoist Vers 5.

117, 31] Nur noch ein Epigramm „Unsterblichkeit“ erschien im neunten Stück (S. 136); welches das andre hier gemeinte ist, weiss ich nicht.

117, 34] Der Begleitbrief ist vom 8. September (Briefe 4, 259).

118, 2] Vgl. Körners Brief vom 2. September (Briefwechsel 3, 282).

119, 6] „Die Ideale sollten absichtlich schwächer endigen, denn sie sollen ein treues Bild des Zustandes sein, den sie schildern, des Rheins, der sich bei Leyden im Sande verliert; denn das ist das gewöhnliche Schicksal idealischer Empfindungen und mit diesem Gefühl wollte ich meinen Leser entlassen" schreibt Schiller am 8. September an Körner (Briefe 4, 260).

119, 35] Der Aufsatz „Über das Naive" erschien im elften Stück der Horen (S. 43): vgl. ferner 143, 1. 181, 25. 183, 7. 202, 2. 224, 31. 227, 9. 241, 5. 246, 34. 251, 8. 263, 24. 264, 7. 270, 35; Schillers Briefe 3, 360. 4, 6. 15. 50. 261. 274. 294. 296. 357; Goethes Briefe 10, 338. 339; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 309.

120, 12] Die ältere Fassung dieser ganzen vierzehnten Strophe vgl. in den Sämmtlichen Schriften 11, 59 Anm.; sie enthält auch den gerügten Reim „Gebot: Gott".

121, 10] Nathan der Weise 3, 40. Vgl. auch Grimm, Deutsches Wörterbuch 3, 104.

121, 17] Hier hat Schiller Humboldts Tadel (oben 88, 18) ganz missverstanden, der nicht auf den Sinn, sondern auf die Elision sich bezieht.

121, 23] Die flüchtige Freude Vers 11.

121, 27] Vgl. Goethes Briefe 10, 291. 294. 298.

121, 29] Goess hatte als Einladungsschrift zur Friedensfeier am 9. Juni 1795 eine Abhandlung „Über die wissenschaftliche Kultur Deutschlands in unserm Zeitalter" erscheinen lassen; eine Umarbeitung davon schickte er an Schiller für die Horen ein. Die Schrift, erklärt der Verfasser (S. 7 Anm.), „suchte ich so vollständig zu machen, als es der Zweck dieser Schrift, eine achttägige Frist, die mir nur zu teil wurde, und die Seichtigkeit alles dessen, was noch über diese Materie vorhanden ist, erlaubten." Die allgemeinen philosophisch-kulturgeschichtlichen Bemerkungen im Anfang rechtfertigen ebenso wie die folgende Übersicht über die Fortschritte der Theologie, Pädagogik, Jurisprudenz, Philosophie, Geschichte, Mathematik, Physik, schönen Wissenschaften und Künste Schillers hartes Urteil. Die Einleitung bringt einige humboldtsche Termini aus dem Thaliaaufsatz wörtlich wieder („höchste und proportionierliche Ausbildung aller Kräfte zu einem Ganzen", „Freiheit und Mannigfaltigkeit der Situationen" S. 6. 7). Die von Schiller erwähnten Pädagogen sind S. 11 genannt. Bei Gelegenheit der Biographik heisst es (S. 22): „Wieland würde unstreitig der grösste Meister in dieser Sphäre sein, wenn er sie ausschliesslich zu seinem Wirkungskreis bestimmt hätte. Wer hat noch so tief wie er in das menschliche Herz geblickt? Wer ihn in

der Zeichnung und Farbengebung, in der Haltung und Richtigkeit seiner Gemälde übertroffen?“ Herders „Ideen“ nennt er (S. 23) reich an „neuen Ideen, richtigen Augpunkten und treffenden Resultaten.... wenngleich der Geschichtforscher dem grossen Manne für mehrere Wahrheit so gerne manche poetische Blumen, manchen Kraftausdruck und Gemeinwurf und, man verzeihe es mir, manchen Irrwisch der Einbildungskraft erlassen dürfte.“ Als Dichter des „männlichen Zeitalters“ deutscher Poesie werden genannt (S. 25): „Goethe und Gessner, Bürger und Miller, Niemeyer und die Stolberge, Schiller und Kosegarten, Matthisson und Jacobi, Heydenreich und Franz von Kleist“; als Dramatiker, deren Werke eine „Mannigfaltigkeit von Schönheiten und Vorzügen vereinigen“ (S. 27): „Lessing, Engel, Klinger, Goethe, Schiller, Jünger, Iffland, Kotzebue und Grossmann“. Als Prosaiker können „dem Vorzüglichsten, was uns aus dem goldenen Zeitalter Griechenlands und Roms übrig ist, kühn an die Seite gesetzt werden“ (S. 28): „Lessing, Engel, Mendelssohn, Wieland, Zimmermann, Schlosser, Garve, Hermes“. In der Theorie des Geschmacks sind hervorragend (S. 29): „Winckelmann, Sulzer, Lessing, Heyne, Schütz, Ramler, Engel, Blankenburg und Heydenreich“; hier fehlt noch Schiller selbst und der von ihm genannte Eschenburg. Humboldt wird in der Einleitung (S. 7) genannt, wo „die Wöllners und Hertzberge, die Dalberge, Humboldte und Schlossers, diese grossen Vormünder des Volks“ aufgeführt werden.

22.

124, 19] „Mathilde“ von Meyer im Musenalmanach S. 180, „Die Treue“ von Woltmann S. 81, „Der Hain der Eumeniden“ von Conz S. 183; vgl. oben 138, 22.

23.

127, 2] Sie starb erst Mitte November 1796; vgl. Schillers Briefe 5, 114.

127, 24] Diese Benennung des sechsten Horenstücks war doch so unbekannt nicht, dass Goedeke (Geschäftsbriefe Schillers S. 135) hätte auf die Gewinnung der richtigen Lesung verzichten müssen: vgl. noch Schillers Briefe 4, 111. 114. 175. 179. 183. 199. 214; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 242; Goethejahrbuch 8, 37.

128, 13] „Die Ritter des Spitals zu Jerusalem“ (später „Die Johanniter“ genannt) im Musenalmanach S. 90. Gab es eine ältere, weniger „fromme“ Fassung?

130, 6] Diese Stelle ist von Biedermann unter Goethes Gespräche (1, 171) aufgenommen worden; ich gestehe, dass sie mir mehr wie ein Zitat aussieht, das ich allerdings nicht nachweisen kann.

133, 1] Arzt der humboldtschen Familie war Herz (vgl. oben 153, 4. 237, 15. 271, 28); er wird auch 134, 18. 143, 35. 144, 9. 203, 34 gemeint sein.

134, 9] Der vierte Bogen des Briefes ist nicht erhalten.

24.

135, 1] Erhard, „Die Idee der Gerechtigkeit als Prinzip einer Gesetzgebung betrachtet" im siebenten Stück der Horen (S. 1); vgl. Schillers Briefe 4, 169. 210. Der Aufsatz schliesst sich an Platos Republik an.

135, 14] Morgenstern, „*De Platonis re publica commentationes tres*", Halle 1794; vgl. Schillers Briefe 4, 206 und Goethes Briefe 10, 269.

135, 17] Die Rezension über Fichtes „Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten" steht in der Allgemeinen Literaturzeitung 1795 3, 353.

135, 20] Der erste Satz heisst (ebenda S. 353): „Die Bestimmung des Gelehrten als Mitglied der Gesellschaft und als Mensch ist gewiss eine der wichtigsten Aufgaben für die praktische Philosophie."

135, 21] Vgl. noch oben 178, 11. 204, 21. Die Stelle lautet (ebenda S. 359): „Diese kleine Schrift gehört im Fache der Philosophie unter die Gattung von Arbeiten, unter die Rafaels Werke im Fache der schönen Kunst gehören; sie bleibt so wie diese auch im leichtesten Umriss, wenn er nur richtig ist, noch gross und erhaben."

135, 32] Sprengels „Beiträge zur Geschichte der Medizin" sind in der Allgemeinen Literaturzeitung 1795 3, 577 besprochen.

135, 33] Schlegel setzte im siebenten und achten Stück (S. 31. 35) seinen Aufsatz „Dantes Hölle" (vgl. oben zu 60, 30) fort, im achten Stück mit dem Sondertitel „Ugolino und Ruggieri".

136, 3] „Tydeus hatte den Melanippus umgebracht, war aber dabei selbst tötlich von ihm verwundet worden; Dante spielt hier au eine Stelle des Statius an" Horen 8, 53 Anm.

136, 15] Voss, „Die Dichtkunst" im siebenten Stück der Horen (S. 77).

137, 11] Die Gedichte „Der Dorfkirchhof" und „Lethe" im siebenten Stück (S. 79. 82) sind von Woltmann.

137, 19] Humboldt hatte 1794 Jacobis „Woldemar" in der Allgemeinen Literaturzeitung besprochen: vgl. Gesammelte Werke 1, 185; Briefe an Körner S. 36; Jacobi, Auserlesener Briefwechsel 2, 174.

137, 22] Der zweite Bogen des Briefes ist nicht erhalten.

25.

—

26.

139, 6] Schiller hatte am 14. September an Meyer geschrieben (Briefe 4, 265).

139, 7] Über Tilly vgl. Goedekes Grundriss [2] 5, 450.

142, 32] Diese Variante der ersten Strophe ist nicht bekannt.

142, 34] Würde der Frauen Vers 5.

143, 9] Schon am 15. Juni schrieb Humboldt an Goethe (Briefwechsel S. 4): „Dies hat mich auf die Idylle überhaupt und auf die Vergleichung andrer Idyllendichter geführt. Unter den italienischen Dichtern dieser Art bin ich am wenigsten bekannt. Giebt es wohl ausser Sannazaro noch andre sehr merkwürdige?“

143, 13] Vgl. meine Anmerkung zu den Sechs ungedruckten Aufsätzen 144, 10 (S. LII).

145, 6] Ilgens waren Hausgenossen Humboldts in Jena; vgl. noch oben 170, 30. 203, 4 und Schlesier, Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt 1, 355.

27.

146, 7] Zu diesem Gedicht sollte, nachdem Reichardt die Komposition abgelehnt hatte, eine Musik von Körner gestochen werden, was jedoch nicht mehr möglich zu machen war: vgl. oben 156, 1; Schillers Briefe 4, 248. 272. 274. 280. 297; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 285. 296.

28.

146, 23] Der Tanz Vers 4; vgl. oben 147, 7. 150, 17.

147, 19] „Erinnerung und Phantasie“ von Sophie Mereau im Musenalmanach S. 149, „Der Gott der Jugend“ von Hölderlin S. 152.

147, 22] Vgl. Der Gott der Jugend Vers 33. 39.

147, 26] Hier liegt eine Verwechslung vor: im Musenalmanach S. 141 erschien Goethes Prolog zu Ifflands „Alte und neue Zeit“ vom 7. Oktober 1794; in der Deutschen Monatsschrift vom Juni 1791 war der Prolog zur Eröffnung des weimarischen Theaters am 7. Mai 1791 veröffentlicht worden; vgl. noch oben 170, 21.

147, 28] Die Schrift erschien Königsberg 1796; vgl. noch oben 158, 27 und Goethes Briefe 11, 98. 174.

147, 36] Die Dedikation an Kant lautet: „Unserm Kant gewidmet vom Verfasser“; Kants Brief ist nicht vorn, sondern hinten (S. 81) abgedruckt.

148, 7] Die zitierten Stellen stehen Sämmtliche Schriften 10, 317 Anm. 316 (Über das Organ der Seele S. 5. 52).

148, 12] Ludwigs „Grundriss der Naturgeschichte der Menschen-

species“ erschien Leipzig 1796. Dort wird S. 303 Humboldts Aufsatz über die männliche und weibliche Form angeführt.

148, 16] Vgl. ebenda S. 237. In seiner Antwort übergeht Schiller diese Anfrage, trotzdem er nicht ohne Interesse für diese seine Jugendschrift war (vgl. Briefe 2, 133. 3, 39. 75).

148, 22] Gentzens Aufsatz, dessen Titel Humboldt oben wörtlich angiebt, steht in der Neuen deutschen Monatsschrift 1795 2, 269; vgl. noch oben 161, 4. Die zitierte Stelle (Sämmtliche Schriften 10, 285) findet sich dort S. 317 Anm. und schliesst mit den Worten „denken und sagen lässt“; vgl. Schillers Briefe 4, 271. 272. 279 und Goethes Briefe 10, 301.

148, 32] „Berichtigung eines auffallenden Missverständnisses in den Horen“ Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks 1795 2, 239; Verfasser des Aufsatzes war Jenisch; vgl. noch oben 178, 31. Am 14. September schreibt Goethe an Schiller (Briefe 10, 300): „Der gezüchtigte Thersit krümmt sich, wie ich höre, erbärmlich, bittet ab und fleht nur, dass man ihn leben lasse;“ am 16. spricht er von dem „*pater peccavi* des literarischen Sansculotten“ (Briefe 10, 301); vgl. noch Schillers Briefe 4, 271. 272. 279.

149, 30] Der zweite Bogen des Briefes ist nicht erhalten.

29.

151, 3] „Der Abend, nach einem Gemälde“ im Musenalmanach S. 165, „Stanzen an den Leser“ (später „Abschied vom Leser“ genannt) S. 203: vgl. Schillers Briefe 4, 275. 281; Goethes Briefe 10, 311; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 299.

151, 17] Die beiden Gedichte „Ein Wort an die Proselytenmacher“ (später als „An die Proselytenmacher“ in Distichen umgearbeitet) im Musenalmanach S. 155 und „Der Metaphysiker“ S. 171 gehen also auf Fichte. Bei Humboldts ausdrücklichem Zeugniss wird man kaum mit Tomaschek (Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft S. 461) und Goedeke (Geschäftsbriefe Schillers S. 143) an der Beziehung zweifeln dürfen.

151, 19] Von Lappe (vgl. über ihn Goedekes Grundriss ^{2} 5, 436) brachte der Musenalmanach „Die Schmetterlinge“ S. 46 und „An einen Freund“ S. 163. Goethes Äusserungen über ihn sind nicht bekannt, doch liegt Goedekes Vermutung (Geschäftsbriefe Schillers S. 143) nahe.

151, 22] Kosegarten, „Ellwieens Schwanenlied, zu singen im Herbste“ im Musenalmanach S. 167; vgl. noch oben 200, 7. 208, 33. Die zitierten Stellen stehen Vers 17. 30.

151, 26] „Der Freund“ von Schillers Schwager Reinwald im Musenalmanach S. 172; vgl. oben 216, 3 und Schillers Briefe 4, 404. 447.

151, 28] „Columbus“ im Musenalmanach S. 179; vgl. noch oben 152, 16 und Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 294.

151, 32] Hölderlins Gedicht „An die Natur“ (Gesammelte Dichtungen 1, 145) erschien nicht im Musenalmanach, aber auch nicht in den Horen, in die es Schiller aufnehmen wollte (vgl. Geschäftsbriefe Schillers S. 117 und Fielitz im Archiv für Literaturgeschichte 5, 467); vgl. noch Litzmann, Friedrich Hölderlins Leben S. 199. 377, wo der letztere Umstand nicht beachtet ist.

152, 7] Neuffers Gedicht wurde nicht im Almanach gedruckt.

152, 17] Columbus Vers 4; der Almanach hat „liegt“; Schiller schrieb in jüngeren Jahren seiner schwäbischen Aussprache gemäss „ligt“.

152, 23] Die „Elegie“ (später „Der Spaziergang“ genannt) erschien im zehnten Stück der Horen (S. 72): vgl. oben 158, 30. 170, 25. 171, 3. 177, 16. 182, 17. 202, 22. 204, 2. 206, 14. 207, 30. 220, 26. 224, 19. 232, 2. 239, 1. 269, 34; Schillers Briefe 4, 271. 273. 279. 281. 315. 385; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 294.

153, 8] In der Zerstreuung hat sich Humboldt mit Schillers Namen „Sch.“ unterzeichnet.

30.

155, 2] Hier scheint mir aus Versehen das zweite Wort des Satzes statt des dritten unterstrichen zu sein.

155, 19] Woltmanns Oper „Der Gerichtshof der Liebe“ und das Trauerspiel „Caecilie von der Tiver“ sind im Manuskript vollendet, aber, wie es scheint, nicht gedruckt worden: vgl. oben 256, 31. 270, 14; Schillers Briefe 4, 364. 375. 397; Goethes Briefe 10, 355. 356; Goedekes Grundriss ^{2} 6, 384. Das Journal ist vielleicht seine Zeitschrift „Geschichte und Politik“, die 1800 zu erscheinen begann (vgl. die Inhaltsübersicht in Goedekes Grundriss ^{2} 6, 318).

155, 20] „Grundriss der älteren Menschengeschichte“ und „Grundriss der neueren Menschengeschichte“, beide Jena 1796. Über die erstere schreibt Schiller am 18. April 1797 an Goethe (Briefe 5, 178): „Nein, das ist ein Greuel von einem Geschichtbuch, eine solche Impudenz und *Niaiserie* zugleich und Tollheit können Sie sich nicht denken. Das Buch macht Fronte gegen Philosophie und Geschichte zugleich und es ist schwer zu sagen, welcher von beiden es am meisten widerspricht.“ Goethe antwortet am 22. April (Briefe 12, 94): „Die ganze Arbeit ist auf Sand gebaut,“ schrieb allerdings dem Autor freundlich darüber (Briefe 12, 102).

156, 11. 16] Vgl. Schillers Einträge in seinem Kalender vom 16. und 19. Oktober (S. 6. 7).

31.

156, 28] Vom gleichen Tage Briefe an Körner, Cotta, August Wilhelm Schlegel, Crusius, den Herzog von Augustenburg und Jacobi (Briefe 4, 281. 282. 286. 287. 289. 290).

156, 29] Über Heinrich Meyers Reise nach Italien vgl. oben zu 92, 30.

157, 7] Vgl. Goethes Briefe 10, 310. Seine Reise ging nur bis Eisenach; vgl. darüber Werke 35, 43 weimarische Ausgabe.

157, 10] „Grüssen Sie Humboldt, von Frankfurt schreibe ich auch ihm" heisst es in Goethes Brief an Schiller vom 10. Oktober (Briefe 10, 312); der nächste und überhaupt erste erhaltene Brief an Humboldt ist jedoch erst vom 3. Dezember (Briefe 10, 342).

157, 11] Vgl. Goethes Briefe 10, 299. 303. 306.

157, 14] Die Übersetzung erschien unter dem Titel „Versuch über die Dichtungen" im zweiten Stück der Horen von 1796 (S. 20): vgl. noch oben 176, 26. 262, 1. 265, 12; Goethes Briefe 10, 311. 312. 314. 315. 316. 348; Schillers Briefe 4, 293. 295. 298. Die Anmerkungen Schillers sind, obwohl öffentlich versprochen, nicht geschrieben worden.

157, 19] Beide hatten im vergangenen Winter anatomische Vorlesungen bei Loder gehört: vgl. Goethes Werke 35, 33 weimarische Ausgabe; Goethes Briefe 10, 232; Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 1, 49; Humboldts Gesammelte Werke 5, 118; Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit 2, 42.

157, 21] Über diese Angelegenheit vgl. noch oben 176, 32. 190, 18. 202, 36; Goethes Briefe 10, 315; Schillers Briefe 4, 295. 312. Humboldts Wirt Hellfeld machte doch wohl Umstände; Schiller nennt ihn in einem Briefe an Körner vom 1. Februar 1796 (Briefe 4, 405) einen „eigensinnigen Esel". Über die Lage des Hauses vgl. Litzmann, Schiller in Jena S. 110.

158, 24] Dieser Plan kam nicht zur Ausführung.

158, 35] Es steht in seinem Briefe vom 27. September (Briefwechsel 3, 294). — Im elften und zwölften Stück der Horen erschien von schillerschen Gedichten: „Die Teilung der Erde", „Die Taten der Philosophen" (später „Die Weltweisen" genannt; vgl. oben zu 80, 24), „Theophanie", „Einem jungen Freund, als er sich der Weltweisheit widmete", „Archimedes und der Schüler" (S. 27. 29. 40. 41. 42); „Menschliches Wissen", „Die Dichter der alten und neuen Welt" (später „Die Sänger der Vorwelt" genannt), „Schön und Erhaben" (später „Die Führer des Lebens" genannt), „Der Skrupel", „Karthago", „Ausgang aus dem Leben" (später „Die idealische Freiheit" genannt) (S. 55. 56. 57. 61. 114).

158, 36] Von herderschen Gedichten enthalten die genannten

beiden Horenstücke: „Die Horen", „Der heilige Wahnsinn" (S. 103. 104); „Amor und Psyche auf einem Grabmal", „Der Gesang des Lebens", „Drei Schwestern", „Der Strom des Lebens", „Die Königin", „Mars als Friedensstifter" (S. 58. 60. 61. 115).

159, 8] Über diesen Plan einer romantischen Erzählung, die dann nicht zur Vollendung kam, vgl. ferner oben 169, 21. 170, 1. 282, 17; Schillers Briefe 4, 422; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 4, 59. Goedekes Vermutung (Sämmtliche Schriften 11, 207 Anm.; Geschäftsbriefe Schillers S. 119), dass uns Bruchstücke davon in einzelnen Situationsgedichten erhalten seien, ist eben nur eine Vermutung, die von Harnack (Schiller S. 273) nicht als sicher hingestellt werden durfte. Das „Ereigniss zu Verona" wird man freilich wohl mit Kettner (Schillerstudien S. 4) eher für einen dramatischen Plan halten; auch Jonas' Gedanke an den späteren „Kampf mit dem Drachen" (Schillers Briefe 4, 531) dürfte wenig glaubhaft sein. Die Frage verdiente eine Untersuchung; vgl. auch Jonas in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 12, 97.

159, 27] Über Schillers Arbeit an den „Maltesern" vgl. oben 169, 15. 202, 1. 214, 16; Schillers Briefe 2, 66. 105. 217. 239. 3, 364. 437. 4, 19. 32. 50. 281. 296. 308. 391. 418. 423. 5, 113. 193. 295. 6, 93. 101. 170. 204. 215. 216. 277. 291. 293. 7, 20; Goethes Briefe 10, 202. 14, 202. 204. 15, 244; Kettner in der Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 4, 528; meine Bemerkungen im Euphorion Ergänzungsheft 4, 80.

32.

161, 14] Dieses Werk über die Geschichte der französischen Revolution, das niemals erschienen ist, führt Gentz in dem Schlusswort seiner Neuen deutschen Monatsschrift (1795 3, 370) als Hauptgrund dafür an, dass er das Journal schon nach dem ersten Jahrgange eingehen lassen müsse.

161, 20] Vgl. oben 67, 33 und die Anmerkung dazu.

161, 21] Körner arbeitete an einem für die Horen bestimmten Aufsatz über lyrische Poesie im Anschluss an Herders „Terpsichore", der jedoch nicht veröffentlicht worden ist; vgl. Schillers Briefe 4, 201. 275 und Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 271. 275. 279. 283.

161, 23] Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 298. 328.

162, 29] Gemeint ist wohl Marianne Meyer; vgl. oben zu 76, 11.

162, 32] Römische Elegieen Vers 42.

163, 7] Ein Knabe, der Goethen am 1. November geboren wurde, starb im Alter von noch nicht zwei Wochen; vgl. noch oben 184, 22. „Wie steht es mit meiner Patin? Ich hoffe, Sie vergessen Ihr Ver-

sprechen nicht“ schreibt Marianne Meyer am 22. September an Goethe (Goethejahrbuch 14, 28).

163, 34] Scheller, „Ausführliches lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Wörterbuch“, Leipzig 1783—84.

163, 35] Klausing, „*A compleat english dictionary* oder vollständiges englisch-teutsches Wörterbuch, anfänglich von Nathanael Bailey herausgegeben, jetzt aber fast ganz umgearbeitet, verbessert und vermehrt“, Leipzig und Züllichau 1783.

33.

166, 18] Über diese goetheschen Ideen vgl. oben zu 92, 36. Sie blieben auch später für Humboldt von kanonischer Bedeutung; vgl. Briefe an Körner S. 59 und Briefe an Jacobi S. 78.

167, 12] Vgl. ferner über Don Carlos Briefe an Körner S. 59.

170, 29] Vgl. die Einträge vom 19. und 22. Oktober in Schillers Kalender (S. 7).

34.

172, 31. 36. 173, 10] Elegie Vers 61. 47. 48.

173, 18] Ebenda Vers 10. 15. 41. 113. 131.

173, 23] Ebenda Vers 75. 137 (als „sehr schön“ auch in den Briefen an eine Freundin 2, 5 zitiert). 152. 185. 198. 182.

173, 30] Ebenda Vers 109. 118. 128. 158.

174, 9] Ebenda Vers 41.

174, 19] Ebenda Vers 13. 15. 119. 133. 197.

174, 25. 28] Ebenda Vers 79. 60.

174, 32] Ebenda Vers 58. 98. 99. 105.

175, 3] Ebenda Vers 126. 166. 167. Fast alle hier beanstandeten Stellen wurden dann von Schiller verändert; vgl. auch oben 222, 11.

175, 17] Die Vorrede der 1789 erschienenen Übersetzung von Vergils *Georgica* handelt ausführlich von seinen prosodischen und metrischen Prinzipien; vgl. darüber Herbst, Johann Heinrich Voss 2, 1, 99.

175, 21] Langbein, „Der Kirchenbau in Aachen, eine Legende“ im Musenalmanach S. 193.

175, 32] Er ist vom 27. September datiert (Briefwechsel 3, 294).

176, 10] „Auch in andern Gattungen kann dirs nicht fehlen, wenn du dich nur gewöhnst ruhiger zu empfangen, was dir die Phantasie in reichem Masse darbietet“ Briefwechsel 3, 296.

176, 13] Vgl. ebenda 3, 294.

176, 18] „Was ich an dir vorzüglich schätze, ist, dass du dich immer mehr diesem Ziele näherst, ohne den Reichtum des Einzelnen

aufzuopfern. Ich begreife die Schwierigkeit dieses Unternehmens und merke wohl, dass Goethe auf einem bequemeren Wege die Forderungen des Geschmacks zu befriedigen sucht. Aber wenn es möglich ist die Alten zu übertreffen, so ist es auf dem Wege, den du einschlägst" ebenda 3, 295.

176, 23] In Goethes Brief vom 6. Oktober findet sich nur der kurze Satz (Briefe 10, 310): „Diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion, die in Ihrer Natur ist, zeigt sich nun in vollkommenem Gleichgewicht und alle übrigen poetischen Tugenden treten in schöner Ordnung auf."

176, 25] Schiller hatte wohl ausser dem eben zitierten Briefe Goethes auch den vom 13. Oktober (Briefe 10, 313) an Humboldt geschickt.

177, 14] Herders Brief vom 10. Oktober ist mit der falschen Jahreszahl 1796 gedruckt bei Karoline von Wolzogen, Schillers Leben S. 210 Neudruck. Von der „Elegie" heisst es dort (S. 211): „Die Elegie ist eine Welt von Szenen, ein fortgehendes geordnetes Gemälde aller Szenen der Welt und Menschheit. Wenn sie gedruckt ist, soll sie mir eine Landkarte sein, die ich an die Wand schlage. Der Faden, der durchs Labyrinth führet, ist zwar sehr leise gezogen, man kommt indessen doch mit ihm durch. Die Verse sind sehr gut gearbeitet und die Sprache ist ungeheuer glücklich. Die wildesten Stellen sind bis zum Erschüttern wahr und so neu gesagt!"

177, 19] Vgl. oben 236, 30 und Schillers Briefe 4, 307. 308. 314. 321. 350.

178, 11] Das ist ein Irrtum; vgl. oben 135, 17 und die Anmerkung dazu.

178, 23] Kants Schrift „Zum ewigen Frieden, ein philosophischer Entwurf" erschien Königsberg 1795; vgl. noch oben 189, 23. 239, 25 und Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 310. Ob Schiller die Schrift überhaupt las, scheint nach seinen Briefen 4, 357. 379 zweifelhaft.

178, 27] Von Gentz erschien nichts in den Horen; vgl. noch oben 179, 9. 229, 16.

179, 1] Die gemeinsame Ausgabe der Preisschriften führt den Titel: Schwab, Reinhold und Abicht, „Preisschriften über die Frage: Welche Fortschritte hat die Metaphysik seit Leibnizens und Wolffs Zeiten in Deutschland gemacht?", Berlin 1796.

179, 3] Jenisch, „Über Grund und Wert der Entdeckungen des Herrn Professor Kant in der Metaphysik, Moral und Ästhetik; ein *Accessit* der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin", Berlin 1796.

179, 10] Fernow, „Über einige neue Kunstwerke des Herrn Pro-

fessor Carstens" im Neuen teutschen Merkur 1795 2, 158; vgl. darüber Erich Schmidt zum Xenion 391. Fernow lieferte nichts in die Horen.

179, 14] Diese Rezension in Jakobs „Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes" ist wiederabgedruckt bei Braun, Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen 2, 29; ihr Verfasser steht nicht fest; vgl. noch oben 208, 8. 239, 19. 242, 13. 255, 23 und Erich Schmidt zum Xenion 97.

179, 16] Eine ausführliche Charakteristik der Angriffe Nicolais im elften Bande seiner „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz" nebst reichen Auszügen giebt Erich Schmidt zu den Xenien 246—284; vgl. noch oben 242, 21 und Schillers Briefe 4, 308. 312.

179, 22] Vgl. Beschreibung einer Reise 11, 207.

179, 27] Vgl. ebenda 11, 236. „Nichts entspricht so ganz dem Ideal des reinen Komischen als die alte griechische Komödie" Friedrich Schlegel, Prosaische Jugendschriften 1, 11.

179, 35] Der Kontrakt betraf die Gesammtausgabe von Schillers Gedichten, die jedoch erst 1800—3 erschien; vgl. Schillers Briefe 4, 287 und Geschäftsbriefe Schillers S. 147.

181, 14] Vgl. darüber unten zu 204, 23.

35.

181, 18] Vom gleichen Tage ein Brief an Goethe (Briefe 4, 298).

183, 31] Die Polemik Wolfs „Ankündigung eines deutschen Auszugs aus Professor Wolfs *Prolegomenis ad Homerum* und Erklärung über einen Aufsatz im neunten Stücke der Horen" ist gedruckt im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung 1795 S. 979 und wiederholt in Goethes Briefen an Friedrich August Wolf S. 124. Über diese ganze Angelegenheit vgl. noch oben 197, 19. 205, 29. 215, 13; Schillers Briefe 4, 297. 298. 305. 308. 312; Goethes Briefe 10, 317; Humboldt, Gesammelte Werke 5, 141. 148; Goethes Briefe an Friedrich August Wolf S. 19; Von und an Herder 1, 198. 206. 2, 232; Haym, Herder 2, 598.

184, 8] Auf Schillers „Ilias" geht folgender Satz Wolfs (S. 981): „Die Ilias und die Odyssee sind zwei Werke der — Zeit und, wenn wir die Zeilen S. 135 zu Hülfe nehmen, der Natur. Welch ein tiefer Satz, um uns mit eins über alle Produkte der Natur wie über die Bücher aller Zeiten ins Helle zu setzen!"

184, 23] Ähnlich schreibt Schiller am gleichen Tage an Goethe (Briefe 4, 299): „Ich habe die zwei neuen Musenalmanache gelesen, die über die Massen dürftig und elend sind. Voss hat 29 Stücke in den seinigen geliefert, worunter Sie vergeblich ein einziges gutes suchen und die meisten *abominable* sind"; vgl. auch S. 304. 309. 311.

36.

184, 30] Vom gleichen Tage ein Brief an Wolf (Gesammelte Werke 5, 135).

185, 6] „Überhaupt, dünkt mich, geht mit diesem Stücke der Horen eine andre *Hora* an“ schreibt Herder am 10. Oktober an Schiller (Karoline von Wolzogen, Schillers Leben S. 212 Neudruck).

185, 13] Zum Urteil der Charlotte von Kalb vgl. noch oben 227, 1; die authentische, etwa in einem Briefe enthaltene Fassung desselben ist nicht bekannt.

185, 23] Vgl. Das Reich der Schatten Vers 142.

185, 32] Hederich, *Lexicon mythologicum*, Leipzig 1724.

186, 4] Natur und Schule Vers 60. 55.

186, 6] „Deutsche Treue“ im neunten Stück der Horen (S. 130).

186, 8] Unsterblichkeit Vers 2.

186, 10] „Von den notwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten“ (später erste Hälfte des Aufsatzes „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“) im neunten Stück der Horen (S. 99): vgl. noch oben 207, 32; Schillers Briefe 3, 360. 362. 363. 4, 28. 249; Kaiser in der Festgabe an Karl Weinhold S. 130.

186, 29. 33] Vgl. Sämmtliche Schriften 10, 395. 404.

187, 7] Vgl. darüber oben zu 93, 2 und Goethes Briefe an Friedrich August Wolf S. 14.

187, 19] Vgl. Horen 9, 55. 56. 58. 72.

188, 8] Vgl. ebenda 9, 58. 68. 76. 82.

188, 16] Vgl. ebenda 9, 63 Anm.

188, 28] Vgl. Goethes Werke 18, 223 weimarische Ausgabe.

188, 36] „Schwarzburg“ von Sophie Mereau im neunten Stück der Horen (S. 39); vgl. Schillers Briefe 4, 190. 209. 271. 296.

189, 21] Diese Ankündigung ist wiederabgedruckt in den Geschäftsbriefen Schillers S. 160.

189, 29] Vom Abbé St. Pierre giebt es eine Schrift „*Projet de paix perpétuelle*“, Utrecht 1713, die auf Kant sicher eingewirkt hat; vgl. Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie 5 [4], 166.

190, 6] Vgl. Schlegels Brief an Schiller vom Oktober (Preussische Jahrbücher 9, 200); dort heisst es (S. 202): „In Goethes Elegieen herrscht römischer Geist; man glaubt italienische Luft zu atmen, wenn man sie liest.“

190, 13] „Wissen“ mit dem ethischen Dativ braucht Humboldt auch sonst z. B. im Briefwechsel mit Goethe S. 6, wo „an“ in der viertletzten Zeile zu streichen ist.

190, 15] „Über die Diotima“ in den Prosaischen Jugendschriften

1, 46: vgl. noch oben 245, 6. 250, 13; Briefe an Körner S. 52; Schillers Briefe 4, 297.

191, 11] Schiller schreibt am 4. November an Goethe (Briefe 4, 312): „Ihre Elegieen haben, wie Ihnen der eingeschlossene Brief des Dr. Gros an Herrn von Humboldt zeigen wird, auch in der lateinischen Welt einen grossen und gar keinen unwichtigen Bewunderer gefunden. Ich lege den Brief *in natura* bei; vielleicht gefällt es Ihnen zu Realisierung des Wunsches, den der Verfasser desselben äussert, etwas beizutragen. Mir däucht, dass ich Ihnen schon von demselben etwas erzählt habe. So viel kann ich mit Gewissheit versichern, dass unsre Akademie an diesem Manne keine unwichtige Acquisition machen würde. Ich kenne wenige aus der neuen Generation, die einen so gesunden Kopf, soviel gründlichen Verstand und eine so solide Beurteilungskraft haben. Im juristischen Fach hat man ihn in Göttingen sehr geachtet"; vgl. auch oben zu 60, 18. Der Bewunderer der „Elegieen" ist Heyne in Göttingen.

191, 30] Der Arzt Hufeland war der Neffe der Frau des Ministers Voigt.

192, 1] Ein „Psychologisches Magazin" wurde im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung 1795 S. 883 im Verlag von Gabler in Jena angekündigt; es erschienen unter der Redaktion von Heynig drei Hefte Altenburg 1796—97; vgl. auch oben 227, 24.

192, 5] Humboldt lernte ihn dann im Winter 1796—97 in Jena auch persönlich kennen und empfahl ihn durch einen Brief vom 24. März 1797 an Jacobi (Briefe S. 58).

37.

196, 4] Dieselben Repräsentanten des griechischen Geistes nennt Humboldt auch in einem Briefe an Körner vom 23. November (Briefe S. 51); dass sein Begriff vom griechischen Charakter seit der Lektüre des Aristophanes eine wesentliche Erweiterung erfuhr, bekennt er am 9. November Wolf (Gesammelte Werke 5, 140).

197, 7] Mit dieser Darstellung eng verwant ist die lange Charakteristik in dem Briefe an Körner vom 23. November (Briefe S. 47): „Die Freude über Schillers poetische Produktionen teile ich völlig mit Ihnen. Auch mir scheinen sie ein untrüglicher Beweis seiner wieder mehr gestärkten inneren Kraft und seiner hergestellten Gesundheit. Sie haben eine meiner interessantesten Beschäftigungen in den vergangenen Monaten ausgemacht und mir manche neue Aufschlüsse über Schillers Genie gegeben, manches ältere Urteil dagegen auch aufs neue bestätigt. Das Reich der Schatten und die Elegie sind unstreitig die beiden schönsten Stücke darunter und die gehaltvolle

Tiefe des ersteren und das poetische Leben des letzteren zeigen auf eine wunderbare Weise den Umfang und die Vielseitigkeit des Geistes, dessen Früchte sie sind. Je länger ich mit Schiller umgehe, desto merkwürdiger und origineller erscheint mir seine intellektuelle Individualität und ich weiss niemanden in alten und neuen Zeiten, der mit ihm verglichen werden könnte. Da er, wie Sie wissen, gern mit seinen Freunden über sich raisonniert, seine mannigfaltigen Werke mir so vielfältige Veranlassung über ihn nachzudenken gaben und er mich selbst mehr als einmal zu ausführlichen Urteilen aufforderte, so habe ich dadurch nach und nach ein Bild von ihm in mir entworfen, dem, glaub' ich, an Wahrheit in den Hauptzügen nichts und an Vollständigkeit nur soviel fehlt, als bei einem so vielseitigen, sich immer in wechselnden Gestalten wieder neu reproduzierenden Genie notwendig fehlen muss. Nur ist die Schwierigkeit dies Bild bestimmt in Worten auszudrücken freilich unendlich gross. Das Letzte, worauf sich alles zurückführen und woraus sich alles erklären lässt, könnte man vielleicht die Alleinherrschaft des Geistes, der inneren Kraft nennen, die ihn sowohl gegen die äusseren Einwirkungen des Zeitalters, der Umstände u.s.f. als gegen die inneren der Sinnlichkeit, der blossen Empfänglichkeit, des blossen pathologischen Charakters frei bewahrt und selbst in der Art, wie die Natur auf ihn einwirkt, ein selbstbestimmtes eigenes Verhältniss festsetzt. Dadurch unterscheidet er sich so sehr von allen Alten, denen er doch wieder so nah ist, dadurch von den Neueren, die ihrem Geist wie z. B. Goethe folgen, dadurch von allen andern unter den Letzteren, die wie Shakespeare, Ariost u.s.f. einen verschiedenen Weg, aber immer einen gehen, der mehr der Natur als der Freiheit angehört. Auf Schillers Wege, glaube ich, liegt der höchste Gipfel der Dichtkunst, aber ich wage nicht zu sagen, ob auch ein erreichbarer. Gewiss aber ist es, dass, weil dieser Weg zugleich die höchsten Forderungen an das Genie des Dichters und an den Geschmack seiner Leser macht, man noch oft in der Tat mit höchstem Unrecht, aber dem Scheine nach mit grossem Recht an Schillers Dichterberuf zweifeln wird." Hiermit ist auch Körners oben zu 176, 18 zitiertes Urteil zu vergleichen.

197, 10] Vgl. über diesen niemals ausgeführten Plan ferner oben 217, 8. 233, 3. 239, 33. 242, 33; Gesammelte Werke 5, 140; Briefe an Körner S. 50. 53; Sechs ungedruckte Aufsätze S. XXV.

197, 29] „*Iliacos intra muros peccatur et extra*" Horaz, Episteln 1, 2, 16.

198, 4] Herder hatte geschrieben (Horen 9, 64): „Ich genoss das zauberische Vergnügen die Kunstwerke des Vatikans, des Capitoliums u.s.f. unter einer verständigen Fackelbeleuchtung zu sehen"; Wolf replizierte mit dem Satze (Intelligenzblatt S. 981): „Schade nur,

dass über das Weitere, was der Mann gezweifelt hat, diese späten Eröffnungen und alle die Beobachtungen, die er für Homers Komposition sogar an den Kunstwerken in Rom „unter einer verständigen Fackelbeleuchtung“ gemacht hat, gerade ebenso viel Licht geben als der Don Quixote;“ vgl. auch Gesammelte Werke 5, 143.

198, 15] „Indess erinnere ich mich“, schreibt Humboldt am 9. November an Wolf (Gesammelte Werke 5, 142), „dass Sie immer behaupteten, ich räume Herder zu viel ein.“

198, 28] Humboldts Brief darüber an Wolf ist vom 9. November datiert (Gesammelte Werke 5, 141).

199, 10] Würde der Frauen Vers 62. 63.

199, 30] Vgl. Gesammelte Werke 5, 133. 137. 139.

199, 35] Dieser Brief Jenischs an Humboldt vom 4. November ist gedruckt in den Briefen an Schiller S. 246. Jenisch sante ihm seine Berlin 1796 erschienene „Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von vierzehn älteren und neueren Sprachen Europas“. In einem Abschnitt „Schlussanmerkungen über das Ganze der deutschen Literatur“ (S. 258) findet sich auch (S. 267) eine kurze bedingt lobende Stelle über Schiller, von der der obige Brief (S. 247) sagt, dass „Schillers grosses Lob .... durch eine momentane Gemütsstimmung unter meiner wahren Meinung ausgedrückt ist.“

38.

200, 13] Vgl. Goethes Aufsatz über Baukunst in den Werken 47, 67. 327 weimarische Ausgabe; allerdings finden sich dort nicht alle hier reproduzierten Gedanken wieder.

201, 7] „Man sollte denken, die Baukunst als schöne Kunst arbeite allein fürs Auge, allein sie soll vorzüglich, und worauf man am wenigsten Acht hat, für den Sinn der mechanischen Bewegung des menschlichen Körpers arbeiten. Wir fühlen eine angenehme Empfindung, wenn wir uns im Tanze nach gewissen Gesetzen bewegen; eine ähnliche Empfindung sollten wir bei jemand erregen können, den wir mit verbundenen Augen durch ein wohlgebautes Haus hindurchführen“ ebenda S. 68. 327; vgl. auch oben 210, 11.

201, 21] Vgl. zu diesem Plan noch oben 210, 23. Er kam wohl damals nicht zur Ausführung und taucht fünf Jahre später nochmals auf. Am 26. September 1800 schreibt Schiller an Goethe (Briefe 6, 205): „Auch habe ich grosse Lust mich in Nebenstunden etwas mit dem Griechischen zu beschäftigen, nur um so weit zu kommen, dass ich in die griechische Metrik eine Einsicht erhalte. Ich hoffe, wenn Humboldt hieherkommt, dadurch eher etwas von ihm zu profitieren. Auch wünschte ich zu wissen, welche griechische Grammatik und welches

Lexikon das brauchbarste sein möchte. Friedrich Schlegel wird wohl am besten darüber Auskunft geben können.“ Goethe in seiner Antwort vom 28. rät ab (Briefe 15, 122).

202, 3] „Die sentimentalischen Dichter“ im zwölften Stück der Horen (S. 1): vgl. noch oben 215, 9. 224, 31. 237, 4. 241, 5. 246, 34. 251, 3. 258, 10. 261, 16. 262, 21. 271, 24. 280, 19; Schillers Briefe 4, 314. 323. 325. 328. 329. 332. 357. 372. 374. 384; Goethes Briefe 10, 346. 347; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 320.

202, 11] Knebels „Elegieen von Properz“ erschienen im ersten und dritten Stück der Horen von 1796 (S. 29. 1): vgl. noch oben 244, 31; Schillers Briefe 4, 281. 326. 348. 352. 360. 442; Goethes Briefe 10, 306. 333. 346. 348. 349.

202, 21] Engel, „Herr Lorenz Stark, ein Charaktergemälde“ begann im zehnten Stück der Horen (S. 1) zu erscheinen: vgl. oben 207, 3; Schillers Briefe 4, 272. 326. 360; Goethes Briefe 10, 350; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 304. 332.

202, 26] Am 6. November schrieb Körner an Schiller (Briefwechsel 3, 305): „Fichtens Grundlage habe ich nun ganz gelesen und bin höchlich davon erbaut. Dies ist der Mann, den ich mir lange für die Philosophie gewünscht habe: zur Gründung und Erweiterung der Wissenschaft wird es schwerlich einen besseren Weg geben. Vielleicht liesse sich gegen die Art des Vortrags etwas einwenden, doch getraue ich mir noch nicht darüber zu urteilen.“

202, 28] Vgl. ausser der Anmerkung oben zu 58, 5 auch die beiden Briefe von Fichte und Paulus an Voigt in Goethes Briefen an Christian Gottlob von Voigt S. 471.

202, 32] Von Ilgen erschien nichts in den Horen.

203, 9] Über Heinrich Meyers hier erwähnten Brief vgl. Goethes Briefe 10, 324. 326.

39.

203, 29] Vgl. noch oben 204, 33. 205, 33. 237, 3. 241, 3. 244, 6.

204, 17] In einem Briefe an Niethammer vom 23. Oktober schreibt Erhard von den Horen (Geschäftsbriefe Schillers S. 103): „Die meisten Aufsätze in ihnen sind blosser Meteorismus und die Gedichte ausser den Elegieen und Episteln und einigen Epigrammen unter der Kritik“; doch kann Schiller von einer noch spezielleren Beurteilung gehört haben.

204, 23] Dieser Aufsatz von Jenisch scheint nicht gedruckt worden zu sein: vgl. ferner oben 216, 15; Schillers Briefe 4, 327; Erich Schmidt zum Xenion 348.

205, 14] „Pindars vierte pythische Ode“ in der Neuen deutschen Monatsschrift 1795 3, 173 (Gesammelte Werke 2, 297); vgl. Gesam-

melte Werke 5, 145. 160. Diese Übersetzung war bereits im Herbst 1792 in Auleben entstanden; vgl. Gesammelte Werke 5, 5.

206, 5] „Darstellung und Vergleichung einiger politischen Konstitutionssysteme, die von dem Grundsatze der Teilung der Macht ausgehen" Neue deutsche Monatsschrift 1795 3, 81.

40.

206, 26] Herders „Homer und Ossian" im zehnten Stück der Horen (S. 86); vgl. noch Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 304.

207, 14] Wahrscheinlich haben wir darin das in die erzählende Form übertragene projektierte Drama „Der deutsche Hausvater" zu sehen; vgl. Schröder, Johann Jakob Engel S. 24. 32. 51.

207, 25] „Der rauschende Strom" und „Leukotheas Binde" im zehnten Stück der Horen (S. 67. 152); beide Gedichte sind von Herder; vgl. auch Schillers Briefe 4, 280.

208, 5] „Die Horen, eine Anekdote" *Camera obscura* von Berlin 1, 315: ein Mecklenburger findet bei einem berliner Freunde das zweite Stück der Horen liegen, über deren Titel er sich entsetzt, da er ihn plattdeutsch versteht („Gott bewahre uns, für de Horen en Schornal!"); die ihm entgegengehaltene Mitarbeiterschaft seines Landsmanns Engel weist er mit einem Hinweis auf dessen Tätigkeit beim Theater zurück; schliesslich nimmt er das Stück zur Lektüre mit, das unter anderm Humboldts Aufsatz über den Geschlechtsunterschied enthielt, und erklärt dann, er habe zwar sehr wenig verstanden, aber was er verstanden habe, sei „Horenkram".

208, 19] Den Plan einer öffentlichen Erwiderung auf die den Horen zu Teil gewordenen Angriffe hatte zuerst Goethe am 28. Oktober in Vorschlag gebracht (vgl. Briefe 10, 317); Schiller stand dem Gedanken, der die Urzelle der späteren Xenien bildet, zunächst sympathisch gegenüber (vgl. Briefe 4, 305. 309), liess ihn dann aber fallen, wozu auch Körner am 6. November riet (vgl. Briefwechsel 3, 304); vgl. auch unten zu 242, 13.

208, 28] Reichardts Journal „Frankreich im Jahr 1795, aus den Briefen teutscher Männer in Paris" erschien Altona 1795; die Rezension steht in der Allgemeinen Literaturzeitung 1795 4, 57.

208, 31] Vgl. Gesammelte Werke 5, 148.

209, 3] Epigramm 66, 4.

210, 21] Goethe hatte Schiller in seinem Briefe vom 6.—10. Oktober ein gegen Newtons Farbenlehre gerichtetes Epigramm, die späteren Xenien 170 und 702, mitgeteilt (Briefe 10, 312), von denen Humboldt wohl durch Schiller Kenntniss erhalten hatte.

211, 16] Erschienen Leipzig 1754.

211, 18] Scapula, „*Lexicon graeco-latinum*“, zuerst Basel 1580.

211, 21] Trendelenburg, „Anfangsgründe der griechischen Sprache“, Leipzig 1790.

211, 24] „Vollständige griechische *grammatica marchica*“, Frankfurt 1740.

211, 26] Lange, „Griechische Grammatik“, zuerst Halle 1705.

211, 33] Harris, „*Hermes or a philosophical inquiry concerning language and universal grammar*“, London 1751. Eine deutsche Übersetzung von Ewerbeck mit Anmerkungen Wolfs erschien Halle 1788.

212, 14] „Homers Werke übersetzt; die Ilias neu, die Odyssee umgearbeitet“, Altona 1793.

212, 26] Der dritte Bogen des Briefes ist nicht erhalten.

41.

215, 13] Vgl. Gesammelte Werke 5, 148.

216, 3] „Heil dem .... der unter Tausenden die schöne Seele findet, zur deinigen gestimmt“ Der Freund Vers 5.

216, 12] Vgl. darüber oben 227, 21 und Goethes Briefe 10, 312. 338.

216, 16] August Wilhelm Schlegels „Briefe über Poesie, Silbenmass und Sprache“ begannen im elften Stück der Horen (S. 77) zu erscheinen; vgl. Schillers Briefe 4, 297. 303. 347 und Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 310. 332.

216, 17] Vgl. oben zu 71, 11 und Preussische Jahrbücher 9, 201.

216, 20] Archenholz, „Sobiesky, ein historisches Fragment“ im zwölften Stück der Horen (S. 62); vgl. Schillers Briefe 4, 325. 328. 380 und Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 320.

216, 23] Dalbergs Schrift „Von dem Bewusstsein als allgemeinem Grunde der Weltweisheit“ ist besprochen in der Allgemeinen Literaturzeitung 1795 4, 267.

216, 25] In Ungers Anzeige von Reichardts Journal „Deutschland“ im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung 1795 S. 1035 heisst es: „Der verständige Leser weiss doch wohl, dass, wie ihn der Herausgeber meistens damit nur lockt, diesem selbst die Mitarbeiter mit ihren Namen oft alles zu liefern glauben und meistens nur solche Beiträge geben, die denselben gewiss nicht berühmt gemacht hätten.“

216, 27] Vgl. Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung 1795 S. 1064 und zur Sache Geschäftsbriefe Schillers S. 171.

216, 29] Vgl. darüber Geschäftsbriefe Schillers S. 171.

216, 33] Vgl. unten zu 239, 6.

216, 35] Über den Grafen von Soden vgl. Goedekes Grundriss [2]

5, 260. Mit einem Briefe vom 14. November (Briefe an Schiller S. 248) hatte er Schiller sein Chemnitz 1795 erschienenes Schauspiel „Aurora oder das Kind der Hölle“ zugeschickt. Am 20. schreibt dieser an Goethe (Briefe 4, 323): „Herr von Soden schickt mir heute eine schreckliche Produktion, ... die eine elende Nachahmung der Biondetta ist. Prächtig ist der Gedanke, dass er die ganze Zauberei zuletzt als eine blosse Maschinerie einer Liebhaberin des Helden entwickelt, die ihn dadurch erobern will; so verpufft endlich das ganze Pathos. Auch das Übrige ist dieses weisen Einfalls würdig.“

218, 28] Dieser Aufsatz über Pindar, leider lückenhaft erhalten, ist in den Sechs ungedruckten Aufsätzen S. 34 von mir herausgegeben worden; meine Einleitung (S. XXIII) orientiert ausführlich über Vorgeschichte und Ausführung; vgl. dann noch oben 229, 4. 243, 1 und Gesammelte Werke 5, 161.

219, 30] Was von hier an folgt, liegt auf einem losen Blatt ohne Datum unserm Briefe bei, dem ich es nach dem Vorgange Goedekes (Geschäftsbriefe Schillers S. 168) als Nachschrift angegliedert habe, ohne damit als sicher hingestellt haben zu wollen, dass es nicht auch Beilage eines andern Briefes aus diesen Wochen sein könne.

42.

220, 21] Vom gleichen Tage ein Brief an Goethe (Briefe 4, 331).

221, 10] Schiller meint sicher Major Hendrich, den Kommandanten von Jena; am 12. September 1794 schreibt er z. B. an Lotte (Briefe 4, 13): „Heute Mittag hat Bill Hendrichen und Fichten bei mir traktiert.“

221, 36] Vgl. Elegie Vers 153.

222, 13] Moritz, „Versuch einer deutschen Prosodie“, Berlin 1786.

222, 24. 27. 30] Elegie Vers 13. 119. 58.

223, 2. 14] Ebenda Vers 99. 167.

223, 17] Vgl. Briefe die neuste Literatur betreffend 10, 355.

223, 21] Vgl. Elegie Vers 12. 55. 110. 50. 104.

223, 26. 27. 30] Ebenda Vers 98. 154. 172.

223, 32] Natur und Schule Vers 21.

223, 34] Vgl. Reineke Fuchs 6, 312.

224, 1] Elegie Vers 35.

224, 10] Vgl. Briefe die neuste Literatur betreffend 10, 361.

224, 11] Vgl. Elegie Vers 21. 48. 55. 85. 95.

224, 27] Vgl. ferner oben 243, 31. 249, 7.

226, 17] Über diesen dann nicht zur Ausführung gekommenen Gedanken vgl. noch oben 239, 31. 270, 3.

227, 3] Liegt hier eine Anspielung auf den Gebrauch von *hon-*

nête in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ (Goethes Werke 22, 267 weimarische Ausgabe) vor?

228, 13] Ramler, „Marcus Valerius Martialis in einem Auszuge, lateinisch und deutsch, aus den poetischen Übersetzungen verschiedener Verfasser gesammelt“, Leipzig 1787—93.

228, 14] Wieland, „Horazens Briefe aus dem Lateinischen übersetzt und mit historischen Einleitungen und andern nötigen Erläuterungen versehen“, Dessau 1782.

228, 28] Diese unerklärte Anspielung geht wohl auf eine mündliche Äusserung Goethes zurück, die Schiller in einem der verlorenen Briefe an Humboldt diesem mitgeteilt hatte.

43.

229, 21] Die Aufzeichnungen der Frau Roland erschienen Paris 1795 unter dem Titel: „*Appel à l'impartiale postérité*“; Gentz lieferte keinen Aufsatz darüber.

230, 5] Über „entstehen“ vgl. oben zu 4, 3.

231, 5] Über die von der heutigen etwas abweichende Bedeutung von „widrig“ (vgl. noch oben 333, 40. 340, 17) hat Pniower im Hinblick auf Goethes Sprachgebrauch im Goethejahrbuch 19, 244 gehandelt; was er allein für Goethe in Anspruch nimmt, gehört jedoch dem Sprachgefühl der ganzen Epoche an.

232, 12] Vgl. Bruhns, Alexander von Humboldt 1, 169.

232, 23] Hufeland, „Ideen über Pathogenie und Einfluss der Lebenskraft auf Entstehung und Form der Krankheiten als Einleitung zu pathologischen Vorlesungen“, Jena 1795.

232, 24] Reil, „Von der Lebenskraft“ in seinem Archiv für die Physiologie 1, 8.

44.

236, 26] Körners letzter Brief ist vom 6. November, der nächste vom 15. Dezember datiert (Briefwechsel 3, 303. 307).

236, 28] Vgl. seinen Brief an Schiller vom 18. Oktober und Urlichs' Anmerkung dazu in den Briefen an Schiller S. 242.

45.

238, 3] Schiller hatte Goethes Brief vom 21. November (Briefe 10, 333) an Humboldt geschickt. Goethes Brief an Humboldt ist vom 3. Dezember (Briefe 10, 342).

238, 10] Vgl. Goethes Naturwissenschaftliche Schriften 4, 305 weimarische Ausgabe.

238, 12] Gren, „Einige Bemerkungen über des Herrn von Goethe Beiträge zur Optik“ in seinem Journal der Physik 7, 3; vgl. Goethes Briefe 13, 20. 18, 51.

238, 16] Vgl. Gothaisches Magazin 8, 119; die Rezension ist wiederabgedruckt bei Braun, Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen 2, 111.

238, 20] Vgl. Gehler, Physikalisches Wörterbuch 5, 385; die zitierte Stelle steht S. 388.

238, 30] Gernings Brief an Schiller, in dem er diesen Vorschlag tat, ist nicht erhalten und auch im Kalender nicht verzeichnet. Seine Ode habe ich nicht auffinden können; dass sie im Merkur stehe, vermutet Goedeke (Geschäftsbriefe Schillers S. 176) irrig.

239, 1] Dalbergs Brief an Schiller vom 12. November ist gedruckt bei Karoline von Wolzogen, Schillers Leben S. 213 Neudruck. Darin heisst es: „Die Elegie im zehnten Stück ist höchst malerisch, rührend und geistvoll. Wohl dünkte mir, sie ersteige allmählich die Höhen des lyrischen Gesangs, der in gedrängtem Blick das Unermessliche darbietet und dann den rauschenden Strom über Klippen und Felsen herabstürzt; aber bald lenkte der sanftere Pfad wieder in das mildere begrenzte Tal der Elegie zurück.“

239, 4] Man erinnere sich einiger älterer Urteile Humboldts über Dalberg. „Je länger ich überhaupt Gelegenheit habe mit dem Koadjutor umzugehen“, schreibt er am 1. Juni 1792 an Forster (Briefwechsel 2, 830), „desto mehr überzeuge ich mich von der Reinheit seiner Absichten und der Vortrefflichkeit seines moralischen Charakters; in der Tat ist die ununterbrochene Aufmerksamkeit, die er auf diesen wendet, so charakteristisch an ihm, dass sie unter so manchen hervorstechenden Seiten, welche auch beim ersten Anblick auffallen müssen, dennoch keinem entgehen kann“; ähnlich am 4. April 1794 an Dohm (Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten 2, 56): „Die Meinung von allen seinen guten Seiten hat sich unendlich in mir befestigt und auf mannigfaltig neue Art bewährt, und was die minder vorteilhaften betrifft, so habe ich jetzt doch gefunden, dass selbst diese auch in ihren Folgen nicht so nachteilig sind; denn dass sie alle in ihren Quellen gut sind, ist unverkennbar. Sein Charakter ist durchaus rein und sein höchstes Bestreben ist darauf gerichtet; das ist sicherlich der Hauptzug in dem Gemälde. Aller Irrtum, alle Fehler rühren gewiss aus dem Verstande bei ihm her und selbst seine Leidenschaften siegen nur auf diesem Wege und nicht wie gewöhnlich im Menschen, sondern auf eine wunderbare Weise“; vgl. auch Karoline von Wolzogen, Literarischer Nachlass[2] 2, 4. 69.

239, 6] Diese Rezension übernahm dann August Wilhelm Schlegel; wiederabgedruckt ist sie bei Braun, Schiller im Urteile seiner Zeit-

genossen 2, 87; vgl. darüber noch oben 255, 15. 263, 8. 269, 27; Schillers Briefe 4, 361. 364. 374. 378. 384; Goethes Briefe 10, 354. 356. 11, 7.

239, 23] Kants Brief an Schiller ist nicht erhalten, auch im Kalender nicht verzeichnet.

240, 14] Bahrdt, „Juvenal übersetzt und mit Anmerkungen für Ungelehrte versehen", Dessau 1781.

240, 16] „Plautus' Lustspiele", Berlin 1784; die Übersetzung ist anonym.

240, 18] Fülleborn, „Aulus Persius Flaccus' Satiren", Züllichau und Freistadt 1794.

46.

241, 15] Vgl. Sämmtliche Schriften 10, 472. 475. 482 Anm. Herders Name wurde vor dem Druck gestrichen, „weil er sich nicht zu den Dichtern zählt" (Schillers Briefe 4, 329).

242, 13] Vgl. Sämmtliche Schriften 10, 453 Anm.

242, 20] Vgl. ebenda 10, 406.

242, 22] Diese Vermutung trifft sicher das Richtige; vgl. oben zu 179, 16.

243, 22] Die Rezension von Pauws „*Recherches philosophiques sur les Grecs*" steht in der Allgemeinen Literaturzeitung 1795 4, 465.

243, 34] Goedeke, Michaelis' Verteidiger, sagt (Geschäftsbriefe Schillers S. 177): „Worin Michaelis' neue Sünde bestand, lässt sich nicht mehr ermitteln"; vgl. aber oben 236, 28 und die Anmerkung dazu.

47.

244, 5] Vom gleichen Tage ein Brief an Goethe (Briefe 4, 353).

244, 24] Der „Beschluss der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter nebst einigen Bemerkungen, einen charakteristischen Unterschied unter den Menschen betreffend" erschien im ersten Stück der Horen von 1796 (S. 75): vgl. noch oben 252, 17. 254, 28. 264, 10. 272, 28. 280, 19. 284, 18; Schillers Briefe 4, 332. 346. 351. 352. 379; Goethes Briefe 11, 26; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 327.

245, 6] Vgl. oben zu 190, 15.

246, 17] Ungefähr gleichzeitig wird Fieldings Sophie Western auch in den Sämmtlichen Schriften 10, 463 rühmend genannt.

246, 25] Dieser Brief ist gedruckt in den Geschäftsbriefen Schillers S. 166.

48.

247, 15] Vgl. Sämmtliche Schriften 10, 451.

248, 5] Vgl. ebenda 10, 487.

250, 4] Vgl. ebenda 10, 463. 481 Anm.

250, 8] Vgl. ebenda 10, 472 Anm.

250, 12] Vgl. Schlegel, Prosaische Jugendschriften 1, 62.

250, 32] Der zweite Bogen des Briefes ist nicht erhalten.

49.

251, 2] Vom gleichen Tage ein Brief an Goethe (Briefe 4, 364).

253, 8] Das Zitat ist nicht wörtlich, nur dem Gedanken nach wiedergegeben; vgl. Humboldt, Gesammelte Werke 1, 260.

255, 8] „Wo ich hinhöre, spricht man von vermehrter Subskription" schreibt Goethe am 23. Dezember (Briefe 10, 353).

255, 10] Dieser Brief Cottas fehlt; vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 142.

255, 35] Vgl. Braun, Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen 2, 12.

256, 16] Schlegels Brief vom Dezember ist gedruckt in den Preussischen Jahrbüchern 9, 204.

256, 27] Vgl. auch Michaelis' Brief vom 15. Dezember (Geschäftsbriefe Schillers S. 177).

256, 31] Vgl. oben zu 155, 19.

257, 1] Nachahmung der letzten Worte des sterbenden Götz (Goethes Werke 8, 169 weimarische Ausgabe).

50.

257, 26] Vgl. Geschäftsbriefe Schillers S. 177.

260, 4] Diese Abhandlung ist dann in seinem Neustrelitz 1797 erschienenen Buche „Die Griechen und Römer, historische und kritische Versuche über das klassische Altertum" (Prosaische Jugendschriften 1, 75) aufgegangen; vgl. auch oben 261, 10. 263, 36 und Briefe an Körner S. 56. Humboldts Briefwechsel mit ihm, dessen der erstere auch in den Briefen an Jacobi S. 57 gedenkt, ist leider nicht erhalten; vgl. darüber Humboldts Briefe an Körner S. 37. 42. 52. 55 und Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm S. 194. 205. 211.

51.

260, 25] Vom gleichen Tage ein Brief an Cotta (Briefe 4, 378).

261, 14] Vgl. Schillers Brief an Goethe vom 30. Dezember (Briefe 4, 376).

262, 3] Eine Besprechung des Wilhelm Meister durch Schiller erschien nicht; vgl. zu dem Plane Schillers Briefe 4, 328. 5, 1. 7.

262, 5] Über den Anfang der Xeniendichtung vgl. noch oben 272, 25. 274, 17; Goethes Briefe 10, 353. 354. 356. 11, 12. 15. 16. 17; Schillers Briefe 4, 374. 391. 393. 396. 400. 401. 405.

52.

262, 18] Vom gleichen Tage Briefe an den Herzog von Augustenburg, Hoven und August Wilhelm Schlegel (Briefe 4, 381. 383. 384).

262, 24] Vgl. noch Schillers Briefe 4, 403; Schillers Kalender S. 13; Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit S. 219. 222. 223. 226.

262, 27] Über Funcks Besuch in Jena vgl. Schillers Briefe 4, 358. 379. 393; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 308. 315. 321. 322; Schillers Kalender S. 15.

262, 33] Die Mehrzahl der hier aufgeführten Briefe ist verloren; vgl. oben zu 262, 18 und Schillers Kalender S. 15. 16.

263, 15] Vgl. Schillers Brief an Schlegel vom selben Tage (Briefe 4, 385).

264, 5] Vgl. Friedrich Schlegel, Prosaische Jugendschriften 1, 107.

266, 4] Vgl. darüber Schillers Briefe 4, 359. 392. 421. 432.

53.

266, 23] Über die Tänzerin Vigano vgl. noch Briefe an Körner S. 67. 68; Schillers Briefe 4, 394; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 307. Am 28. Januar schreibt Körner an Schiller (Briefwechsel 3, 322): „Humboldts Brief über die Vigano hat mich interessiert, ohngeachtet seine Ideen mir nicht ganz deutlich sind .... Was ich Geist der Tanzkunst nenne, finde ich bei ihr in einem hohen Grade, aber an Kunstfertigkeit und Geschmack wird sie von mancher übertroffen". Goethes Urteil in einem Briefe an Unger vom 28. März 1797 lautet (Briefe 12, 79): „Der allgemeine Beifall, den Madame Vigano erhält, zeigt freilich, dass sie selbst mit grosser Energie auf einen reinen Stil arbeitet, dem denn sich doch in der Kunstwelt, wenn die Menschen einmal die Augen auftun, nichts an die Seite setzen kann." Nach einer ihrer Stellungen sollte Bolt auf Schillers Wunsch eine Terpsichore für den Musenalmanach von 1797 entwerfen (vgl. Briefe an Schiller S. 267).

268, 2] Am 15. Juni 1795 schreibt Humboldt an Wolf (Gesammelte Werke 5, 126): „Soviel ich jetzt sehe, waren die Mimen Schilderungen einzelner Szenen des Lebens und ihr Verlust ist unendlich zu

bedauern. Die Luise ist ihnen freilich in dieser Bestimmung ähnlich, aber ihre wesentliche Eigentümlichkeit scheint mir sehr verschieden. Luise hat mich auch zum Theokrit, den ich noch wenig kannte, geführt. Ich habe ein paar Idyllen gelesen; es ist eine eigene Gattung und ein eigener Geschmack, doch unbeschreibliche Anmut selbst in Niedrigkeiten und Zoten."

269, 8] Er war von Mitte Februar bis Mitte April in Berlin; vgl. oben 281, 28 und Bruhns, Alexander von Humboldt 1, 176.

269, 11] Schiller schreibt am 18. Januar an Körner (Briefe 4, 394): „Mein Karl ist wohl und entwickelt sich, dass es eine Freude ist. Goethe ist ganz von ihm eingenommen und mir, der ich nur in dem engsten Lebenskreis existiere, ist das Kind so zum Bedürfniss geworden, dass mir in manchen Momenten bange wird dem Glück eine solche Macht über mich eingeräumt zu haben."

54.

269, 35] Vgl. die betreffenden Stellen bei Braun, Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen 2, 98. 103.

270, 26] Reichardts Rezension der Horen ist teilweise wiederabgedruckt ebenda 2, 177: vgl. noch oben 274, 7; Schillers Briefe 4, 400. 401; Erich Schmidt zum Xenion 46.

271, 2] Humboldt schrieb keine Besprechung des „Reineke Fuchs", der überhaupt in der Allgemeinen Literaturzeitung nicht angezeigt wurde; vgl. noch oben 275, 26.

271, 7] Vgl. noch oben 283, 4 und Schillers Briefe 3, 453.

271, 26] Vgl. Sämmtliche Schriften 10, 463. 482 Anm.

271, 32] Zu dieser Angelegenheit vgl. oben 280, 6; Schillers Briefe 4, 419. 5, 16; Goethes Briefe 11, 29; Goethejahrbuch 8, 64.

55.

272, 2] Vom gleichen Tage Briefe an Reinwald und Körner (Briefe 4, 404).

272, 14] Dieselben Verse zitiert Schiller mit einigen Varianten noch zweimal brieflich, am 15. April 1786 an Körner und am 24. Juli 1789 an Lotte (Briefe 1, 289. 2, 306); die Abweichungen erklären sich hinreichend durch die rein gedächtnissmässige Reproduktion.

273, 25] Vgl. Gesammelte Werke 1, 217.

273, 32] Körners Brief ist vom 28. Januar (Briefwechsel 3, 321).

56.

276, 22] Vgl. darüber die Vorrede zu Bielings Neudruck von Gottscheds Bearbeitung (Halle 1886).

277, 9] Dieses Buch nachzuweisen ist mir nicht gelungen. Humboldts Aufsatz „Das achtzehnte Jahrhundert“ ist im Nachlass in Tegel erhalten und wird von mir zur Herausgabe vorbereitet: vgl. über diesen Plan noch Gesammelte Werke 5, 167. 169. 176; Briefe an Körner S. 64; Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 46.

280, 6] Der Anfang der Nachschrift ist abgerissen.

57.

280, 21] Vgl. Sämmtliche Schriften 10, 498.

280, 23] Über Plümicke vgl. Goedekes Grundriss[2] 5, 164. 261 und Schillers Briefe 1, 149. 252.

280, 26] Vgl. oben S. 358.

281, 8] Graf Finkenstein, infolge des müller-arnoldschen Prozesses seines Amts als Regierungspräsident in Küstrin enthoben, lebte auf seinem Gute Madlitz bei Frankfurt an der Oder, wo ihn Humboldts zuweilen besuchten (vgl. Aus Rahels Herzensleben S. 21; Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen S. 7), gelehrter Musse. Seine Theokritübersetzung erschien Berlin 1789 unter dem Titel „Arethusa oder die bukolischen Dichter des Altertums“; damals arbeitete er wohl schon an der neuen Bearbeitung, die 1806—10 erschien.

58.

281, 34] Die Ankündigung seines Buches „Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser“ erschien im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung 1796 S. 524.

282, 3] „Ich bin darum schlechterdings nicht aus meiner eigentümlichen *Assiette* herausgekommen“ Briefe an Jacobi S. 60.

59.

282, 15] Vom gleichen Tage Briefe an Körner, Cotta und Schillers Vater (Briefe 4, 431. 432. 438).

283, 36] Vgl. Schillers Briefe 4, 430. 431.

286, 1] Iffland kam zu einem längeren Gastspiel am Hoftheater nach Weimar; vgl. auch Schillers Briefe 4, 430. 431. 440 und Goethes Briefe 11, 57.

60.

286, 19] Schillers zweiter Sohn Ernst wurde am 11. Juli geboren; vgl. Schillers Briefe 5, 30. 31. 33.

287, 9] Über ihn und Schillers Anteil an seinem Geschick vgl. Erich Schmidt zum Xenion 388.

287, 12] Von ihm erschienen damals der zweite Band der „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben“ und der erste Band „Vermischte Aufsätze, welche einzeln oder in Zeitschriften erschienen sind“, beide Breslau 1796.

287, 25] Vgl. oben 208, 31 und die Anmerkung dazu.

288, 1] „Versuch über den Begriff des Republikanismus“ Prosaische Jugendschriften 2, 57.

288, 4] „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie“ in der Berlinischen Monatsschrift 27, 387.

61.

288, 16] Das Datum dieses Briefes, dessen Anfangsbogen fehlt, hat Fielitz im Archiv für Literaturgeschichte 5, 463 zuerst richtig bestimmt. Vom gleichen Tage Briefe an Goethe und Cotta (Briefe 5, 34. 37).

288, 17] Zu denken ist wohl an Beiträge zum Musenalmanach für 1797, der von Herder vierzehn Gedichte enthält.

288, 19] Vgl. Schillers Briefe 5, 30.

288, 20] Über Karoline vgl. noch oben 300, 29 und Schillers Briefe 5, 197. 379. 399. 6, 152.

288, 24] Vgl. darüber Humboldts Urteile in Briefen an Jacobi (S. 46) und Wolf (bei Varnhagen, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften[2] 5, 149). Die Rezension erschien in der Allgemeinen Literaturzeitung 1796 3, 473.

289, 31] Es handelt sich um das Titelkupfer des Musenalmanachs; vgl. auch oben zu 266, 23.

Noch ehe Humboldt mit seiner Familie im Herbst 1796 nach Jena zurückkehrte, wurde Schillers menschliche und dichterische Eigenart der Gegenstand einer brieflichen Debatte zwischen ihm und Fritz Jacobi, den er auf seiner grossen Reise nach Norddeutschland in Wandsbeck besucht hatte. Zweifellos war Schillers Persönlichkeit häufig Gegenstand gemeinsamer Gespräche gewesen und Humboldt versuchte es wohl ohne rechten Erfolg Jacobi Schillern mit seinen Augen ansehen zu lehren; es kam bei Jacobi nur zu dem Entschluss sich in Schillers Werke aufs neue zu vertiefen. In einem Briefe vom 2. Oktober erklärte er dann (Auserlesener Briefwechsel 2, 236), die Abhandlungen über Anmut und Würde und über naive und senti-

mentalische Dichtung habe er mit grossem Genuss gelesen, durch den Carlos dagegen, den Humboldt, wie wir wissen, sehr schätzte, sich durchquälen müssen; er verglich ihn mit einem kalten Palast, worin die überheizten Öfen riechen; überhaupt könne er sich nicht klarmachen, wie sich in Schiller Empfindung und Phantasie zu einander verhielten, denn der Hang jene aufzublasen oder zu übertreiben beweise noch nicht den Überfluss an dieser. Humboldt antwortete am 15. Oktober mit einer ausführlichen Erörterung, die wir als das Resultat seines eingehenden Studiums der schillerschen Individualität betrachten können, wie es Umgang und Briefwechsel bei ihm gezeitigt hatten, und die ich deshalb ganz hierhersetze. „Ich habe Schillern", schreibt er (Briefe S. 48), „nicht gerade seine Werke, obgleich ich auch in diesen doch ziemlich bewandert bin, äusserst genau studiert und ich mache es mir zum eigentlichen Geschäft dies Studium zu einer gewissen Vollendung zu bringen. Ich fahre darin um so unermüdeter fort, weil ich überzeugt bin, dass das Studium eines so seltenen und in seiner Art so einzigen Genies einen erweiterten Begriff des menschlichen Geists überhaupt giebt. Ich habe nie einen gesehen, dessen Geist mir so merkwürdig gewesen wäre, und so aufrichtig ich z. B. Goethen und Kant verehre, so ist mir keiner von beiden für die Kenntniss der menschlichen Intellektualität so wunderbar und wichtig. Sie fühlen schon, dass ich hiermit nicht eine Vergleichung absoluter Grösse machen, dass ich vielmehr einzig Schillern eine eigene Klasse anweisen will, die er auch meines Erachtens schlechterdings bildet. Kant ist ein entschiedenes philosophisches, Goethe ein entschiedenes Dichtergenie, beide vielleicht und wie ich ernsthaft glaube, in höherem Grade, als bisher je eins aufstand, aber ihre Gattung ist bekannt und zu allen Zeiten dagewesen. Mit Schiller ist es ein durchaus andrer Fall. Er trägt durchaus und in allem, was er treibt, das Gepräge des echten Genies, von dem es nicht möglich ist sich zu irren, aber sowohl gegen seinen dichterischen als gegen seinen philosophischen Beruf kann ich starke Ausnahmen machen. Dies allein nun würde gar nicht viel beweisen: es giebt genug halbe und auch hie und da wirkliche Genies, die aus Mangel an bestimmter Ausbildung oder an entschiedenem Triebe zwischen zwei Fächern herumschwanken und darum in beiden unglücklich und für sich nur um so unvollkommener sind. Dies aber ist gewiss am wenigsten nach Ihrem Urteil mit Schiller der Fall. In ihm strebt der Geist eigentlich das philosophische und poetische Genie in einander zu verschmelzen und dadurch ist er Schöpfer einer Poesie, von der noch bis jetzt kein Beispiel vorhanden war und die man sehr unrichtig mit der bisherigen sogenannten philosophischen verwechseln würde, so wie er ebendadurch auch in der Philosophie eine Origina-

lität erlangt hat, die sich auf weit mehr als auf den blossen Vortrag erstreckt. Beide sind freilich bis jetzt noch nicht eigentlich einer Beurteilung fähig, weil Schiller noch in keiner durchaus gelungen ist und sich selbst Gnüge getan hat; allein selbst wenn diese Gattungen vielleicht gar nicht überhaupt einer Vollendung fähig wären, was ich doch nicht glaube, so würde der Kopf immer höchst merkwürdig bleiben, der so durch eine einzige Verstandeshandlung alles Höchste im Menschen, Phantasie und Vernunft, die Freiheit von jener und die Notwendigkeit dieser zu vereinigen strebt." Weiterhin lässt er sich dann auf Jacobis Beurteilung des Carlos ein und weist den Vergleich mit den riechenden Öfen mit der psychologisch feinen Bemerkung zurück (S. 51), „dass man vorher die Art des Gefühls, die Schillern als Dichter eigentümlich ist, bei weitem genauer prüfen und bestimmen muss, ehe man über Natur und Wahrheit in ihr entscheiden kann." Jacobis Gegenäusserungen sind nicht bekannt.

Anfang November kehrten Humboldts nach Jena zurück und es wiederholten sich noch einmal für kurze sechs Monate die schönen Tage intimsten Gedankenaustauschs mit Schiller in täglichem freundschaftlichem Umgang; aus diesem Winter stammt die hübsche Schilderung Burgsdorffs (Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel 1, 113). Seit aber durch den im November 1796 eingetretenen Tod von Humboldts Mutter die ersehnte freiere Beweglichkeit erlangt war, liessen sich die grossen Reisepläne zum Besuche der romanischen Länder nicht mehr zurückdrängen und im Frühjahr 1797 ging Humboldt mit den Seinigen von Jena fort, um über Dresden und Wien nach Italien zu reisen. Der zurückbleibende Schiller empfand klar und deutlich die Bedeutung dieser Trennung: „Humboldt ist heute fort", schreibt er am 25. April an Goethe (Briefe 5, 184), „ich sehe ihn mehrere Jahre nicht wieder und überhaupt lässt sich nicht erwarten, dass wir einander noch einmal so wiedersehen, wie wir uns jetzt verlassen. Das ist also wieder ein Verhältniss, das als beschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wiederkommen kann; denn zwei Jahre, so ungleich verlebt, werden gar viel an uns und also auch zwischen uns verändern." Wenn sich nun auch diese Befürchtung einer möglichen Entfremdung durch disparat wirkende Umgebungen als irrig erwies und Humboldt vielmehr, auch im fernen Auslande, stets aufs engste mit den Ideen und Gefühlen verwachsen blieb, die er im Verkehr mit Schiller und Goethe in Jena und Weimar als bestes Teil seines geistigen Daseins für alle Zeiten in sich ausgestaltet hatte, so kehrte doch die alte Zeit intimen Umgangs nie mehr zurück und auch der Briefwechsel wurde nicht mehr mit der Lebendigkeit geführt wie 1795 und 1796.

Als Humboldts Körners in Dresden soeben verlassen hatten, ent-

warf auch Schiller ein ausführliches Charakterbild des geschiedenen Genossen in einem Briefe an den gemeinsamen Freund. „Es hat mich erfreut zu hören," schreibt er Körner am 6. August 1797 (Briefe 5, 233), „dass du dir im Umgang mit Humboldten so wohl gefallen hast. Zum Umgang ist er auch recht eigentlich qualifiziert: er hat ein seltenes reines Interesse an der Sache, weckt jede schlummernde Idee, nötigt einen zur schärfsten Bestimmtheit, verwahrt dabei vor der Einseitigkeit und vergilt jede Mühe, die man anwendet, um sich deutlich zu machen, durch die seltene Geschicklichkeit die Gedanken des andern aufzufassen und zu prüfen. So wohltätig er aber auch für jeden ist, der einen gewissen Gedankenreichtum mitzuteilen hat, so wohltätig, ja so höchst notwendig ist es auch für ihn von aussen ins Spiel gesetzt zu werden und zu der scharfen Schneide seiner intellektuellen Kräfte einen Stoff zu bekommen; denn er kann nie bilden, immer nur scheiden und kombinieren. Ich fürchte, die Anstalten, die er macht, um sich der neuen Weltmasse, die ihn in Italien erwartet, zu bemächtigen, werden ihn um die eigentlichste und höchste Wirkung bringen, die Italien auf ihn machen sollte. Er versieht sich jetzt schon im voraus mit Zwecken, die er dort verfolgen, mit Sehorganen, durch die er jene Welt betrachten will, und so wird er machen, dass er auch nur darin findet, was er mitbringt, und über dem ängstlichen Bestreben viele einzelne Resultate mit nach Hause zu bringen wird er, fürchte ich, dem Ganzen nicht Zeit und Raum lassen sich als ein Ganzes in seine Phantasie einzuprägen. Italien könnte ihm sehr nützlich werden, wenn es seiner Einbildungskraft, die von seinem Verstande wie gefangen gehalten wird, einen gewissen Schwung geben, eine gewisse Stärke verschaffen könnte. Dazu gehört aber, dass er nicht hineinzöge wie ein Eroberer mit so vielen Maschinen und Gerätschaften, um es für seinen Verstand in Besitz zu nehmen. Es fehlt ihm zu sehr an einer ruhigen und anspruchslosen Empfänglichkeit, die sich dem Gegenstande hingiebt; er ist gleich zu aktiv und dringt mir zu unruhig auf bestimmte Resultate. Doch du kennst ihn genug und wirst wahrscheinlich hierin meiner Meinung sein." Körner hat nicht ausführlich hierauf erwiedert.

Die beabsichtigte Reise nach Italien kam jedoch für jetzt wegen der unruhigen politischen Verhältnisse nicht zur Ausführung. Vielmehr entschloss sich Humboldt in Wien zunächst auf den Süden zu verzichten und durch die Schweiz nach Paris zu gehen, wo er mit den Seinigen im November 1797 zu mehrjährigem Aufenthalt anlangte. Hier schrieb er in den ersten Monaten des Jahres 1798 sein Buch über „Hermann und Dorothea", das im April vollendet wurde und mit dem sich der folgende Brief beschäftigt.

62.

290, 3] „Ästhetische Versuche, erster Teil, über Goethes Hermann und Dorothea", Braunschweig 1799, wiederabgedruckt in den Gesammelten Werken 4, 1: vgl. darüber noch Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 39. 44. 45; Gesammelte Werke 5, 209. 215; Briefe an Körner S. 101; Briefe an Jacobi S. 72; Schillers Briefe 5, 382. 385. 386. 399. 410. 416. 432. 6, 8. 12; Goethes Briefe 13, 151. 198. 199. 214. 232. 14, 97; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 4, 132.

290, 11] Vgl. Ästhetische Versuche S. VI (Gesammelte Werke 4, 2).

292, 20. 32] Vgl. „Über epische und dramatische Dichtung" in Goethes Werken 29, 223 Hempel.

293, 19] Vgl. Ästhetische Versuche S. 63 (Gesammelte Werke 4, 59).

293, 21] Am 25. Mai schreibt Schiller an Körner über das Werk (Briefe 5, 386): „Ausserdem dass es mit den bekannten Fehlern des humboldtischen Stils behaftet ist, ist es für einen allgemeinen Gebrauch noch viel zu schulmässig steif geschrieben. Bei einem poetischen Geisteswerke muss auch die Kritik und das Raisonnement auf gewisse Weise zur Einbildungskraft sprechen, denn sonst entsteht, wie hier der Fall ist, ein nicht zu vermittelnder Sprung von dem Begriff und dem Gesetz zu dem einzelnen Fall und zur Anwendung auf den Dichter. Humboldten fehlt es an einer gewissen notwendigen Kühnheit des Ausdrucks für seine Ideen und in Rücksicht auf die ganze Traktation an der Kunst der Massen, die auch im lehrenden Vortrag so notwendig sind als in irgend einer Kunstdarstellung. Weil es ihm daran fehlt, so fasst der Verstand seine Resultate nicht leicht und noch weniger drücken sie sich der Imagination ein, man muss sie zerstreut zusammensuchen, ein Satz verdrängt den andern, man wird auf vielerlei zugleich geheftet und nichts fesselt die Aufmerksamkeit vollkommen." Vgl. ferner über Humboldts Stil Briefe an Körner S. 33; Schillers Briefe 4, 54; Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 221; Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit 2, 22.

295, 2] Vgl. oben 295, 25 und Schillers Briefe 5, 391. 399.

295, 3] Goethes Dankbrief ist vom 16. Juli datiert (Briefe 13, 214).

295, 7] Schiller schreibt über den vorliegenden Brief am 28. Juni an Goethe (Briefe 5, 399): „Da ich es nicht vor Augen hatte und mir diese Gedankenrichtung überhaupt jetzt etwas fremd und widerstrebend ist, so habe ich nur *in generalibus* bleiben können; Sie werden in Ihrem Briefe für das Weitere schon sorgen."

Erst im Sommer 1801 kehrten Humboldts, nachdem sie von Paris aus auch Spanien besucht hatten, nach Deutschland zurück und

nahmen nach einem kurzen Aufenthalt in Thüringen ihren Wohnsitz wieder in Berlin und Tegel. Der Augenblick, in dem Weimar besucht wurde, war ungünstig: Goethe war auf einer Badereise in Pyrmont, Schiller reiste wenige Tage nach Humboldts Ankunft Anfang August nach Dresden zum Besuche Körners ab, so dass man sich nur kurze Zeit sehen und sprechen konnte (vgl. Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 173; *Lettres à Schweighäuser* S. 45; Schillers Briefe 6, 296; Schillers Kalender erwähnt Humboldts nicht). Im Mai des darauffolgenden Jahres 1802 erhielt Humboldt seine Ernennung zum preussischen Residenten beim päpstlichen Stuhl als Nachfolger Uhdens; um diese handelt es sich in den ersten Sätzen des folgenden Fragments.

63.

295, 31] Der eigentliche Brief ist verloren; nur obige auf einem eigenen Blatte stehende Nachschrift hat sich erhalten.

295, 34] Am 28. Mai wurde Humboldts dritte Tochter Gabriele geboren; vgl. Humboldts Briefe vom 29. an Schlabrendorf (Im neuen Reich 1878 2, 881) und vom 30. an Schweighäuser (*Lettres* S. 57).

296, 5] Das Datum wird durch die vorhergehende Anmerkung sicher festgelegt.

Anfang September wurde dann die Reise nach Rom angetreten und unterwegs hielt man sich vom 19.—22. des Monats in Weimar auf (vgl. Schillers Kalender S. 131 und Goethes Tagebücher 3, 64). Es war Schillers und Humboldts letztes Wiedersehen. Wiederum war Schiller von Wehmut bewegt: „Ich werde ihn nicht ohne eine gewisse traurige Empfindung von uns hinwegscheiden sehen," schrieb er bereits am 9. September an Körner (Briefe 6, 416). Als Schillers letzter oben abgedruckter Brief vom 2. April 1805 in Humboldts Hände gelangte, war Schiller bereits nicht mehr unter den Lebenden. Wie herzlich nahe die Freunde sich bis zuletzt standen, zeigen am rührendsten gerade die Briefe aus Humboldts römischer Zeit.

64.

296, 21] „Heute habe die Braut vollendet" notiert Schiller unter dem 1. Februar im Kalender (S. 140): vgl. über das Stück noch oben 300, 3. 307, 30. 321, 21; Schillers Briefe 7, 8. 9. 10. 12. 13. 17; Charlotte von Schiller 2, 190. Nach der zuletzt zitierten Stelle sollte die Abschrift durch die nach Italien reisende Fürstin von Rudolstadt überbracht werden.

296, 28] Vgl. oben 193, 19.

297, 4] „Vier Tragödien des Aeschylos, übersetzt von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg“ erschienen Hamburg 1802; Schiller besass das Buch seit dem 4. November des Jahres (vgl. Euphorion 6, 144 Anm.); vgl. Schillers Briefe 6, 428. 432. 7, 2.

297, 9] Diese Übersetzung ist nicht erschienen.

297, 14] Vgl. auch oben 321, 36.

297, 28] Vgl. Goethes Brief vom 27.—29. Januar (Briefe 16, 172). — Diesen Satz zitiert Goethe am 24. März 1824 gegen den Kanzler Müller (Unterhaltungen [2] S. 144).

298, 21] Zu Schillers Adelung vgl. noch Briefe 6, 425. 426. 427. 430. 431. 432. „Der Adelsbrief aus Wien“ heisst es im Kalender unter dem 16. November 1802 (S. 134).

298, 27] Ich nehme mit Jonas (Schillers Briefe 7, 287) an, dass hiermit das in den Briefen 7, 21 unter einem wahrscheinlich falschen Datum gedruckte Schreiben an den Maler Reinhart gemeint ist und dass auch unser Brief bis zum 16. März liegen blieb, wie der Kalender (S. 141) ausweist. Ich bemerke noch, dass in der Handschrift die letzten beiden Absätze gegenüber dem drittletzten, dessen Datum auch nachträglich vorgeschrieben zu sein scheint, einen neuen Schreibansatz zeigen, also ganz gut noch später als am 3. geschrieben sein könnten. Nach einer Bemerkung Humboldts kam zudem der Brief am 5. April in Rom an und auch dies Datum stimmt gut zum 16. März, da die Briefe zwischen Rom und Weimar sechzehn Tage gingen (vgl. Goethes Briefe 16, 198). — Über Reinhart vgl. noch oben 317, 29; Schillers Briefe 7, 230; Charlotte von Schiller 2, 190; Schillers Kalender S. 280.

298, 28] Über Grass vgl. noch oben 322, 12. 335, 1. 34; Schillers Briefe 3, 142. 7, 220. 230; Charlotte von Schiller 2, 189. 190. 202. 206. 210. 3, 130; Schillers Kalender S. 247; Kaufmann im Archiv für Literaturgeschichte 5, 111.

298, 29] Über den als Professor der Ästhetik nach Jena berufenen Fernow vgl. oben 303, 15. 304, 29. 305, 14. 317, 16. 28; Schillers Briefe 7, 97. 230; Charlotte von Schiller 2, 189. 190.

65.

299, 3] Humboldt hatte in einem nicht erhaltenen Briefe Schiller gebeten ihm an Stelle des aus seinem Hause scheidenden Riemer einen neuen Hauslehrer für seine Kinder zu verschaffen: vgl. zu dieser Angelegenheit noch oben 302, 36. 305, 1. 317, 7; *Lettres à Schweighäuser* S. 72. 87; Briefe an Schiller S. 538.

299, 8] Niemeyers Brief vom 12. August ist gedruckt in den Briefen an Schiller S. 532.

299, 12] Vgl. über ihn auch Schillers Briefe 7, 97.

300, 3] Vgl. oben 307, 30 und Schillers Briefe 7, 62. 71. Cotta gab das für Humboldt bestimmte Exemplar dem nach Italien reisenden Schelling mit, dessen Reiseplan dann aber aufgegeben wurde; vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 493. 496.

300, 9] Über sie vgl. noch oben 314, 3; Schillers Briefe 7, 30. 35. 51. 53. 79; Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 203.

300, 24] Vgl. noch oben 319, 4.

300, 30] Schillers Urteil über Schelling erhellt aus den Briefen 5, 367. 413. 426. 443. 463. 474. 6, 151. 152. 262. 275. 332. 355. 7, 44.

300, 32] Vgl. auch oben 305, 15. 317, 35. Griesbach übrigens starb erst 1812; über seinen damaligen Gesundheitszustand vgl. den Brief seiner Frau an Lotte vom 17. August in den Briefen an Schiller S. 534.

301, 7] „Das Siegesfest"; vgl. Schillers Briefe 7, 44. 48. 58.

66.

302, 1] Über diese schreckliche Katastrophe vgl. noch Humboldts Briefe an Schweighäuser vom 24. August (*Lettres* S. 84) und an Riemer vom 25. Februar 1804 (Goethejahrbuch 8, 80) sowie die ausführlichen Berichte Karolinens in ihren Briefen an ihren Vater vom 2. (Gabriele von Bülow S. 40) und an Lotte Schiller vom 17. September (Charlotte von Schiller 2, 191; vgl. auch ebenda 1, 481); ferner oben 304, 6 und Schillers Briefe 7, 72. 75. 79.

302, 7] Vgl. über Kohlrausch noch oben 306, 10. 322, 9; Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 226; *Lettres à Schweighäuser* S. 84; Gabriele von Bülow S. 45; Charlotte von Schiller 2, 195; Schillers Briefe 7, 148.

303, 1] Vgl. auch *Lettres à Schweighäuser* S. 87.

303, 17] Es ist Zacharias Becker in Gotha gemeint, der dem dacherödenschen Hause befreundet war; vgl. Briefe an Schiller S. 538 und im allgemeinen Goedekes Grundriss ^{2} 5, 487.

67.

304, 5] Vom gleichen Tage Briefe an Goethe, Luise Brachmann und Körner (Briefe 7, 72. 73. 74).

305, 7] „Jetzt hat er keinen Sohn mehr als den Theodor, der mir keine Freude machen würde" heisst es in dem gleichzeitigen Schreiben an Körner (Briefe 7, 75); vgl. auch oben 317, 8. 318, 6.

305, 12] Vgl. unten zu 317, 17.

68.

305, 32] Vom gleichen Tage ein ungedruckter Brief an Brinkmann (im brinkmannschen Archiv).

306, 4] Vgl. Karolinens Brief Charlotte von Schiller 2, 198.

306, 36] „Einen schöneren Knaben erinnere ich mich nie gesehen zu haben; frage die Fürstin, wenn du sie siehst" ebenda 2, 200.

308, 8] Die Theorie der Tragödie betreffend schreibt Humboldt am 21. November 1808 an Jacobi (S. 78): „Ich weiss nicht, mein Bester, ob Sie sich der Vorrede zu Schillers Braut von Messina erinnern; sie entwickelt, wie es mir scheint, das, was in diesen Ideen wahr sein kann, vortrefflich und gehört auch für den Stil zu dem Schönsten, was Schiller je geschrieben hat."

309, 2] Urteile Humboldts über die „Jungfrau von Orléans" finden sich Briefe an Jacobi S. 78; *Lettres à Schweighäuser* S. 48; Im neuen Reich 1878 2, 878.

309, 27] Vgl. Sämmtliche Schriften 14, 8.

310, 13] „*Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi*" Horaz, Episteln 1, 2, 14.

311, 25] Vgl. Sämmtliche Schriften 14, 12.

313, 24] Vgl. ebenda 14, 6.

315, 4] Hermann und Dorothea 6, 310.

315, 15] Gemeint ist natürlich Napoleon, damals erster Konsul.

315, 24] Vgl. zu diesen Anschauungen meine Anmerkung zu den Sechs ungedruckten Aufsätzen 61, 18 (S. XXXVII).

317, 17] Riemer, einst durch Wolf an Humboldt empfohlen, kehrte im Juli 1803 nach Deutschland zurück, im September nahm ihn Goethe als Lehrer seines August ins Haus. An den letzteren schreibt Humboldt am 25. Februar 1804 (Briefwechsel S. 207): „Dass Riemer das Glück hat in Ihrem Hause zu sein und dass Sie mit ihm zufrieden sind, ist mir überaus lieb. Er ist bei Kindern in vieler Rücksicht trefflich und es hat mich sehr geschmerzt, dass er nicht hier bleiben konnte"; vgl. auch Charlotte von Schiller 2, 200 und Riemer, Briefe von und an Goethe S. 239.

317, 29] Es ist dies der in Karolinens von Wolzogen Literarischem Nachlass[2] 2, 475 gedruckte Brief des Malers Reinhart. Hases Vermutungen (S. 471 Anm.) gehen vollständig in der Irre. Ariccia war auf Reinharts Empfehlung (vgl. Charlotte von Schiller 2, 192) auch Humboldts Villeggiatur im Sommer des Jahres gewesen; von dort ist der Brief nach Rom an Humboldt geschrieben. Der S. 477 erwähnte Prinz ist der Prinz von Mecklenburg-Strelitz, der Bruder der Königin Luise, der damals in Rom war; vgl. Gabriele von Bülow S. 41 und Charlotte von Schiller 2, 193.

69.

318, 17] Vom gleichen Tage Briefe an Grass, Paulus, Reinhart und Niethammer (Briefe 7, 222. 225. 230. 231).

318, 19] Die nach Italien reisenden Herren von Herda nahmen den Brief mit: vgl. Schillers Briefe 7, 230; Schillers Kalender S. 190; Charlotte von Schiller 2, 201; Boxberger im Archiv für Literaturgeschichte 15, 297 Anm. 5.

319, 26] Über Schillers Reise und Berufung nach Berlin vgl. noch oben 320, 24; Schillers Briefe 7, 142. 143. 146. 150. 155. 157. 159. 164; Schüddekopf im Goethejahrbuch 20, 94.

319, 31] Gemeint ist „Demetrius".

319, 34] Vgl. Schillers Briefe 7, 199. 202. 205. 206. 209. 213. 219.

320, 1] „Die Huldigung der Künste"; vgl. ebenda 7, 184. 187. 189. 193. 218. 233.

320, 4] Vgl. besonders ebenda 7, 193.

320, 16. 18] „Rameaus Neffe, ein Dialog von Diderot", Leipzig 1805; „Winckelmann und sein Jahrhundert", Tübingen 1805; vgl. auch Goethejahrbuch 8, 71.

320, 20] Goethes Rezensionen verzeichnet Goedekes Grundriss [2] 4, 696.

321, 27] Über ihre Anwesenheit in Weimar vgl. Schillers Briefe 7, 97. 102. 103. 104. 107. 108. 109. 112. 124. 126. 128.

321, 34] Vgl. Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 227.

322, 6] Im Frühjahr 1804 reiste Karoline von Humboldt in Begleitung Kohlrauschs nach Deutschland und kehrte über Paris nach fast einjähriger Abwesenheit nach Rom zurück. Über ihren Besuch in Weimar vgl. Schillers Briefe 7, 148. 176; Gabriele von Bülow S. 47; Briefe Riemers an die Familie Frommann S. 44. 46.

322, 11] Er ist gedruckt in den Briefen 7, 222.

Zum Anhang.

Die Nachricht von Schillers unerwartetem Tode, der am 9. Mai 1805 erfolgt war, erhielt Humboldt, noch ehe ihm des Verstorbenen letzter Brief zu Handen gekommen war, Ende Mai durch einen Brief des römischen, jetzt in Jena lebenden Freundes Fernow, der gleichfalls ein begeisterter Verehrer Schillers war. Humboldt war aufs tiefste erschüttert; das Bewusstsein eines unersetzlichen Verlustes, das wie ein Grundakkord durch alle brieflichen Äusserungen über Schiller hindurchklingt, in denen Humboldt den deutschen Freunden gegenüber im weiteren Verlauf seiner römischen Jahre seiner gedachte, kommt nirgends so erhaben und weihevoll zum Ausdruck als in dem oben abgedruckten Briefe an Körner vom 8. Juni 1805, dessen erste öffentliche Mitteilung an einer versteckten Stelle (Minerva 1856 2, 275; vgl. auch Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen S. 225. 231. 232) ihn bisher der allgemeineren Aufmerksamkeit fast durchgängig entzogen hat.

325, 2] Vom gleichen Tage Briefe an Wolf (ungedruckt, im tegeler Archiv) und Schweighäuser (*Lettres* S. 104).

325, 11] Vgl. die ähnlichen Worte Schillers in seinem letzten Briefe (oben 319, 6).

326, 5] Über diese „Ansicht meines Aufenthalts hier" vgl. ferner Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 217; Goethejahrbuch 8, 72; Gesammelte Werke 5, 262; Varnhagen, Vermischte Schriften ^{3} 2, 241; Karoline von Wolzogen, Literarischer Nachlass ^{2} 2, 11; vor allem aber das Gedicht „Rom" (Gesammelte Werke 1, 343).

326, 12] „Sahst eine Welt hier entstehn, sahst dann eine Welt hier in Trümmern" Römische Elegieen Vers 341.

326, 20] „Der Grieche behandelte alles symbolisch, und indem er alles, was seinem Kreise naht, in ein Symbol umschafft, wird er selbst zum Symbol der Menschheit und zwar in ihrer zartesten, reinsten und vollkommensten Gestalt" Sechs ungedruckte Aufsätze S. 206.

327, 17] Über die Vollendung des „Agamemnon", der jedoch erst 1816 im Druck erschien, vgl. Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 228; Goethejahrbuch 8, 72; *Lettres à Schweighäuser* S. 106. 115; Riemer, Briefe von und an Goethe S. 240.

327, 29] Vgl. über dies nicht fertig gewordene Buch *Lettres à Schweighäuser* S. 95. 103. 121; Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 188; Goethejahrbuch 8, 72; Farinelli, *Guillaume de Humboldt et l'Espagne* S. 166.

Ich schliesse hier die weiteren Stellen an, in denen Humboldt in Briefen an seine deutschen Freunde Schillers und seines Todes gedenkt.

An Riemer, 30. Mai 1805 (Goethejahrbuch 8, 82): „Schillers Tod hat mich unendlich niedergeschlagen. Ich bin eigentlich mit niemand je so innig und lang umgegangen und habe mich mit niemand auch abwesend so ununterbrochen beschäftigt." — An Goethe, 5. Juni 1805 (Briefwechsel S. 225): „Ich freute mich kaum Ihres Briefes, mein inniggeliebter Freund, als ich durch Fernow die schreckliche Nachricht von Schillers Tode empfing. Nichts hat mich je gleich stark erschüttert. Es ist das erste Mal, dass ich einen erprüften Freund, mit dem sich durch Jahre des Zusammenseins Gedanken und Empfindungen innig vermischt hatten, verliere, und ich fühle jetzt die Trennung, die Entfernung, in der wir in den letzten Jahren lebten, noch schrecklicher. Seinen letzten Brief schrieb er mir im September 1803 über meines Wilhelms Tod. Er war über meinen Schmerz sehr bewegt; aber was er darin wünscht und hofft, ist in Erfüllung gegangen. Er ist hingeschieden, ohne selbst einen von denen, die ihm zunächst lieb waren, verloren zu haben. Seine schwächliche Konstitution, sagt er, lasse es ihn hoffen. Wäre er selbst nur uns nicht so früh entrissen worden! Jetzt denke ich oft, er hätte die letzten Jahre seines Lebens hier zubringen sollen. Rom würde einen grossen Eindruck auf ihn gemacht haben, er hätte das mit sich hinübergenommen. Er hätte sich auch vielleicht länger erhalten, der strenge Winter scheint ihm doch verderblich gewesen zu sein, vielleicht auch die ewige Anstrengung, die nachgelassen oder doch milder gewirkt hätte, wenn er seinen äusseren Sinn durch grosse Umgebungen getragen, seine Einbildungskraft durch eine ihrer würdigere Natur um sich her unterstützt gefühlt hätte. Wie einsam Sie sich fühlen müssen, kann ich mir denken und doch beneide ich Sie unendlich. Sie können doch sich noch den Ton der Worte seiner letzten Tage zurückrufen; mir ist er wie ein Schatten entflohen und ich muss alles, was ihn mir lebhaft zurückruft, aus einer dunkeln Ferne mühsam herbeiholen. Wie oft ist es mir ein-

gefallen, dass der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreisst, was ihn beglückt, und mutwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewissheit des menschlichen Schicksals den Menschen so lebendig vor Augen stünde, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschliessen die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte. ... Sagen Sie mir doch bald, ob sich unter Schillers Papieren noch etwas uns Unbekanntes gefunden hat. Ich glaube es zwar nicht, es war nicht seine Art etwas lang liegen zu lassen. Es schmerzt mich jetzt, dass er in den letzten Jahren so wenig Prosaisches geschrieben hat. Der Schriftsteller spricht in der Prosa mehr unmittelbar sich selbst aus und nach ihm, nach einem Laute seines Wesens sehne ich mich. Wie aber in Leben und Kunst alles so ewig unvollendet bleibt! Jedes Schauspiel Schillers ist eigentlich ein neuer Versuch; er ging immer von der Liebe zur Kunst, immer von dem Wunsche ihr eine neue Seite abzugewinnen aus und kaum möchte ich sagen, dass die grosse Reihe seiner dramatischen Produktionen ein Resultat darüber vollendet hätte. In jedem ist ein sichtbarer Fortschritt, wenigstens gewiss immer einer, durch den man dem Ziel, das er sich vorsteckte, näher kommt; hätte er gelebt, er hätte endlich gewiss klar gesehen und sich bis zum Gipfel hinausgearbeitet; nach ihm wer kann auf dieser Bahn weitergehen? in wem ist diese Verbindung kritischer und intellektueller Kraft? Es wäre schrecklich, wenn die deutsche Poesie ihren Zenith schon wieder erreicht haben sollte, da beinahe wir sie entstehen sahen; und doch ist es gewiss so. Erhalten Sie sich jetzt uns, mein Teurer! Verlieren wir auch Sie einmal, so ist überall Nacht und Verwirrung. ... Oft dachte ich da noch auf meinen einsamen Spaziergängen in den Wäldern um den albaner und nemier See einmal dort mit Schiller und Ihnen zu gehen, da Sie mir doch beide nicht ganz die Hoffnung abgeschnitten hatten. Das eine ist nicht mehr möglich; machen Sie, mein Lieber, das andre wahr. Dass der arme Schiller auch Ihren Faust nun nie vollendet sieht! Wohin ich denke, sehe ich abgerissene Fäden, die nichts wieder anknüpft.“ — An Wolf, 8. Juni 1805 (ungedruckt, im tegeler Archiv): „Schillers Tod hat mich hart betroffen; einer geht nach dem andern hin; ein freundliches Schicksal möge Sie lange erhalten!“ — An Wolf, 20. Juli 1805 (Gesammelte Werke 5, 263): „Sie schreiben mir viel von Goethe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen oder nach seinem Tode in Weimar waren. Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, dass ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellektuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtung und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochen edlem und sanftem Ernst, von so parteilos gerechter Be-

urteilung wird ebenso wenig in langer Zeit wieder aufstehen als eine solche Kunst im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern sahen, teurer Freund, fühlen das gewiss gleich stark mit mir.“ — An Goethe, 12. April 1806 (Goethejahrbuch 8, 73): „Was Sie über Schiller sagen, habe ich tief gefühlt. Auch mir ist sein Tod wie etwas vorgekommen, was mich vom Leben mehr abreisst, mich wenigstens fremdartiger gegen die übrige Welt stellt. Seine Lehre — denn es war Eigenheit seines Geistes eine zu haben und auszusprechen — stand eigentlich im Widerspruch mit der Welt, wurde bald übersehen, bald verkannt. Aber solang er lebte, war sie, wenigstens für uns, seine Freunde, das eigentlich Geltende. Jetzt, da er dahin ist, haben die andern die Übermacht. Alles gäbe ich drum, wenn er Rom gesehen hätte.“ — An Schweighäuser, 6. April 1808 (*Lettres* S. 161): „*Moi aussi, j'aurais désiré, que Schiller eût pu lire mes stances, bien que je doute, que, lui vivant, elles eussent jamais paru. Son souvenir, la pensée, que j'ai fait avec lui une perte irréparable, m'ont profondément ému et inspiré pendant mon travail. Il me semblait, que je devais à sa mémoire de parler d'une façon digne de nos longues relations, digne de notre manière de sentir à l'un et à l'autre. En vérité je puis dire, que j'ai perdu en lui l'ami, à qui j'ai dû toutes les impulsions extérieures, que j'ai reçues, et que je reste absolument isolé. Goethe et un certain Körner de Dresde sont les seuls, qui aient partagé au même degré mon intimité avec Schiller. Et ce n'est pas seulement la distance, qui nous sépare aujourd'hui: Goethe, replié sur lui-même, n'est guère expansif dans ses rapports; Körner a toujours été plus propre à recevoir qu'à donner l'impulsion.*“ Nach dem oben abgedruckten Briefe an Körner und der darin ausgesprochenen Absicht einer Widmung eines „in freien Bruchstücken“ abgefassten halb philosophischen, halb poetischen Werks an Schiller dürfen wir annehmen, dass der Inhalt der römischen Stanzen, die jetzt Karoline von Wolzogen zugeeignet sind, wenn auch vielleicht in etwas andersgearteter Formung, eins dieser Bruchstücke bilden sollte.

Der Gedanke etwas Ausführlicheres speziell über Schiller und sein Verhältniss zu ihm zu schreiben, den Humboldt 1805 gänzlich ablehnte und auf eine etwaige spätere Gelegenheit verschoben wissen wollte, trat ihm nach wenigen Jahren aufs neue nahe. Schillers Wittwe bereitete 1810 im Verein mit Körner die erste Gesammtausgabe von Schillers Werken vor, für die als Einleitung eine Charakteristik Schillers in Aussicht genommen war (vgl. Charlotte von Schiller 3, 56). Nachdem Goethe einen derartigen Aufsatz beizusteuern abgelehnt hatte (vgl. ebenda 2, 207. 3, 57. 58), wante sich Körner mit der gleichen Bitte an Humboldt, erhielt aber auch dort eine Absage. Humboldts ausführliches Schreiben vom 26. Januar 1811

(Briefe S. 118) enthält wichtige und tiefgreifende Urteile über Schillers Persönlichkeit, weshalb es auch an dieser Stelle seinen Platz finden muss. „Ihr Anerbieten, liebster Freund, Ihnen wenigstens, wenn auch nur in Form eines Briefes, einige Gedanken über Schiller mitzuteilen schlage ich nicht aus und nehme es nicht an. Der Gedanke spricht mich sehr freundlich an, aber je kürzer etwas der Art ist, desto mehr muss es von der Stimmung des Augenblicks abhängen. Warten Sie also nicht und erlauben Sie mir nichts zu versprechen; man hält alsdann manchmal weit eher. Auch ohne die herzliche und tiefe Liebe, die ich zu Schiller hegte, kann ich nie ohne grosse Erschütterung an die Zeit meines Lebens mit ihm denken, ja ich gestehe es offenherzig, nicht ohne Scham. Mein ganzes Leben seitdem kommt mir leerer, unbedeutender und weniger befriedigend vor und doch habe ich nicht umhin gekonnt in dieser langen Zeit Entwicklungen in mir selbst zu erfahren, die mich minder deutlich fühlen lassen, dass ich auch jene Zeit hätte anders aufnehmen und anders bearbeiten können. Ich habe mir überhaupt oft gedacht, dass es sehr gut wäre, wenn man seinen Tod drei, vier Jahre vorher wüsste. Solange man das Leben als eine unbestimmte Grösse ansieht, kann man nicht anders, selbst im höchsten Alter, als es wie ein *Continuum* zu behandeln, sehr vieles zu tun, was nur auf das Leben selbst, nicht auf seine höheren Zwecke Bezug hat, auch für dieses vieles zu beginnen, oft zu wechseln wie der Strom, der dem Meere zugeht, immer fortzufliessen und natürlich da oft, sehr oft sich etwas zu verlaufen. Ganz anders aber wäre es, wenn man das Leben als eine geschlossene Grösse betrachtete. Alles Unnütze würde weggeschnitten, die Spannung wäre grösser, weil sie kürzer wäre, die Welle strömte in sich zurück und man wüsste, was man gewesen wäre und werden könnte. Sie wundern sich vielleicht, wie ich diese Betrachtung gerade an Schiller anknüpfe. Aber es geschieht nur, weil es gerade Schillers Eigentümlichkeit mehr als jedes andern Menschen war sein Streben und sein Leben als etwas Unendliches zu betrachten, in dem es ihm genug war, wenn jedes seiner einzelnen Werke einen bedeutenden Moment bezeichnete, ohne dass er je, das erste innere täuschende Feuer zur Arbeit ausgenommen, nur dachte, dass irgend eins das höchste Resultat dessen wäre, was er der Kunst gegenüber hervorbringen konnte. Es lag dies unmittelbar in der höheren Ansicht, die Schiller von allem geistigen Wirken hatte. Jedes erschien ihm immer in seiner ganzen Unermesslichkeit, alle in ihren vielfachen Verbindungen oder vielmehr in ihrer unzertrennlichen Einheit. Nie hat jemand die Menschheit höher und nie immer so ganz in der Flüchtigkeit ihrer ewig wechselnden Erscheinung aufgenommen. Dies rastlose geistige Fortbewegen eignete ihn auch so vorzugsweise der

Poesie und in ihr der dramatischen; es war eigentlich seine Eigentümlichkeit; in Gang, Miene, Gespräch, in allem drückte es sich aus. Selbst die Kenntniss der Wirklichkeit und der Natur schöpfte er nicht aus der Anschauung, sondern schuf sie mehr durch seine eigene Phantasie; sie hatte daher auch oft eine andre Farbe, schien minder treu, als sie es war. Bewunderungswürdig war dann zugleich an ihm die Ruhe und Milde. Niemand kann weniger zerstreut, weniger unstät, mit mehr Liebe bei einem Gegenstande bis zur Erschöpfung verweilen, mehr frei von der abgebrochenen Heftigkeit sein, welche andre Nationen, da nur die Deutschen die eigentliche Leidenschaft kennen, Leidenschaften zu nennen pflegen. Darin lag seine unendliche, sich immer gleiche Liebenswürdigkeit, die, wenn sie mit der Grösse zusammenschmolz, ihn, da kein Mensch sich immer gleich sein kann, manchmal im Gespräch so werden liess, wie ich nie einen andern gesehen habe und mir keinen andern, wenigstens nicht höher, denken kann. Es ist wirklich unbegreiflich, wie unendlich kleiner immer alle andern, die man sonst noch so sehr liebt und ehrt, mir hierin gegen ihn vorkommen, wie beschäftigt mit ihrem Ich, wie beschränkt auf eine einzelne Sphäre, wie befangen an irgend einer Seite, wie wenig begeistert durch das augenblickliche Gespräch und dadurch fruchtbar an neuem Stoff, wie nur immer mit dem Herumdrehen des Alten beschäftigt. Alles das lässt sich vor dem Publikum nicht sagen und darum verdrösse es mich von ihm zu reden. Schiller hatte eine Superiorität, die, obgleich niemand so billig und gerecht war als er, obgleich vor keinem Richterstuhl niemand so sehr sein volles Recht empfing, doch eigentlich alle, die eine Empfindlichkeit dieser Art haben, aufregen musste. Er konnte alle und richtig und allseitig beurteilen, ihn eigentlich keiner ganz, weil er auf einer ungleich weniger niedrigen Bahn wandelte, weil man ihn aus jedem einzelnen Kreise hätte verdrängen können und er noch immer im Durchschauen aller gleich gross geblieben wäre, weil sein gewöhnliches Leben vom Moment seines Erwachens bis zum Abend so war, dass er alles Gewöhnliche, womit sich doch auch die Besten viel und gern und angelegentlich beschäftigen, wie Staub unter sich liess und zwar nicht so, dass er irgend eine Beschäftigung, ein Vergnügen, wenn es sich darbot, abgewiesen hätte, immer nur dadurch, dass er jedes anders behandelte. Was andern, auch den Hervorstechendsten, begegnet, dass sie zwischen den besseren Momenten Lücken haben und sie auf heterogene oder mechanische Beschäftigungen verfallen, war ihm immer fremd. Es ging in buchstäblichem Verstande kein Moment für seine geistige Tätigkeit verloren; auch hat dies natürlich ihn früher aufreiben müssen. Auf diese Weise wird Schiller mir immer die merkwürdigste Erscheinung im Leben bleiben und seine eigenen

Briefe an mich geben mir in vielen Stellen das kaum erfreuliche Zeugniss, dass ich mich nicht leicht in Enthusiasmus über die einfache Gestalt der Dinge hinaus hinreissen lasse. Aber wie will, wie kann man ihn so darstellen? Und wie man es anders tut, giebt man der Kritik Blössen. Man kann ihn nur retten, wenn man ihn in seiner ganzen, durchaus nicht abzuläugnenden Grösse zeigt. Die Wolzogen und ich haben oft gesagt, man müsste Schilderungen der Menschen, mit denen man gelebt hat, für sich machen und hinterlassen; und nur so kann man wirklich über Personen reden, die man tief gefühlt hat. Der selbsterlittene Tod muss erst alles versöhnt haben, um Wahrheit als Wahrheit gelten zu lassen. Wenn die Zerstreutheit des Lebens Zeit und Stimmung dazu vergönnte, wäre nichts so hübsch als solche Erfahrungen niederzulegen und immer wieder umzuschreiben, bis der letzte Moment, in dem alles erstarrt, auch das zuletzt Geschriebene fixierte und andern zu weiterem Gebrauch übergäbe. Das, mein bester Freund, ist meine Ansicht von der Sache. Herzlich aber freut es mich, dass dieser Gegenstand, der uns beide näher angeht als sonst irgend jemand auf Erden, uns wieder zusammengeführt hat. Ihr Leben Schillers sähe ich sehr gern vor dem Druck, aber ich fühle, dass Sie eine Handschrift nicht so weit schicken können." So übernahm denn Körner in dem 1812 erscheinenden ersten Bande der neuen Ausgabe selbst das Amt des Vorredners mit seiner knappen, aber sehr zuverlässigen Skizze „Nachrichten von Schillers Leben" (wiederabgedruckt in den Gesammelten Schriften S. 167).

Als Goethe sich im Sommer 1823 mit der Durchsicht seines Briefwechsels mit Schiller für eine künftige Herausgabe beschäftigte, forderte er auch Humboldt, der ihm soeben für den Winter einen Besuch in Aussicht gestellt hatte, auf die in seinem Besitz befindlichen Briefe Schillers hervorzusuchen und zu gemeinsamer Lektüre nach Weimar mitzubringen (vgl. Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 271. 273. 275). Als dann Humboldt im November des Jahres nach Weimar kam, liess er Schillers Briefe an ihn bei Goethe zurück mit dem Auftrag sie nach beendigtem Studium Schillers Wittwe zu übergeben, die ihn darum gebeten hatte (vgl. Karoline von Wolzogen, Literarischer Nachlass[2] 1, 426. 428 und Eckermann, Gespräche mit Goethe 1, 62). So kamen nach Lotte Schillers Tode im Jahre 1826 diese Briefe an Schillers Söhne, von denen sich besonders Ernst für die literarische Hinterlassenschaft seines Vaters lebhaft und tätig interessierte. Ende des Jahres bereits wurde zwischen Ernst und der cottaschen Verlagshandlung der Kontrakt über eine neue Ausgabe der schillerschen Werke abgeschlossen, der zwei Supplemente beigegeben werden sollten, eine Biographie Schillers von Karoline von Wolzogen und sein Briefwechsel

mit Humboldt (vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 577. 578. 586 und Schillers Sohn Ernst S. 30). Beide Werke erschienen jedoch erst 1830 und zwar nicht als Supplemente, sondern als gesonderte Publikationen. Obwohl Humboldt zuerst in einen Sonderdruck seines Briefwechsels nicht willigen wollte (vgl. Schillers Sohn Ernst S. 344), gab er doch schliesslich seine Zustimmung, nachdem er selbst eingehend die ihm notwendig scheinenden Streichungen angeordnet und auch Rat und Hülfe des alten Freundes Körner für alle dabei sich ergebenden Zweifel sich erbeten hatte. Der folgende Briefwechsel, der wesentlich von dieser Herausgabe handelt, ist bis auf eine Nummer lückenlos erhalten: zwischen Nr. 2 und 3 fehlt ein Brief Humboldts, über dessen Inhalt nichts Näheres zu erschliessen ist.

1.

328, 7] Über die Durchsicht der Briefe und die Herstellung des Druckmanuskripts vgl. noch Briefe an Welcker S. 154; Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 287; Karoline von Wolzogen, Literarischer Nachlass[2] 2, 55. 58; Gabriele von Bülow S. 290; Schillers Sohn Ernst S. 304. 307. 308. 310. 344. 346. 351. 352. 353. 359; Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein 6, 922.

328, 29] Über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe schreibt Humboldt im Februar 1829 an Karoline von Wolzogen (Literarischer Nachlass[2] 2, 40): „Ich gehöre sogar zu denen, die nicht einmal die wirklich bedeutungslosen Billette . . . . wegwünschen können."

329, 18] Vgl. oben 315, 33. 291, 26. „Ästhetische Briefe" ist natürlich Schreibfehler für „Ästhetische Versuche".

2.

330, 10] Vgl. oben 58, 5. 83, 5.

330, 38] Ich vermag die Stelle oben im Texte nicht genau anzugeben.

330, 40] Vgl. oben 99, 35; der Sinn ist deutlich.

331, 1] Vgl. oben zu 83, 7.

3.

331, 12] Vgl. oben 125, 34.

4.

—

5.

332, 11] Es ist der Brief vom 27. September 1795 (Briefwechsel 3, 294).

332, 21] Vgl. oben 176, 11.

332, 30] Hier erhalten wir eine urkundliche und durchaus glaubwürdige Bestätigung für die Annahme, dass die „Theosophie des Julius“ aus Schillers stuttgarter Akademiejahren stammt und nur leise überarbeitet in die „Philosophischen Briefe“ aufgenommen wurde; vgl. Minor in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1885 S. 970 und Schiller 1, 236. 565. Kuno Fischers gegenteilige Ansicht (Schiller als Philosoph S. 58), der sich neuerdings auch Harnack (Schiller S. 134) anschliesst, dürfte damit endgültig widerlegt sein.

6.

333, 13] Vgl. Nachrichten von Schillers Leben S. IX. XI (Gesammelte Schriften S. 174. 175).

7.

333, 37] Körner hat wohl den Abdruck im „Morgenblatt“ von 1807 im Sinne; vgl. Goedekes Grundriss ^{2} 5, 100.

333, 41] Sie sind gedruckt bei Karoline von Wolzogen, Schillers Leben S. 182. 213 Neudruck.

8.

334, 9] Vgl. oben 244, 25; „entleiden“ in demselben Sinne steht auch Sämmtliche Schriften 9, 82; vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch 3, 572.

334, 12] Vgl. oben 261, 8; Grimm, Deutsches Wörterbuch 1, 180 belegt das Neutrum nicht, dagegen ein Femininum „Aderlässe“, ebenfalls aus Schiller (Sämmtliche Schriften 9, 377).

334, 19] Am 26. März 1829 war Karoline von Humboldt gestorben.

9.

334, 29] Vgl. oben 318, 17. 320, 1.

334, 33] Vgl. oben 271, 31.

334, 36] Vgl. über diese Rezension (Evangelische Kirchenzeitung 6, 73. 81. 89) die treffenden Bemerkungen Hayms in den Briefen an Nicolovius S. 86.

334, 38] Vgl. oben 255, 21.

335, 1] Vgl. oben zu 298, 28.

335, 6] Vgl. oben 333, 10. 30. 335, 39. 339, 1. 35. Am 10. April 1830 schreibt Humboldt an Karoline von Wolzogen (Literarischer Nachlass[2] 2, 59): „Sie werden bei den Briefen auch einige an Körner finden. Mehr von dem sehr guten und wackern, aber überbedächtigen Manne zu erhalten war mir nicht möglich. Da er aber selbst eine sehr abgebrochene Manier im Schreiben hat, so mögen auch Schillers Briefe an ihn sehr so gewesen sein und das eignet sich allerdings nicht recht zum Druck." Eine projektierte Vorrede Körners zu dieser Auswahl ist in Humboldts Briefen an Körner S. 184 gedruckt. Der im Goethejahrbuch 8, 318 aufgeführte Brief Körners vom 3. Januar 1824 ist zweifelsohne an Karoline von Wolzogen gerichtet.

335, 10] „*Le Globe*" vom 20. und 23. Februar, 3., 21. und 28. März 1830 enthält einen längeren Artikel über „*Kant dans les dernières années de sa vie*" im Anschluss an die von Hasse und Wasianski herausgegebenen Erinnerungen (vgl. Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie 4[4], 40 Anm.). Dort heisst es in der Nummer vom 23. Februar: „*Jamais de bière, ni à dîner ni ailleurs. Il était ennemi déclaré de cette boisson; quand quelqu'un était incommodé, sa question ordinaire était: ne boit-il pas de la bière le soir? Ou même, quand quelqu'un mourait avant l'âge, il disait: c'était probablement un buveur de bière. Enfin la bière lui paraissait un vrai poison comme le café au médecin de Voltaire.*"

10.

336, 3] Vgl. Schillers Briefe 1, 358.

336, 13. 19] Vgl. ebenda 1, 384. 438; der Sinn beider Stellen ist deutlich.

11.

336, 40] Vgl. oben 224, 27.

12.

337, 16] Am 6. März schrieb Humboldt noch an Karoline von Wolzogen (Literarischer Nachlass[2] 2, 55): „Ob ich die Stim-

mung haben werde ein Vorwort dazu zu machen, weiss ich noch nicht; im Grunde spreche ich mich auch so weitläufig über Schiller in den Briefen selbst aus, dass ich mich nur wiederholen könnte." Dann entschloss er sich aber doch dazu die Gelegenheit zu benutzen seine Ansicht über Schiller zu sagen und „zu zeigen, wie Schiller eine ganz einzige Erscheinung in seinem Jahrhundert war" (ebenda 2, 61); denn „es ist wirklich unverzeihlich, wie Schiller gegenwärtig durchaus nicht nach Verdienst gewürdigt, ja beinahe übersehen wird" (Briefe an Welcker S. 154); vgl. noch Briefe an eine Freundin 2, 163 und Distel, Aus Wilhelm von Humboldts letzten Lebensjahren S. 30. Karoline von Wolzogen bezeichnete die Vorerinnerung Ernst Schiller gegenüber als „herrlich" (Schillers Sohn Ernst S. 368); Körner schrieb an sie am 4. Dezember 1830 (Literarischer Nachlass[2] 2, 365): „Die humboldtsche Einleitung zu seinem Briefwechsel hat mich auch sehr gefreut. Die Bemerkungen sind geistvoll, der Stil ist klarer als in manchen andern humboldtschen Schriften, das Charakteristische von Schiller ist mit grosser Tiefe aufgefasst und eine Freundschaft höherer Art weht durch das Ganze". Über die Wirkung des Briefwechsels im allgemeinen vgl. ebenda 2, 70 und besonders Briefe an eine Freundin 2, 174.

338, 6] Das Datum fehlt in der Handschrift, die Ergänzung ist nicht sicher.

13.

338, 11] Vgl. oben 7, 14. 26, 9. 18, 12. 34, 10. 35, 26. 38, 4.

338, 16] Vgl. oben 18, 22. 32. 21, 1.

338, 20] Vgl. oben 23, 30.

338, 23] „Gewissensskrupel" in der Distichenreihe „Die Philosophen".

338, 27] Vgl. die geänderte Stelle 29, 13.

339, 5] Nämlich von ihrer Biographie Schillers. Zu Humboldts Urteil über diese vgl. Karoline von Wolzogen, Literarischer Nachlass[2] 2, 64. 68. 69. 75; Briefe an eine Freundin 2, 127; Gabriele von Bülow S. 289.

14.

339, 31] Vgl. oben S. 344.

339, 41] Diese neuerliche Lektüre von Goethes „Italienischer Reise" wurde die Veranlassung ein Zitat daraus noch nachträglich in die Vorerinnerung einzufügen, das in der Handschrift fehlt; vgl. oben S. 345 und die Anmerkung zu 28, 2.

340, 4] Vom gleichen Tage ein Brief an Bopp (Lefmann, Franz Bopp Nachtrag S. 72).

15.

340, 29] Hier wird eine Verwechslung mit Goethes Sohn vorliegen, der im Mai 1830 sich auf seiner Reise nach Rom in Mailand aufhielt; vgl. Eckermann, Gespräche mit Goethe 2, 142 und Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller [2] S. 236.

Übersichtstafel

über die gesammte Korrespondenz zwischen Schiller und Humboldt[1]).

---

[1]) Quellen dieser Übersicht sind ausser dem oben abgedruckten Material die gleichzeitigen Briefwechsel beider Männer mit andern Adressaten und die sorgfältigen Notizen Schillers in seinem Kalender (vgl. Müllers Zusammenstellung dort S. 256).

Schiller	Humboldt
	1790.
	Berlin, 19. März: oben Nr. 1.
	1791.
	—
	1792.
	Erfurt, 8. Mai: oben Nr. 2.
	Auleben, 12. Oktober: oben Nr. 3.
Jena, vor 26. Oktober (Humboldt an Brinkmann oben S. 354): nicht erhalten (über den Inhalt oben S. 354).	
	Auleben, 9. November: oben Nr. 4.
	Auleben, 7. Dezember: oben Nr. 5.
Jena, kurz nach Weihnachten (Humboldt an Brinkmann 8. Februar 1793): nicht erhalten (über den Inhalt oben 50, 17).	
	1793.
	Auleben, 14. Januar: oben Nr. 6.
	Auleben, 18. Januar: oben Nr. 7.
Jena, vor 8. Februar (Humboldt an Brinkmann von diesem Tage): nicht erhalten (Billigung der oben in Nr. 7 enthaltenen Vorschläge).	
	1794.
	Jena, vor 16. September (Schillers Briefe 4, 18): nicht erhalten (Gesundheitliches).
	Jena, 22. September: oben Nr. 8 (fragmentarisch).

Schiller	Humboldt
1795.	
Jena, 6. Juli (oben 57, 22): nicht erhalten (über den Inhalt oben 58, 5. 59, 34. 61, 29).	
	Tegel, vor 17. Juli, zwei Briefe (oben 57, 27): nicht erhalten.
	Tegel, 17. Juli: oben Nr. 10 (fragmentarisch).
Jena, 20. Juli (Kalender S. 1): nicht erhalten (über den Inhalt oben 65, 4. 23. 67, 16. 23. 36. 68, 29. 69, 4).	
	Tegel, 28. Juli: oben Nr. 11.
Jena, 3. August (Kalender S. 2): nicht erhalten (über den Inhalt oben 71, 23. 76, 17. 77, 4).	
	Tegel, 4. August: oben Nr. 12.
Jena, 7. August (Kalender S. 2): nicht erhalten (erste Lieferung des Manuskripts zum Almanach; oben 71, 12).	
Jena, 9. August: oben Nr. 13.	
Jena, 14. August (Kalender S. 2): nicht erhalten (Gedichtsendung; über den sonstigen Inhalt oben 96, 3. 97, 9. 18. 98, 2. 33. 99, 1. 14. 31).	
	Tegel, 15. August: oben Nr. 14.
	Tegel, 18. August: oben Nr. 15 (fragmentarisch).
Jena, 21. August: oben Nr. 17.	
Jena, 24. August (Kalender S. 3): nicht erhalten (über den Inhalt oben 104, 27. 105, 3. 106, 2. 19. 108, 23. 111, 21. 24. 113, 13. 115, 7).	
	Tegel, 21. August: oben Nr. 16.
	Tegel, 25. August: oben Nr. 18.
	Berlin, 29. August: oben Nr. 19.
Jena, 29. August (Kalender S. 3): nicht erhalten (Gedichtsendung; über den sonstigen Inhalt oben 124, 19).	
Jena, 31. August (Kalender S. 3): nicht erhalten („in einer missmütigen Stimmung" oben 125, 12).	Tegel, 31. August: oben Nr. 20 (fragmentarisch).
Jena, 4. September (Kalender S. 4): nicht erhalten (über den Inhalt oben 115, 31. 125, 12. 128, 33. 129, 10. 131, 36. 132, 4. 5. 135, 18. 32. 137, 15).	
Jena, 7. September: oben Nr. 21.	
	Berlin, 8. September: oben Nr. 22.

Schiller

Jena, 14. September (Kalender S. 4): nicht erhalten.

Jena, 19. September (Kalender S. 5): nicht erhalten (Noten zum „Tanz“; oben 146, 7).

Jena, 21. September (Kalender S. 5): nicht erhalten (Gedichtsendung; oben 148, 33. 151, 28).

Jena, 26. September (Kalender S. 5): nicht erhalten (Gedichtsendung; oben 149, 33. 152, 22).

Jena, 28. September (Kalender S. 5): nicht erhalten (über den Inhalt oben 153, 18. 33. 154, 6. 19. 155, 17. 26).

Jena, 5. Oktober: oben Nr. 31.

Jena, 10. Oktober (Kalender S. 6): nicht erhalten.

Jena, 17. Oktober (Kalender S. 6): nicht erhalten (über den Inhalt oben 175, 30. 176, 23. 177, 14. 178, 8. 179, 5. 35. 180, 6).

Jena, 19. Oktober (Kalender S. 7): nicht erhalten (über den Inhalt oben 185, 12. 190, 6. 18).

Jena, 26. Oktober: oben Nr. 35.

Jena, 2. November (Kalender S. 9): nicht erhalten (über den Inhalt oben 204, 6. 17. 205, 29. 208, 13. 18. 210, 21).

Jena, 9. November: oben Nr. 38.

Jena, 16. November (Kalender S. 10): nicht erhalten.

Jena, 21. November (Kalender S. 10): nicht erhalten (über den Inhalt oben 214, 3. 11. 216, 15. 16. 20. 21. 35. 217, 10).

Jena, 28. November (Kalender

Humboldt

Tegel, 11. und Berlin, 12. September: oben Nr. 23 (fragmentarisch).

Tegel, 14. September: oben Nr. 24 (fragmentarisch).

Tegel, 15. September: oben Nr. 25.

Tegel, 22. September: oben Nr. 26.

Berlin, 26. September: oben Nr. 27.

Tegel, 28. September: oben Nr. 28 (fragmentarisch).

Tegel, 2. Oktober: oben Nr. 29.

Tegel, 5. Oktober: oben Nr. 30.

Tegel, 12. Oktober: oben Nr. 32.

Tegel, 16. Oktober: oben Nr. 33.

Tegel, 23. Oktober: oben Nr. 34.

Tegel, 30. Oktober: oben Nr. 36.

Tegel, 6. November: oben Nr. 37.

Tegel, 13. November: oben Nr. 39.

Tegel, 20. November: oben Nr. 40 (fragmentarisch).

Tegel, 27. November: oben Nr. 41.

Schiller	Humboldt
S. 10): nicht erhalten (über den Inhalt oben 237, 32. 238, 1. 9. 30. 36. 239, 23).	
Jena, 29. 30. November: oben Nr. 42.	
	Tegel, 4. Dezember: oben Nr. 43.
Jena, 7. Dezember: oben Nr. 44.	
	Tegel, 11. Dezember: oben Nr. 45.
Jena, 12. Dezember (Kalender S. 11): nicht erhalten.	
	Tegel, 14. Dezember: oben Nr. 46.
Jena, 17. Dezember: oben Nr. 47.	
	Tegel, 18. Dezember: oben Nr. 48 (fragmentarisch).
Jena, 25. Dezember: oben Nr. 49.	
	Berlin, nach Weihnachten, Ankunftsdatum 30. Dezember (Kalender S. 13): nicht erhalten (mit drei Exemplaren des Almanachs).
	Berlin, 29. Dezember: oben Nr. 50.

1796.

Jena, 2. Januar (Kalender S. 15): nicht erhalten (mit einem Briefe Hellfelds).	
Jena, 4. Januar: oben Nr. 51.	
	Berlin, 5. Januar (oben 263, 28): nicht erhalten (über den Inhalt oben 263, 28. 36).
Jena, 9. 11. Januar: oben Nr. 52.	
	Berlin, 12. Januar: oben Nr. 53.
	Berlin, Ankunftsdatum 23. Januar (Kalender S. 17): nicht erhalten (über den Inhalt oben 269, 27).
Jena, 25. Januar: oben Nr. 54.	
	Berlin, Ankunftsdatum 27. Januar (Kalender S. 17): nicht erhalten.
	Berlin, Ankunftsdatum 3. Februar (Kalender S. 18): nicht erhalten.
Jena, 1. Februar: oben Nr. 55.	
	Berlin, 2. Februar: oben Nr. 56.
Jena, 8. Februar (Kalender S. 18): nicht erhalten (mit den „Horen“).	
	Berlin, Ankunftsdatum 13. Februar (Kalender S. 19): nicht erhalten.
	Berlin, Ankunftsdatum 17. Februar (Kalender S. 19): nicht erhalten.
Jena, 15. Februar (Kalender S. 19): nicht erhalten (über den Inhalt oben 280, 9).	

Schiller	Humboldt
Jena, 22. Februar (Kalender S. 19): nicht erhalten.	Berlin, 20. Februar: oben Nr. 57.
	Berlin, Ankunftsdatum 2. März (Kalender S. 20): nicht erhalten.
Jena, 29. Februar (Kalender S. 19): nicht erhalten (über den Inhalt oben 281, 21).	
	Berlin, 2. März: oben Nr. 58.
Jena, 7. März (Kalender S. 20): nicht erhalten (mit den „Horen“).	
Jena, 11. März (Kalender S. 20): nicht erhalten (mit den „Horen“).	
	Berlin, Ankunftsdatum 16. März (Kalender S. 21): nicht erhalten (über den Inhalt oben 282, 18).
Jena, 14. März (Kalender S. 20): nicht erhalten (über den Inhalt oben 282, 16).	
Jena, 21. März: oben Nr. 59.	
	Berlin, Ankunftsdatum 2. April (Kalender S. 21): nicht erhalten.
Weimar, 2. April (Kalender S. 21): nicht erhalten.	
	Berlin, Ankunftsdatum 7. April (Kalender S. 22): nicht erhalten.
	Berlin, Ankunftsdatum 13. April (Kalender S. 22): nicht erhalten.
Weimar, 10. April (Kalender S. 22): nicht erhalten (über den Inhalt Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 10. 12).	
	Berlin, Ankunftsdatum 20. April (Kalender S. 22): nicht erhalten.
Jena, 22. April (Kalender S. 22): nicht erhalten (mit den „Horen“).	
	Berlin, Ankunftsdatum 30. April (Kalender S. 23): nicht erhalten.
Jena, 2. Mai (Kalender S. 23): nicht erhalten.	

Schiller	Humboldt
Jena, 23. Mai (Kalender S. 24): nicht erhalten.	
Jena, 27. Mai (Kalender S. 24): nicht erhalten.	
	Berlin, Ankunftsdatum 4. Juni (Kalender S. 24): nicht erhalten.
	Berlin, Ankunftsdatum 5. Juni („durch Gelegenheit" Kalender S. 24, also wahrscheinlich sehr viel früher geschrieben): nicht erhalten.
Jena, 6. Juni (Kalender S. 24): nicht erhalten.	
Jena, 10. Juni (Kalender S. 25): nicht erhalten (mit der „Klage der Ceres").	
	Berlin, Ankunftsdatum 15. Juni (Kalender S. 25): nicht erhalten („Humboldt wird Ihnen nun wohl schon selbst geschrieben haben. Er ist von der Idylle ganz ausserordentlich befriedigt. Auch schreibt er, dass der Cellini ausserordentlich gefalle" Schiller an Goethe Briefe 4, 462).
	Berlin, Ankunftsdatum 22. Juni (Kalender S. 25): nicht erhalten („Humboldt schrieb mir vorigen Mittwoch nur zwei Zeilen, um sein Nichtschreiben zu entschuldigen, auch bei Ihnen. Er wird Ihnen morgen die Idylle zurücksenden, auf die er gerne ausführlich antworten wollte. Seine Mutter wird bald sterben und das hält ihn denn wahrscheinlich länger in Berlin fest" Schiller an Goethe Briefe 4, 464).
Jena, 20. Juni (Kalender S. 25): nicht erhalten.	
	Berlin, Ankunftsdatum 29. Juni (Kalender S. 25): nicht erhalten.
Jena, 4. Juli (Kalender S. 26): nicht erhalten.	
	Berlin, Ankunftsdatum 9. Juli (Kalender S. 26): nicht erhalten.
	Berlin, Ankunftsdatum 13. Juli

Schiller	Humboldt
	(Kalender S. 26): nicht erhalten.
Jena, 11. Juli (Kalender S. 26): nicht erhalten (über den Inhalt oben 286, 18).	
	Berlin, Ankunftsdatum 20. Juli (Kalender S. 27): nicht erhalten (über den Inhalt oben 286, 30. 288, 28).
Jena, 16. Juli (Kalender S. 26): nicht erhalten.	
	Berlin, 19. Juli: oben Nr. 60.
Jena, 22. Juli: oben Nr. 61 (fragmentarisch).	
Jena, 1. August (Kalender S. 27): nicht erhalten.	
	Berlin, Ankunftsdatum 6. August (Kalender S. 28): nicht erhalten („Humboldt hat eine grosse Reise nach dem nördlichen Deutschland bis auf die Insel Rügen angetreten, wird die Freunde und Feinde in Eutin und Wandsbeck besuchen und uns allerlei Kurzweiliges zu melden haben" Schiller an Goethe Briefe 5, 51; „Er wollte diese Gegenden jetzt noch mitnehmen, weil er späterhin nicht mehr dahin zu gelangen hoffte, und eine Reise wollte und musste er machen, um sich von dem Druck und Elend, das er bei seiner Mutter ausgestanden, etwas zu erholen. Diese lebt immer noch, obgleich ohne Hoffnung des Aufkommens. Er glaubt sie bei seiner Zurückkunft in Berlin am 7. September noch in den alten Umständen anzutreffen. Den ganz Kleinen haben sie in Berlin zurückgelassen, aber das Mädchen mitgenommen" an Körner ebenda 5, 54).
Jena, 15. August (Kalender S. 28): nicht erhalten.	
	Eutin, Ankunftsdatum 27. August (Kalender S. 28): nicht erhalten.
	Berlin, Ankunftsdatum 24. September (Kalender S. 29): nicht

Schiller	Humboldt
	erhalten (Meldung der Rückkunft von der Reise).
	Berlin, Ankunftsdatum 5. Oktober (Kalender S. 30): nicht erhalten („Humboldt schreibt mir, dass man in Berlin über Ihre Idylle, davon aus Karlsbad und Teplitz Exemplare dahin gekommen, ganz entzückt sei" Schiller an Goethe Briefe 5, 74).
Jena, 7. Oktober (Kalender S. 30): nicht erhalten.	
	Berlin, Ankunftsdatum 15. Oktober (Kalender S. 30): nicht erhalten.
Jena, 17. Oktober (Kalender S 31): nicht erhalten.	
	Berlin, Ankunftsdatum 22. Oktober (Kalender S. 31): nicht erhalten („Humboldt hofft in acht Tagen hier sein zu können. ... Stolbergen, schreibt er, habe er in Eutin nicht gefunden, weil er gerade in Kopenhagen gewesen sei, und von Claudius wisse er durchaus nichts zu sagen, er sei eine völlige Null" Schiller an Goethe Briefe 5, 91).
	Berlin, Ankunftsdatum 26. Oktober (Kalender S. 31): nicht erhalten.
1797.	
Jena, 31. Mai (Kalender S. 43; Schillers Briefe 5, 199): nicht erhalten.	
	Dresden, Ankunftsdatum 22. Juni (Kalender S. 44): nicht erhalten.
	Dresden, Ankunftsdatum 28. Juni (Kalender S. 44): nicht erhalten.
Jena, 28. Juni (Kalender S. 44): nicht erhalten.	
	Dresden, Ankunftsdatum 5. Juli (Kalender S. 45): nicht erhalten (mit der Übersetzung von Pindars zehnter nemeischer Ode für den Musenalmanach

Schiller

Jena, 8. Juli (Kalender S. 45): nicht erhalten.

Jena, 21. Juli (Kalender S. 46): nicht erhalten (mit den „Horen").

Jena, 7. August (Kalender S. 47): nicht erhalten (mit den „Horen").

Humboldt

von 1798; „Humboldt ersucht Sie ihm seinen Aeschylus, den er notwendig brauche, baldmöglichst nach Dresden zu schicken" Schiller an Goethe Briefe 5, 220).

Dresden, Ankunftsdatum 17. Juli (Kalender S. 45): nicht erhalten.

Dresden, Ankunftsdatum 22. Juli (Kalender S. 46): nicht erhalten („Humboldt schreibt mir, dass seine Frau wieder das Fieber habe. . . . Die drei Stücke, die mir Humboldt eben zurückschickt, lege ich hier bei. An dem nadowessischen Liede findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, ist bloss von der Roheit des Stoffs hergenommen" Schiller an Goethe Briefe 5, 227).

Dresden, Ankunftsdatum 29. Juli (Kalender S. 46): nicht erhalten.

Wien, Ankunftsdatum 25. August (Kalender S. 48): nicht erhalten.

Wien, Ankunftsdatum 15. September (Kalender S. 49): nicht erhalten („Von unserm Freund Humboldt habe ich heute Briefe bekommen. Es gefällt ihm in Wien gar nicht mehr, die italienische Reise hat er auch so gut als aufgegeben, ist aber beinah entschlossen nach Paris zu gehen, welches er aber wahrscheinlich nach den neusten Ereignissen dort nicht zur Ausführung bringen wird. Er wird Ihnen, wie er schreibt, in diesen Tagen von sich Nachricht geben" Schiller an Goethe

Schiller	Humboldt
	Briefe 5, 258; ähnlich an Körner ebenda 5, 261. 268).
Jena, 15. September (Kalender S. 49): nicht erhalten („Von Schiller habe ich über Ihre Gedichte kein Wort gehört. Er ist nicht wohl gewesen und hat mir daher nur sehr kurz geschrieben. Er sagt mir aber, dass ich den Almanach in wenigen Tagen selbst bekommen würde“ Humboldt an Brinkmann 25. September).	
	München, 24. Oktober (Kalender S. 52): nicht erhalten („Humboldt hat endlich einmal und zwar aus München geschrieben. Er geht jetzt auf Basel los, wo er sich bestimmen wird, ob die pariser Reise vor sich gehen soll oder nicht. Sie wird er also schwerlich mehr finden, es sei denn dass Sie den Winter noch bei Zürich zubringen werden, wohin er sich wenden wird, wenn er nicht nach Paris geht. Ein grosses Salzbergwerk bei Berchtoldsgaden, worin er gewesen, beschreibt er recht artig. Die bairische Nation scheint ihm sehr zu gefallen und einen dortigen Kriegsminister Rumford rühmt er sehr wegen seiner schönen und menschenfreundlichen Anstalten“ Schiller an Goethe Briefe 5, 283; ähnlich, nur kürzer an Körner ebenda 5, 287).
Jena, 30. Oktober (Kalender S. 52): nicht erhalten (mit dem Musenalmanach für 1798).	
	Paris, Ankunftsdatum 28. Dezember (Kalender S. 55): nicht erhalten („Mein allgemeines Glaubensbekenntniss über meinen hiesigen Aufenthalt wird Ihnen schon mein letzter Brief an Schiller gesagt haben. . . . Über den Almanach habe ich ziemlich ausführlich neulich an Schiller geschrieben“ Briefe an Körner S. 77. 95; „Unser Freund

Schiller	Humboldt
	Humboldt, von dem ich Ihnen hier einen langen Brief beilege, bleibt mitten in dem neugeschaffenen Paris seiner alten Deutschheit getreu und scheint nichts als die äussere Umgebung verändert zu haben" Schiller an Goethe Briefe 5, 312).

1798.

Jena, 29. Januar (Kalender S. 57): nicht erhalten.	Paris, Ankunftsdatum 18. Februar (Kalender S. 58): nicht erhalten („Ich erfahre über Paris durch Humboldt, dass Schlegels Jena verlassen und nach Dresden ziehen wollen. . . . Humboldt schreibt mir auch das Urteil, welches Voss über Ihren Hermann gefällt hat; er hat es von Vieweg, der jetzt in Paris ist. Er habe gefürchtet, sagt Voss, der Hermann würde seine Luise in Vergessenheit bringen; das sei nun zwar nicht der Fall, aber er enthalte doch einzelne Stellen, für die er seine ganze Luise hingeben würde; dass Sie im Hexameter die Vergleichung mit ihm nicht aushalten könnten, sei Ihnen nicht zu verdenken, da dies einmal seine Sache sei, aber doch finde er, dass Ihre neusten Hexameter viel vollkommener seien" Schiller an Goethe Briefe 5, 350).
Jena, 20. Februar (Kalender S. 58): nicht erhalten (durch Brinkmann, vgl. Schillers Briefe 5, 349).	
	Paris, Ankunftsdatum 5. März (Kalender S. 59): nicht erhalten.
	Paris, Ankunftsdatum 15. April (Kalender S. 60): nicht erhalten.

Schiller	Humboldt
Jena, 27. April (Kalender S. 60; vgl. Briefe an Schiller S. 295): nicht erhalten.	
	Paris, Ankunftsdatum 12. Mai (Kalender S. 61): nicht erhalten (mit dem Manuskript der „Ästhetischen Versuche“).
	Paris, Ankunftsdatum 2. Juni (Kalender S. 62): nicht erhalten.
Jena, 27. Juni: oben Nr. 62.	
	Paris, Ankunftsdatum 7. Juli (Kalender S. 64): nicht erhalten („Sie haben, wie ich aus einem Briefe an Schiller sehe, der kantischen Philosophie mitten in Paris energisch genug gedacht“ Goethe an Humboldt Briefe 13, 217; hierher?).
	Paris, Ankunftsdatum 25. Juli (Kalender S. 64): nicht erhalten (Antwort auf Nr. 62; „Er ist, wie Sie finden werden, ganz wohl damit zufrieden gewesen. Freilich kommt mir die Durchsicht seines Werks, die er jetzt noch von mir erwartet, etwas ungelegen“ Schiller an Goethe Briefe 5, 410).
Jena, 17. August (Kalender S. 65): nicht erhalten („Humboldten habe ich vorigen Freitag geantwortet und ihm von dem Schicksal seiner Schrift Nachricht gegeben, die ihn hoffentlich ganz zufriedenstellen wird“ Schiller an Goethe Briefe 5, 416).	
	Paris, Ankunftsdatum 19. September (Kalender S. 66): nicht erhalten („Humboldt hat geschrieben und empfiehlt sich Ihnen. Ihren Brief nebst dem Gedicht hat er erhalten und wird Ihnen ehestens antworten. Mit unserm Arrangement mit seinem Werk ist er wohl zufrieden, aber er hat keine rechte Zuversicht zu seinem Werke; seine natürliche Furchtsamkeit kommt noch dazu, dass er der wirklichen Erscheinung mit einer gewissen Bangigkeit ent-

Schiller	Humboldt
	gegensieht. Er hat auch Vieweg empfohlen nur 500 Exemplarien abziehen zu lassen. ... Er schreibt auch ein paar Worte von Rétif, den er persönlich kennt, aber nichts von seinen Schriften. Er vergleicht sein Benehmen und Wesen mit unserm Richter, die Nationaldifferenz abgerechnet; mir scheinen sie sehr verschieden" Schiller an Goethe Briefe 5, 432).
1799.	
Jena, 4. März (Kalender S. 73): nicht erhalten („Schiller schreibt mir, dass Sie Rétifs Mr. Nicolas sehr lieben und etwas von dem Mann selbst zu erfahren wünschen" Humboldt an Goethe Briefwechsel S. 64).	
	Paris, Ankunftsdatum 14. Mai (Kalender S. 76): nicht erhalten.
1800.	
Weimar, vor 26. März (erwähnt Charlotte von Schiller 2, 183): nicht erhalten.	
	Paris, Ankunftsdatum 27. Juni (Kalender S. 95): nicht erhalten.
1801.	
—	
1802.	
	Tegel, 18. Mai: oben Nr. 63 (fragmentarisch).
	Berlin, Ankunftsdatum 3. Juni

Schiller	Humboldt
	(Kalender S. 125): nicht erhalten („Humboldt hat kürzlich geschrieben. Sie ist glücklich mit einer Tochter niedergekommen. Er geht als preussischer Resident nach Rom und Neapel und sieht auf diese Art seinen alten Wunsch Italien zu besuchen endlich erfüllt. Preussen hielt sonst zwei verschiedene Residenten an beiden Orten, jetzt sind aber beide Stellen in eine verwandelt, was sie einträglicher und wegen des Ortwechsels auch angenehmer macht“ Schiller an Körner Briefe 6, 393; teilweise wohl Inhalt des verlorenen Teils von Nr. 63).
Weimar, 7. Juni (Kalender S. 126): nicht erhalten.	
	Mailand, im Oktober, Ankunftsdatum 4. November (Kalender S. 133; Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 182. 183): nicht erhalten („Ich schrieb schon neulich an Schiller, dass ich Ihre Aufträge für hier ihm (Uhden) anvertraut hatte“ Humboldt an Goethe Briefwechsel S. 183).
	Rom, 10. Dezember (Kalender S. 136; Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 182. 183): nicht erhalten („gleich nach dem ersten Eintritt in das römische Leben“).

1803.

Weimar, 17. Februar—3. März: oben Nr. 64.	
	Rom, Ankunftsdatum 31. März (Kalender S. 142): nicht erhalten („Humboldt schreibt fleissig von Rom und erst heute

Schiller	Humboldt
	hat Schiller einen Brief. Der Zustand mag traurig sein; er sagt, es sei durch das Elend eine solche Abspannung in den Gemütern, dass der Witz der Italiener ganz erlösche, beim Karneval nur die abgeschmacktesten Ideen erschienen, und in der Kirche wäre der Eifer deren Gebräuchen beizuwohnen ebenso gesunken wie der Geist des Muts und der Fröhlichkeit. Es wäre alles Gepränge ohne Kern und Kraft. Die Ruinen allein und das Leben in der vergangenen Zeit hätte etwas Erfreuliches, aber auch Schmerzliches. Dies fühl' ich gar wohl; es hat mich so eine Trockenheit überfallen bei der Lektüre dieser Schilderungen, dass ich alle Illusion verloren habe" Lotte an Fritz von Stein Charlotte von Schiller 1, 476).
	Rom, Ankunftsdatum 24. Mai (Kalender S. 145): nicht erhalten („Humboldt hat wieder geschrieben und lässt Sie schönstens grüssen. Es ist ordentlich Krankheit, wie er mitten in Rom nach dem Übersinnlichen und Unsinnlichen schmachtet, so dass Schellings Schriften jetzt seine heftigste Sehnsucht sind; er wird ihn nun bald selbst zu sehen bekommen und dann wahrscheinlich im Vatikan die Gespräche beim jenaischen Fuchsturm erneuern. Ich zweifle, ob er es lange dort aushalten wird" Schiller an Goethe Briefe 7, 44).
	Rom, Ankunftsdatum 25. Juli (Kalender S. 149): nicht erhalten (über den Inhalt oben 299, 3. 302, 35).
Weimar, 18. August: oben Nr. 65.	

Schiller	Humboldt
	Rom, 27. August: oben Nr. 66.
Weimar, 12. September: oben Nr. 67.	
	Rom, 22. Oktober: oben Nr. 68.

1804.

—

1805.

Weimar, 2. April: oben Nr. 69.	

Register.

A.

Adelung, Johann Christoph (1732—1806).
Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der hochdeutschen Mundart 334.
Aeschylus (525—456) 297.
Agamemnon 327.
Die Eumeniden 11. 297.
Die Perser 297.
Die Sieben gegen Theben 297.
Prometheus 297.
Alcaeus (etwa 600) 83.
Althof, Ludwig Christoph (1758—1832), Arzt und Professor der Medizin in Göttingen 55.
Archenholz, Johann Wilhelm von (1743 bis 1812), Historiker in Hamburg 74. 89. 235. 263.
Sobiesky, ein historisches Fragment 216.
Aristophanes (450—385) 62. 69. 196. 199.
Lysistrate 69.
Arndt, Johann (1555—1621).
Vom wahren Christentum 61.

B.

Bahrdt, Karl Friedrich (1741—1792).
Juvenal übersetzt und mit Anmerkungen für Ungelehrte versehen 240.
Bailey, Nathanael (1688—1742).
A compleat english dictionnary 163.
Batsch, August Johann Georg Karl (1761 bis 1802), Professor der Philosophie in Jena 300.
Becker, Rudolf Zacharias (1759—1822), Schriftsteller in Gotha 303.
Bendavid, Lazarus (1762—1832).
Über griechische und gotische Baukunst 68.
Beulwitz (später Wolzogen), Karoline von, geb. von Lengefeld (1763—1847) 41. 43. 44. 45. 49. 51. 52. 53. 296. 303. 318. 334. 339.
Biester, Johann Erich (1749—1816), Bibliothekar in Berlin 47. 48. 76. 179. 215.
Berlinische Monatsschrift 47. 179. 288.
Blankenburg, Christian Friedrich (1744 bis 1796), Schriftsteller in Leipzig 122.
Bolt, Johann Friedrich (1769—1836), Kupferstecher in Berlin 145.
Brinkmann, Karl Gustaf von (1764—1847), schwedischer Legationssekretär in Paris 295.
Bürde, Samuel Gottlieb (1753—1831), Kammersekretär in Breslau 262.
Bürger, Gottfried August (1747—1794), Professor der Ästhetik in Göttingen 14. 55. 64. 96. 190. 294.
Gedichte 14. 15. 96.
Musenalmanach 55.
Bürger, Agathon (1791—1813), dessen Sohn 55.
Burgsdorff, Wilhelm von (1772—1822), märkischer Edelmann 64.

C.

Campe, Joachim Heinrich (1746—1818), Schulrat in Braunschweig 122.
Carstens, Asmus Jakob (1754—1798), Maler in Rom 179.
Columbus, Christoph (1447—1506) 12.
Conz, Karl Philipp (1762—1827), Diakonus in Vaihingen 83.
Abendphantasie nach einem schwülen Sommertage 83.
Der Hain der Eumeniden 124. 138.
Correggio, Antonio Allegri da (1494—1534) 188.
Cotta, Johann Friedrich (1764—1832), Buchhändler in Tübingen 63. 70. 72. 90. 91. 92. 116. 117. 126. 177. 179. 214. 220. 227. 236. 255. 300. 307. 320. 328.
Crusius, Siegfried Lebrecht, Buchhändler in Leipzig 179.

D.

Dacheröden, Karl Friedrich Freiherr von (1731 bis 1809), preußischer Kammerpräsident außer Dienst in Erfurt, Humboldts Schwiegervater 65. 180. 237. 239.
Dalberg, Karl Theodor Anton Maria von (1744—1817), Koadjutor von Mainz, später Fürst-Primas des Rheinbunds 44. 48. 239. 333.
Von dem Bewußtsein als allgemeinem Grunde der Weltweisheit 216.
—, Wolfgang Heribert von (1750—1806), dessen Bruder, Theaterintendant in Mannheim 333.
Dante Alighieri (1265—1321) 136.
Divina commedia 60. 135.
Diderot, Denis (1713—1784).
Le neveu de Rameau 320.
Dieterich, Johann Christian (1722—1800), Buchhändler in Göttingen 55.
Dyk, Johann Gottfried (1750—1815), Schriftsteller und Buchhändler in Leipzig 61.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste 114. 239. 242.
Politische Aufsätze von einem Freunde der Wahrheit 61.

E.

Eberhard, Johann August (1739—1809), Professor der Philosophie in Halle 74.
Eichstädt, Heinrich Karl Abraham (1722—1848). Jenaische allgemeine Literaturzeitung 317. 320.
Engel, Johann Jakob (1741—1802), Schriftsteller in Schwerin 74. 75. 202. 207. 262. 266.
Entzückung des Las Casas oder Quellen der Seelenruhe 75. 235. 255.
Herr Lorenz Stark, ein Charaktergemälde 202. 207. 235.
Traum des Galilei 75.
Erhard, Johann Benjamin (1766—1827), Arzt in Nürnberg 135. 178. 204. 216.
Die Idee der Gerechtigkeit als Prinzip einer Gesetzgebung betrachtet 135.
Rezension von Fichte, Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten 135. 178. 204.
Ernesti, August Wilhelm (1733—1801), Professor der Eloquenz in Leipzig 211.
Erthal, Friedrich Karl Josef Freiherr von und zu (1719—1802), Kurfürst von Mainz 49. 203.
Eschenburg, Johann Joachim (1743—1820), Hofrat in Braunschweig 122.
Euripides (480—406) 9. 195. 308.

F.

Fernow, Karl Ludwig (1763—1808), Kunsthistoriker in Rom, später Professor der Kunstgeschichte in Jena 179. 298. 303. 304. 305. 317.
Über einige neue Kunstwerke des Herrn Professor Carstens 179.
Fichte, Johann Gottlieb (1762—1814), Professor der Philosophie in Jena 54. 55. 56. 58. 60. 80. 99. 151. 192. 202. 204. 227. 238. 260. 330.
Ausfall gegen Schmid 216.
Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten 135. 178.
Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre und Grundriß des Eigentümlichen derselben in Rücksicht auf das theoretische Vermögen 54.
Über Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit 60. 113.
Über den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie 54.
Über Geist und Buchstab in der Philosophie 58.
Fielding, Henry (1707—1754).
The history of Tom Jones, a foundling 246.
Fink von Finkenstein, Friedrich Ludwig Karl Graf (1745—1818), preußischer Regierungspräsident außer Dienst in Madlitz 281.
Arethusa oder die bukolischen Dichter des Altertums 281.
Forberg, Friedrich Karl (1770—1848), Adjunkt der philosophischen Fakultät in Jena 216.
Forster, Johann Georg (1754—1794), Bibliothekar in Mainz 49. 96.
—, Therese, geb. Heyne (1764—1829), dessen Frau 96.
Friedländer, David (1750—1834), Bankier in Berlin 122. 123. 129. 130. 266.
Fülleborn, Georg Gustaf (1769—1803).
Aulus Persius Flaccus' Satiren 240.
Funck, Karl Wilhelm Ferdinand von (1761 bis 1828), sächsischer Rittmeister 262.

G.

Gabler, Buchhändler in Jena 192.
Garve, Christian (1742—1798), Schriftsteller in Breslau 74. 287.
Vermischte Aufsätze, welche einzeln oder in Zeitschriften erschienen sind 287.
Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben 287.
Gedike, Friedrich (1754—1803), Gymnasialdirektor in Berlin 75. 215. 234.
Gehler, Johann Samuel Traugott (1751 bis 1795).
Physikalisches Wörterbuch 238.
Gentz, Friedrich von (1764—1832), Schriftsteller in Berlin 54. 63. 64. 75. 148. 160. 178. 179. 181. 191. 204. 205. 206. 217. 229. 287.
Aufsatz über Madame Roland 229.
Darstellung und Vergleichung einiger politischen Konstitutionssysteme, die von dem Grundsatze der Teilung der Macht ausgehen 206.
Geschichte der französischen Revolution 161.
Neue deutsche Monatsschrift 64. 82. 148. 161. 178. 181. 204. 205. 206. 226. 230.
Rezensionen in der Allgemeinen Literaturzeitung 54.
Rezension von Posselt, Europäische Annalen 63. 75.
Über den Einfluß der Entdeckung von Amerika auf den Wohlstand und die Kultur des menschlichen Geschlechts 148. 161.
Gerning, Johann Isaak Freiherr von (1767 bis 1837), Dichter in Frankfurt 238.
Ode 238.
Geßler, Karl Graf († 1829), preußischer Gesanter in Dresden 161.
Gmelin, Wilhelm Friedrich (1760—1820), Maler in Rom 303.
Goekingk, Leopold Friedrich Günther von (1748 bis 1828), Landrat in Wernigerode 61.
Göpferdt, Johann Christoph Gottlieb, Buchdrucker in Jena 92. 116. 123. 145.
Göschen, Georg Joachim (1752—1828), Buchhändler in Leipzig 45. 46. 47. 50. 52. 53. 177. 320.
Goeß, Georg Friedrich Daniel (1767—1798), Professor der Geschichte in Ansbach 121.
Goethe, Johann Wolfgang von (1749—1832) 4. 22. 34. 35. 56. 60. 61. 62. 63. 68. 71. 73. 74. 75. 76. 78. 82. 92. 93. 94. 97. 98. 99. 100. 106. 113. 115. 116. 118. 121. 122. 126. 128. 130. 134. 136. 138. 140. 145. 148. 151. 153. 157. 158. 162. 164.

166. 167. 175. 176. 177. 178. 183. 184. 190. 191. 193. 196. 197. 200. 201. 202. 203. 210. 216. 221. 223. 227. 230. 231. 235. 238. 241. 244. 255. 256. 257. 259. 261. 262. 263. 265. 270. 271. 274. 275. 276. 279. 285. 286. 290. 292. 293. 294. 295. 297. 300. 302. 303. 305. 309. 317. 318. 320. 325. 329. 331. 332. 333. 334. 336. 338. 340.
Beiträge zur Optik 238.
Benvenuto Cellini 93.
Die Leiden des jungen Werthers 196.
Die natürliche Tochter 300. 314.
Egmont 167. 196. 309.
Faust 59. 93. 113. 167. 196.
Gedichte: Antwort bei einem gesellschaftlichen Fragespiel 82. 94.
Auf die Geburt des Apollo 59. 92 188.
Der Besuch 82.
Die Spinnerin 82.
Elegieen (römische) 63. 67. 74. 75. 109. 162. 190. 235.
Epigramme (venetianische) 90. 91. 103. 116. 128. 131. 132. 138. 140. 145. 175. 189. 209. 258. 259.
Episteln 60. 74.
Meeresstille, Glückliche Fahrt 82. 208.
Prolog zu Ifflands „Alte und neue Zeit" 147. 170.
Xenien 210. 238. 262. 272. 274.
Götz von Berlichingen 167. 246.
Hermann und Dorothea 290. 294. 315.
Iphigenie auf Tauris 246.
Italienische Reise 28. 99. 339. 340.
Literarischer Sansculottismus 74. 148. 178.
Märchen 68. 92. 94. 206. 232.
Naturhistorische Arbeiten 201. 210. 238.
Neue Schriften 76. 98. 227.
Optische Arbeiten 201. 210. 238.
Rameaus Neffe (von Diderot) 320.
Reineke Fuchs 223. 270. 271. 275. 276. 283.
Rezensionen in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung 320.
Torquato Tasso 196.
Über Drama und Roman 92.
Über epische und dramatische Dichtung 35. 292.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten 60. 68. 73. 74. 92. 94. 126. 136. 188. 206.
Versuch über die Dichtungen (von Frau von Stael) 157. 176. 262. 265.
Wilhelm Meisters Lehrjahre 61. 75. 93. 97. 114. 157. 163. 166. 191. 208. 215. 216. 227. 230. 235. 246. 262.
Winckelmann und sein Jahrhundert 320.
Goethe, August von (1789—1830), dessen Sohn 305.
Gotter, Friedrich Wilhelm (1746—1797), Schriftsteller in Gotha 55.
Gottsched, Johann Christoph (1700—1766). Heinrichs von Alkmar Reineke der Fuchs 276.
Graß, Karl Gotthard (1767—1814), Maler in Rom 298. 322. 335.
Graffi, Josef (1757—1838), Professor der Malerei in Dresden 335.
Greiling, Johann Christoph (1765—1810), Hauslehrer bei Leipzig 122.
Gren, Friedrich Albert Karl (1760—1798), Professor der Chemie und Medizin in Halle 238.
Einige Bemerkungen über des Herrn von Goethe Beiträge zur Optik 238.
Griesbach, Johann Jakob (1745—1812), Professor der Theologie in Jena 299. 300. 305. 317.
Gros, Karl Heinrich von (1765—1840), Professor der Rechte in Erlangen 55. 60. 68. 191. 219. 240. 272. 303.
Über die Idee der Alten vom Schicksal 68.
—, dessen Vater 240.
Großmann, Gustaf Friedrich Wilhelm (1746 bis 1796), Theaterdirektor in Frankfurt 122.

H.

Hardenberg, Karl August Fürst von (1750 bis 1822), preußischer Staatsminister 60. 191.
Harris, James (1709—1780).
Hermes or a philosophical inquiry concerning language and universal grammar 211.
Haug, Johann Christoph Friedrich (1761 bis 1829), geheimer Sekretär in Stuttgart 83.
Der Parnaß 83.
Laura, nach Petrarch 83.
Minnelied, nach Kristan von Hamle 83.
Hederich, Benjamin (1675—1748).
Graecum lexicon manuale ex cura Ernesti 211.
Lexicon mythologicum 185.
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1770—1831), Privatdozent der Philosophie in Jena 299.
Heinse, Johann Jakob Wilhelm (1749—1803).
Ardinghello und die glückseligen Inseln 250.
Hellfeld, Hausbesitzer in Jena 156. 170. 176. 177. 190. 202. 289.
Hendrich, Franz Ludwig Albrecht von, Kommandant von Jena 221.
Hengstenberg, Ernst Wilhelm (1802—1868), Professor der Theologie in Berlin 334.
Evangelische Kirchenzeitung 334. 335.
Hennings, August von (1746—1826), Amtmann in Plön 61.
Genius der Zeit 61.
Herder, Johann Gottfried von (1744—1803) 7. 67. 81. 82. 83. 84. 89. 90. 94. 96. 108. 116. 118. 126. 140. 153. 158. 159. 177. 181. 183. 185. 187. 188. 193. 197. 202. 206. 215. 221. 235. 241. 250. 256. 288. 332. 335. 336.
Das eigene Schicksal 60.
Gedichte:
Apollo 81.
Das Gesetz der Welten im Menschen 97.
Das innere Olympia 60. 81.
Das Orakel 81.
Das Roß aus dem Berge, eine böhmische Sage 82.
Der Herzenswechsel 97.
Der rauschende Strom 207.
Der Schmetterling auf einem Grabmal 97.
Der Schmetterling und die Rose 81.
Die Entfernte, aus dem Spanischen 82. 97.
Die Farbengebung, ein Gemälde der Angelika Kauffmann 111.

Die flüchtige Freude, nach Sarbievius 82. 121. 124.
Die Gegenwart, ein persisches Lied 82
Die Harmonie der Welt 111.
Die Luft 97.
Ein Kind setzt den Schmetterling auf den Altar 111.
Leukotheas Binde 207.
Lied eines Gefangenen, eine spanische Romanze 82.
Madera 82. 97.
Nacht und Tag 111.
Pallas Athene von Proklus 81. 97.
Parthenope, ein Seegemälde bei Neapel 95. 96. 112. 113. 163. 189.
Psyche schiffend mit Delphinen 81.
Uneigennützige Freundschaft 82.
Venus, die dem Amor die Flügel nimmt 81.
Homer ein Günstling der Zeit 93. 94. 114. 183. 187. 197. 206. 215.
Homer und Ossian 206.
Terpsichore 83.
Herder, Karoline von, geb. Flachsland (1750 bis 1809), dessen Frau 221.
Hermann, Martin Gottfried (1754—1811).
Handbuch der Mythologie aus Homer und Hesiod 79.
Herodot (484—425) 76. 211.
Herz, Markus (1747—1803), Arzt in Berlin 61. 75. 98. 133. 134. 143. 144. 153. 203. 207. 208. 237. 271.
Hesiod (etwa 800) 188. 211.
Heusinger, Konrad (1752—1820), Gymnasialdirektor in Braunschweig 122.
Heynig, Johann Gottlob.
Psychologisches Magazin 192. 227.
Hirt, Alois Ludwig (1759—1837), Kunsthistoriker in Rom 208.
Hölderlin, Johann Christian Friedrich (1770 bis 1843).
An die Natur 151.
Der Gott der Jugend 147. 151.
Homer 11. 93. 182. 183. 187. 188. 196. 201. 206. 211. 212. 218. 233. 242. 243. 245. 248. 253. 254. 283. 288. 293. 301.
Hymnus auf Apollo 60. 92. 188.
Ilias 187. 301.
Odyssee 136.
Hoomburg, Projektor in Jena 180.
Horaz (65—8) 108.
Episteln 197. 228. 310.
Huber, Ludwig Ferdinand (1764—1804), sächsischer Gesandtschaftssekretär in Mainz, später Schriftsteller in Böle 49. 332.
Die Familie Seldorf 101.
Hufeland, Christoph Wilhelm (1762—1836), Professor der Medizin in Jena 53. 54. 191.
Ideen über Pathogenie und Einfluß der Lebenskraft auf Entstehung und Form der Krankheiten als Einleitung zu pathologischen Vorlesungen 232.
—, Gottlieb (1760—1817), Professor der Rechte in Jena, später in Würzburg 54. 178. 239. 270. 274. 300. 305.
Humboldt, Friedrich Wilhelm Christian Karl Ferdinand von (1767—1835).
Aeschylus' Agamemnon 327.
Ästhetische Versuche 290. 295. 329.
Aufsatz über die Fortschritte des menschlichen Geistes 277.
Aufsatz über den griechischen Dichtergeist 197. 217. 233. 239. 242.
Aufsatz über Schillers „Reich der Schatten" 226. 239.
Aufsatz über Vossens Luise 63. 89. 107. 119. 143.
Buch über die Basken 327.
Canzone, an Schiller 56.
Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen 44. 45. 46. 48. 50. 51. 53.
Pindar 218. 229. 239. 243.
Pindars zweite olympische Ode 42. 43.
Pindars vierte pythische Ode 205.
Rezension von Fichte, Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten 178.
Rezension von Goethe, Reineke Fuchs 271. 275.
Rezension von Jacobi, Woldemar 137.
Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur 61. 99. 113. 158. 217. 234. 273.
Über die männliche und weibliche Form 61. 113. 148. 158. 208. 234. 253. 273.
Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung 337. 338. 339. 340.
Übersetzung aus Aristophanes' Lysistrate 69.
Humboldt, Karoline von, geb. von Dacheröden (1766—1829), dessen Frau 41. 43. 44. 45. 46. 48. 50. 51. 54. 57. 62. 64. 69. 70. 71. 77. 79. 89. 94. 100. 105. 111. 119. 122. 124. 127. 128. 132. 134. 140. 144. 145. 152. 153. 156. 160. 180. 181. 185. 191. 199. 203. 205. 208. 209. 217. 219. 221. 227. 236. 237. 240. 243. 246. 257. 260. 261. 263. 265. 269. 271. 275. 281. 282. 286. 287. 288. 289. 295. 296. 298. 301. 303. 304. 305. 306. 307. 316. 318. 322. 327. 335.
—, deren Kinder:
Karoline (1792—1837) 46. 50. 64. 89. 127. 180. 209. 217. 237. 269. 302. 303. 306. 336.
Wilhelm (1794—1803) 53. 89. 127. 132. 134. 145. 180. 209. 217. 237. 269. 281. 302. 303. 304. 306. 317.
Theodor (1797—1871) 302. 303. 305. 306. 317. 318.
Adelheid (1800—1856) 302. 303. 306.
Gabriele (1802—1887) 302. 303. 306.
—, Friedrich Wilhelm Heinrich Alexander von (1769—1859), Oberbergrat in Baireuth, später in Berlin 69. 99. 232. 269. 281. 339.
Ankündigung im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung 281.
Die Lebenskraft oder der rhodische Genius 255.
—, Maria Elisabet von, geb. von Colomb (1741—1796), Mutter der beiden Brüder 63. 65. 71. 89. 94. 104. 122. 126. 134. 143. 152. 160. 180. 205. 240. 241. 287.

J.

Iffland, August Wilhelm (1759—1814), Schauspieler in Mannheim 286.
Ilgen, Karl David (1763—1834), Professor der klassischen Philologie in Jena 145. 170. 202. 203.
Aufsatz über Homer und die Rhapsoden 202.

Ilgen, dessen Frau 203.
Ith, Johann Samuel (1747—1813), Professor der Philosophie in Bern 192.
Jacobi, Friedrich Heinrich (1743—1819), Schriftsteller in Pempelfort 62. 76. 89. 114. 137. 178.
Woldemar 137.
Zufällige Ergießungen eines einsamen Denkers in Briefen an vertraute Freunde 62. 76. 137.
Jacobs, Friedrich (1764—1847), Gymnasiallehrer in Gotha 297.
Übersetzung des Aeschylus 297.
Jakob, Ludwig Heinrich von (1759—1827).
Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes 179. 208. 239. 242. 255.
Jenisch, Daniel (1762—1804), Prediger in Berlin 61. 178. 181. 199. 204.
Berichtigung eines auffallenden Mißverständnisses in den „Horen" 148. 178.
Über Grund und Wert der Entdeckungen des Herrn Professor Kant in der Metaphysik, Moral und Ästhetik 179.
Über Prose und Beredsamkeit der Deutschen 74. 178.
Über Schillers Genie und seine Ästhetischen Briefe insbesondere 181. 204. 216.
Juvenal (50—130) 228. 240.

K.

Kalb, Charlotte von, geb. Marschalk von Ostheim (1761—1843) 185. 221. 227.
Kalidasa (etwa 400).
Sakuntala 246.
Kalkreuth, Hans Wilhelm Adolf von (1766 bis 1830) 69.
Kant, Immanuel (1724—1804), Professor der Philosophie in Königsberg 20. 21. 22. 23. 24. 33. 62. 75. 87. 147. 154. 155. 178. 179. 189. 197. 213. 239. 260. 331. 332. 335. 336. 338. 339. 340.
Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels 21. 148.
Kritik der praktischen Vernunft 87. 332. 338. 339.
Kritik der reinen Vernunft 22. 213.
Kritik der Urteilskraft 332.
Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre 155.
Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie 288.
Zum ewigen Frieden 178. 189. 239. 288.
Klinger, Friedrich Maximilian (1752—1831), russischer Major 122.
Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt 76.
Geschichte Giafars des Barmeciden 76.
Geschichte Raphaels de Aquillas 76.
Klopstock, Friedrich Gottlieb (1724—1803) 61. 83. 108. 234. 241.
Die Bedeutsamkeit, Bruchstück eines Gespräches 61.
Knebel, Karl Ludwig von (1744—1834).
Elegieen von Properz 202. 244.
Körner, Christian Gottfried (1756—1831), Appellationsgerichtsrat in Dresden 27. 67. 71. 89. 117. 119. 140. 141. 142. 158. 161. 175. 176. 181. 202. 208. 221. 236. 262. 272. 273. 325—340.
Nachrichten von Schillers Leben 34. 331. 332. 333. 339.
Über Charakterdarstellung in der Musik 60.
Über lyrische Poesie 161.
Körner, Anna Maria Jakobine, geb. Stock (1762—1843), dessen Frau 329. 330. 331. 337. 339. 340.
—, deren Familie 274. 327. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340.
Kohlrausch, Friedrich, Arzt in Rom 302. 306. 307. 317. 322.
Kosegarten, Gotthard Ludwig (1758—1818), Propst in Altenkirchen 122. 151. 208. 265.
An Ruhheims Fluren 97.
Elwieens Schwanenlied, zu singen im Herbste 151. 200. 208.
Schön Sidselil und Ritter Ingild, nach dem Altdänischen 111.
Kotzebue, August Friedrich Ferdinand von (1761—1819), Gouvernementspräsident in Petersburg 122.
Kunth, Gottlob Johann Christian (1757 bis 1829), Geheimerat in Berlin 296.

L.

Lafontaine, Jean de (1621—1695).
Contes et nouvelles 282.
Langbein, August Friedrich Ernst (1757—1835), Archivkanzlist in Dresden 263.
Der Kirchenbau in Aachen, eine Legende 175.
Lange, Joachim (1670—1744).
Griechische Grammatik 211.
—, Samuel Gottlieb (1767—1823), Professor der Philosophie in Jena 145.
Lappe, Karl Gottlieb (1773—1843), Hauslehrer in Altenkirchen 151.
An einen Freund 151.
Die Schmetterlinge 151.
Leibniz, Gottfried Wilhelm (1646—1716) 179.
Lengefeld, Luise Juliane Eleonore Friederike von, geb. von Wurmb (1743—1823), Schillers Schwiegermutter 221. 289.
Lessing, Gotthold Ephraim (1729—1781) 121. 208. 258.
Emilia Galotti 55.
Nathan der Weise 121.
Levin, Rahel (1771—1833) 76. 162.
Leyen, von der, Kaufmann in Krefeld 77.
Loder, Justus Christian (1753—1832), Professor der Anatomie in Jena, später in Halle 145. 180. 300. 305.
Ludwig, Christian Friedrich (1751—1823).
Grundriß der Naturgeschichte der Menschenspecies 148.

M.

Maimon, Salomon (1754—1800), Schriftsteller in Berlin 64. 69. 208. 239.
Aufsatz (?) 64.
Rezension der „Horen" (?) 179. 208. 239. 242. 255.
Manso, Johann Kaspar Friedrich (1760—1826).
Rezension der „Horen" (?) 114. 242.
Marchetti, Sängerin in Berlin 266.
Martial (40—102) 228. 262.
Matthisson, Friedrich von (1761—1831), Reise-

begleiter der Fürstin von Dessau 84. 178. 294.
Mecklenburg-Strelitz, Karl Ludwig Friedrich Herzog von (1741—1816) 129. 130.
Mehmel, Gottlieb Ernst August (1761—1840), Professor der Philosophie in Erlangen 154. 155.
Menander (342—290) 267.
Mendelssohn, Moses (1729—1786), Philosoph in Berlin 74. 208.
Mereau, Sophie, geb. Schubert (1770—1806), Professorsfrau in Jena 189. 208. 256.
Das Blütenalter der Empfindung 60.
Das Lieblingsörtchen 97. 124.
Erinnerung und Phantasie 147.
Frühling 83.
Schwarzburg 188.
Vergangenheit 83.
Meyer, Friedrich Ludwig Wilhelm (1759 bis 1840), Schriftsteller in Berlin 61. 63. 73. 75. 97. 99. 111. 126. 139. 147. 148. 150. 163. 178. 199. 220. 265. 280.
Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks 61. 63. 178. 205.
Biondina 97.
Die Boten 97.
Flüchtiger Anblick der deutschen Literatur 63.
Gedichte 73. 96.
Mathilde 124. 138.
—, Johann Heinrich (1760—1832), Direktor der Zeichenschule in Weimar 92. 156. 179. 203. 221. 303. 317. 318.
Beiträge zur Geschichte der neueren bildenden Kunst 70. 188. 235.
—, Marianne (1770—1812) 76. 162.
Michaelis, Buchhändler in Neustrelitz 63. 68. 70. 71. 90. 91. 92. 94. 97. 101. 102. 103. 104. 113. 116. 120. 122. 124. 125. 128. 130. 131. 132. 133. 134. 139. 140. 145 146. 150. 155. 158. 163. 170. 175. 178. 189. 205. 208. 215. 216. 219. 220. 236. 243. 246. 256. 257. 261. 265. 328.
Molinar aus Krefeld, Student in Jena 299. 305. 317.
Morgenstern, Karl Simon (1770—1852).
De Platonis republica commentationes tres 135.
Moritz, Karl Philipp (1757—1793).
Versuch einer deutschen Prosodie 222.
Müchler, Karl Friedrich (1763—1857), Kriegsrat in Berlin 114.
Müller, Karl Ludwig (1771—1837).
An Schiller, den Verfasser der Briefe über ästhetische Erziehung in den Horen 67.

N.

Napoléon Bonaparte (1769—1821) 315.
Neuffer, Christian Ludwig (1769—1839), Hülfsprediger in Stuttgart 84.
Die Hoffnung 152.
Mondscheingemälde 84.
Newton, Isaak (1642—1727) 210. 238.
Nicolai, Christoph Friedrich (1733—1811), Buchhändler und Schriftsteller in Berlin 179. 280.
Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz 179. 242.
Niemeyer, August Hermann (1754—1828), Professor der Theologie in Halle 299.
Niethammer, Friedrich Immanuel (1766 bis 1848), Professor der Philosophie in Jena 68. 116. 123. 124. 129. 132. 145. 158. 205. 216.

O.

Ossian 195. 206.

P.

Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob (1761 bis 1851), Professor der orientalischen Sprachen in Jena, später in Würzburg 300. 305.
Pauw, Corneille de (1739—1799).
Recherches philosophiques sur les Grecs 243.
Persius (34—62) 228. 240.
Petrarca, Francesco (1304—1374) 57.
Pfeffel, Gottlieb Konrad (1736—1809).
Die zwei Verdammten 84.
Pindar (522—442) 42. 43. 44. 196. 205. 218. 229. 243.
Zweite olympische Ode 42.
Vierte pythische Ode 205.
Plato (429—348) 147.
Staat 135.
Plautus (254—184) 228. 240.
Plümicke, Karl Martin (1749—1833).
Bearbeitung der „Räuber" 280.
Polyklet (etwa 430) 186.
Posselt, Ernst Ludwig (1763—1804).
Europäische Annalen 63. 75.
Preußen, Friedrich Wilhelm III. Kronprinz von (1770—1840) 122.
—, dessen Geschwister 122.
—, Luise Kronprinzessin von (1776—1810), dessen Frau 122.
Proklos (412—485).
Hymnus auf Pallas Athene 81. 97.
Properz (48—14).
Elegieen 202. 244.
Purgstall, Gottfried Wenzel Graf von (1773 bis 1812), Philosoph 262.
Pythagoras (etwa 540) 246.

R.

Racine, Jean Baptiste (1639—1699).
Phèdre 319.
Rafael Sanzio (1483—1520) 135. 178. 188. 204.
Rahn, Hartmann (1719—1795), Fichtes Schwiegervater 55.
Ramdohr, Friedrich Wilhelm Basilius von (1752—1822), Oberappellationsrat in Celle 55.
Umarbeitung der „Emilia Galotti" 55.
Ramler, Karl Wilhelm (1725—1798), Professor der schönen Literatur in Berlin 61. 63. 69. 234.
Marcus Valerius Martialis in einem Auszuge, lateinisch und deutsch, aus den poetischen Übersetzungen verschiedener Verfasser gesammelt 228.
Rehberg, August Wilhelm (1757—1836), Kanzleisekretär in Hannover 54.
Rezensionen in der Allgemeinen Literaturzeitung 54.
—, dessen Schwester und Eltern 54. 55.
Reichardt, Johann Friedrich (1752—1814),

Musiker in Giebichenstein 124. 208. 274. 287. 288.
Deutschland 270. 274. 287.
Frankreich im Jahr 1795, aus den Briefen teutscher Männer in Paris 208. 216.
Rezension der „Horen" 270. 274.
Reil, Johann Christian (1758—1813).
Archiv für die Physiologie 232.
Von der Lebenskraft 232.
Reinhard, Karl von (1769—1840), Privatdozent der Ästhetik in Göttingen 55. 61.
Musenalmanach 184. 189.
Reinhart, Johann Christian (1761—1847), Maler in Rom 298. 317.
Reinhold, Karl Leonhard (1758—1823), Professor der Philosophie in Jena, später in Kiel 179. 239. 337.
Preisschrift über die Frage: Welche Fortschritte hat die Metaphysik seit Leibnizens und Wolffs Zeiten in Deutschland gemacht? 179.
—, Sophie, geb. Wieland (1768—1837), dessen Frau 337.
Reinwald, Wilhelm Friedrich Hermann (1737 bis 1815), Bibliothekar in Meiningen, Schillers Schwager 151.
Der Freund 151. 216.
Reuß, Graf, in Berlin 299.
Riemer, Friedrich Wilhelm (1774—1845), Hauslehrer bei Humboldt, später bei Goethe 305. 317. 318.
Roland, Marie Jeanne (1754—1793) 229.
Appel à l'impartiale postérité 229.
Romano, Giulio Pippi (1492—1546) 203.

S.

Sachsen-Weimar, Karl August Herzog von (1757—1828) 67. 157. 203. 298. 317. 320.
—, Luise Herzogin von (1757—1830) 67.
—, Maria Paulowna Erbprinzessin von (1786 bis 1859) 320.
Saint Pierre, Charles Irénée Castel Abbé de (1658—1743).
Projet de paix perpétuelle 189.
Sappho (etwa 590) 246.
Sarbiewski, Matthias Kasimir (1595—1640), polnischer Dichter 121. 124.
Scapula, Johannes (etwa 1570).
Lexicon graeco-latinum 211.
Scheller, Immanuel Johann Gerhard (1735 bis 1803).
Ausführliches lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Wörterbuch 163.
Schelling, Friedrich Wilhelm Josef (1775 bis 1854), Professor der Philosophie in Jena, später in Würzburg 300. 301.
Schiller, Johann Christoph Friedrich (1759 bis 1805).
Briefe über Don Carlos 32.
Der Geisterseher 63. 165.
Die Braut von Messina 296. 300. 307. 308. 309. 311. 312. 313. 321. 330.
Die Hochzeit der Thetis (aus Iphigenie in Aulis) 9.
Die Horen 27. 35. 36. 55. 56. 57. 60. 61. 62. 67. 68. 69. 70. 71. 74. 75. 76. 88. 89. 90. 92. 99. 100. 108. 113. 116. 117. 121. 125. 132. 134. 148. 157. 159. 160. 161. 170. 176. 177. 178. 179. 181. 184. 187. 189. 190. 191. 198. 201. 202. 204. 205. 206. 207. 210. 212. 214. 215. 216. 218. 220. 226. 227. 228. 229. 230. 232. 234. 236. 239. 241. 242. 244. 246. 255. 256. 261. 262. 263. 271. 275. 277. 280. 331.
Die Huldigung der Künste 320. 334.
Die Jungfrau von Orleans 309. 312. 320.
Die Räuber 6. 280.
Die Verschwörung des Fiesco zu Genua 6.
Don Carlos 3. 15. 20. 32. 167. 272. 284. 285. 320. 331. 332.
Gedichte (Sammlung) 15. 179.
Gedichte:
An die Freude 69.
An einen Weltverbesserer 80. 110. 116. 117. 137.
Columbus 11. 151. 152.
Das eleusische Fest 18.
Das Höchste 80. 116. 138.
Das Kind in der Wiege 108. 113.
Das Lied von der Glocke 31.
Das Reich der Schatten (Das Ideal und das Leben) 38. 70. 84. 89. 114. 117. 118. 119. 120. 177. 185. 204. 214. 220. 224. 225. 226. 239. 270. 280. 330.
Das Siegesfest 10. 11. 301.
Das Unwandelbare 81. 94. 157.
Das verschleierte Bild zu Sais (Heliopolis) 108. 116. 124. 186.
Der Abend 151.
Der beste Staat 113.
Der Jüngling am Bache 31.
Der Kaufmann 113.
Der Metaphysiker 151.
Der philosophische Egoist 116. 117. 128. 137.
Der Sämann 80.
Der spielende Knabe 94. 108. 110. 113.
Der Tanz 77. 79. 111. 112. 118. 140. 141. 146. 147. 150. 156. 258.
Der Taucher 9.
Des Mädchens Klage 31.
Deutsche Treue 186.
Deutschland und seine Fürsten 81. 94.
Die Antike an einen Wanderer aus Norden (Die Antike an den nordischen Wanderer) 80. 116. 137.
Die Erwartung 31.
Die Götter Griechenlands 26. 78. 85. 152. 168. 220.
Die Ideale 31. 90. 105. 107. 118. 140. 141. 142. 147. 209. 258.
Die Kraniche des Ibykus 10.
Die Künstler 10. 11. 26. 36. 85. 335.
Die Macht des Gesanges 29. 77. 79. 111. 118. 140. 141. 142. 151. 258.
Die Ritter des Spitals zu Jerusalem (Die Johanniter) 128.
Die zwei Tugendwege 80.
Einer jungen Freundin ins Stammbuch 82. 94.
Ein Wort an die Proselytenmacher (An die Proselytenmacher) 151.
Elegie (Der Spaziergang) 25. 152. 158. 170. 171. 177. 182. 184. 202. 204. 206. 207. 220. 224. 232. 239. 269.
Elegie an Emma (An Emma) 31.
Gewissensskrupel 338.

Ilias 94. 108. 110. 113. 116. 117. 137. 184. 198.
Natur und Schule (Der Genius) 90. 94. 107. 109. 113. 114. 116. 117. 118. 119. 140. 141. 142. 186. 223.
Odysseus 113. 128.
Pegasus in der Dienstbarkeit (Pegasus im Joche) 80. 117. 118. 138. 142. 146.
Resignation 20. 78. 141.
Spruch des Confucius 80.
Stanzen an den Leser (Abschied vom Leser) 151. 175.
Thekla, eine Geisterstimme 31.
Unsterblichkeit 117. 186.
Weisheit und Klugheit 116. 117. 128. 138.
Würde der Frauen 117. 124. 127. 132. 138. 142. 155. 156. 158. 199. 208. 221. 258.
Würden 80. 110. 117. 138. 140.
Xenien 262. 272. 274.
Zeus zu Herkules 81.
Geschichte des dreißigjährigen Krieges 50.
Merkwürdige Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585 59. 60. 61. 208.
Musenalmanache:
für das Jahr 1796 35. 36. 55. 57. 61. 62. 65. 68. 70. 71. 73. 76. 88. 90. 94. 95. 97. 101. 102. 104. 108. 111. 112. 113. 114. 115. 121. 122. 123. 125. 128. 130. 132. 133. 138. 145. 146. 150. 151. 152. 155. 157. 158. 163. 164. 170. 175. 177. 189. 199. 200. 205. 208. 215. 216. 220. 236. 243. 246. 256. 257. 261. 262. 265. 271.
für das Jahr 1797 91. 124. 129. 140. 219. 224. 235. 236. 261. 262. 288. 289.
für das Jahr 1799 295.
Phädra 319.
Philosophische Briefe 11. 20. 331. 332.
Pläne:
Anmerkungen zum „Versuch über die Dichtungen" von Frau von Stael 157. 176. 262. 265.
Demetrius 319.
Die Malteser 4. 159. 169. 201. 202. 214.
Epos über die erste Gesittung Attikas 18.
Erklärung gegen Wolf 184. 198. 205.
Geschichte Roms 27.
Idylle 38. 224. 225. 243. 249. 336.
Romantische Erzählung 159. 169. 170. 282.
Romanze auf Fichte 80.
Über das „Reich der Schatten" 227. 270.
Über „Wilhelm Meisters Lehrjahre" 262.
Zeitung 45.
Rezension von Bürgers Gedichten 14. 294.
Rezension von Matthissons Gedichten 56. 60. 294.
Szenen aus den Phönizierinnen des Euripides 9.
Thalia, Neue Thalia 11. 20. 35. 44. 47. 48. 51. 331. 332.
Theater (Sammlung) 320. 334.
Über Anmut und Würde 12. 13. 20. 24. 33. 61. 331. 339.
Über das Naive, Die sentimentalischen Dichter (Über naive und sentimentalische Dichtung) 21. 25. 33. 37. 119. 143. 181. 183. 192. 197. 202. 214. 215. 219. 224. 227. 229. 237. 241. 243. 244. 246. 251. 252. 254. 255. 258. 260. 261. 262. 263. 264. 270. 271. 272. 276. 278. 280. 284. 294.
Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie 308. 309. 311. 313.
Über die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen 4. 12. 13. 20. 24. 33. 61. 63. 75. 86. 120. 127. 148. 155. 158. 186. 187. 204. 205. 213. 214. 235. 239. 254. 278.
Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen 148.
Verteidigung des Rezensenten gegen Bürgers Antikritik 15.
Von den notwendigen Grenzen des Schönen (Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen) 25. 186. 207.
Wallenstein 3. 4. 16. 20. 32. 34. 36. 37. 67. 169. 281. 283. 284. 285. 295. 309. 312. 321.
Wilhelm Tell 9. 300. 319.
Schiller, Charlotte von, geb. von Lengefeld (1766 bis 1826), dessen Frau 41. 44. 46. 48. 50. 51. 53. 57. 62. 64. 69. 71. 77. 89. 100. 104. 132. 145. 156. 157. 160. 163. 181. 191. 199. 203. 219. 227. 232. 240. 243. 246. 257. 260. 265. 269. 271. 275. 280. 282. 286. 288. 289. 296. 298. 301. 303. 304. 318.
—, deren Kinder:
Karl (1793—1857) 64. 269. 286. 298. 320.
Ernst (1796—1841) 286. 298. 320. 328.
Karoline (1799—1850) 298. 320.
Emilie (1804—1872) 320.
—, Johann Kaspar (1723—1796), Major in Stuttgart, Vater des Dichters 68. 92. 158.
Die Baumzucht im Großen nach zwanzigjähriger Erfahrung im Großen und Kleinen 72. 92. 95. 103. 123. 158.
Schlegel, August Wilhelm von (1767—1845), Schriftsteller in Braunschweig, später in Jena 71. 89. 95. 96. 123. 136. 190. 202. 216. 235. 246. 250. 255. 256. 263. 269. 270. 288. 297. 321.
Aus einem ungedruckten Roman 71. 95. 96. 216.
Briefe über Poesie, Silbenmaß und Sprache 216.
Dantes Hölle 60. 135. 235.
Rezension der „Horen" 239. 255. 256. 263. 269. 270.
Rezension von Vossens Homer 288.
—, Karoline von, verw. Böhmer, geb. Michaelis, spätere Schelling (1763—1809), dessen Frau 96. 190. 288. 300.
—, Karl Wilhelm Friedrich von (1772—1829), Schriftsteller in Dresden, später in Jena und Berlin 179. 243. 245. 246. 250. 260. 261. 263. 287. 297. 321.
Beiträge zur Kenntniß der Griechen 260. 261. 263.

Über die Diotima 190. 245. 250.
Versuch über den Begriff des Republikanismus 288.
Vom ästhetischen Werte der griechischen Komödie 179.
Schleswig-Holstein-Augustenburg, Friedrich Christian Herzog von (1765—1814) 186.
Schlosser, Johann Georg (1739—1799), Schriftsteller in Ansbach, später in Eutin 234. 288.
Schmid, Karl Christian Erhard (1761—1812), Professor der Theologie in Jena 216.
Schmolcke, Benjamin (1672—1737), Kirchenliederdichter 61.
Schreyvogel, Josef (1768—1832), Student in Jena 99. 202.
Schütz, Christian Gottfried (1747—1832), Professor der Beredsamkeit in Jena, später in Halle 54. 155. 202. 239. 255. 263. 300. 305. 334.
Allgemeine Literaturzeitung 54. 60. 63. 99. 135. 178. 183. 208. 216. 230. 239. 240. 243. 255. 256. 270. 271. 288. 300. 305. 317.
Rezension der „Horen" 61. 216. 239. 255. 256.
—, Anna Henriette, geb. Danovius, dessen Frau 54. 55.
Schurer, Friedrich Ludwig (1765—?), Professor der Chemie und Physik in Straßburg 61.
Schwab, Johann Christoph (1743—1821), Professor der Philosophie in Stuttgart 179.
Preisschrift über die Frage: Welche Fortschritte hat die Metaphysik seit Leibnizens und Wolffs Zeiten in Deutschland gemacht? 179.
Schwarzburg-Rudolstadt, Karoline Luise Fürstin von 307.
Seidler, Hieronymus, Buchhändler in Jena 180. 265.
Shakespeare, William (1564—1616) 37. 164. 205. 264. 283. 292. 308.
Romeo and Juliet 246.
Soden, Friedrich Julius Heinrich Graf von (1754—1831), preußischer Minister in Ansbach 216.
Aurora oder das Kind der Hölle 216.
Soemmerring, Samuel Thomas (1755—1830), Arzt in Frankfurt 147. 158.
Über das Organ der Seele 147. 158.
Sophokles (497—406) 188. 196. 296.
Aias 188.
Sprengel, Kurt (1766—1833).
Beiträge zur Geschichte der Medizin 135.
Stael-Holstein, Anne Germaine Baronesse de, geb. Necker (1766—1817) 321.
Essai sur les fictions 157. 176. 262. 265.
Stark, Johann Christian (1753—1811), Professor der Medizin in Jena 53. 156. 170.
Steck, von, Student in Jena 192.
Stock, Johanna Dorothea (1760—1832), Körners Schwägerin 329. 330. 331.
Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu (1750 bis 1819), Regierungspräsident in Eutin 234. 288.
Vier Tragödien des Aeschylos 297.

T.

Terenz (185—159) 267.
Theokrit (etwa 270) 268. 281.
Thukydides (455–400) 74.
Tieck, Johann Ludwig (1773—1853), Schriftsteller in Dresden 297.
Tiedge, Christoph August (1752—1841), Domkommissar in Halberstadt 99.
Tilly, Johann Baptist, Gymnasialinspektor in Berlin 139. 146. 147. 150. 158. 163. 199.
Tiziano Vecellio (1477—1576) 188.
Trapizius, Schloßvogt in Jena 203.
Trapp, Ernst Christian (1745—1818), Schriftsteller in Wolfenbüttel 122.
Trendelenburg, Johann Georg (1757—1825).
Anfangsgründe der griechischen Sprache 211.

U.

Unger, Friedrich Gottlieb (1753—1804), Buchhändler in Berlin 68. 72. 75. 76. 90. 91. 92. 95. 98. 99. 101. 102. 103. 104. 112. 113. 114. 115. 123. 124. 125. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 157. 138. 139. 140. 146. 147. 155. 157. 163. 177. 179. 189. 208. 215. 216. 219. 220. 227. 270.
Unzelmann, Friederike Auguste Konradine, geb. Flittner (1760—1815), Schauspielerin in Berlin 76.

V.

Vergil (70—19).
Georgica 175.
Vieweg, Hans Friedrich (1761—1835), Buchhändler in Berlin, später in Braunschweig 46. 103. 295.
Vigano, Tänzerin 266. 268.
Voigt, Christian Gottlob (1743—1819), Geheimerat in Weimar 191. 336.
Voltaire, François Marie Arouet de (1694 bis 1778) 250.
Voß, Johann Heinrich (1751—1826), Rektor in Eutin 109. 136. 137. 183. 184. 188. 223. 234. 288.
Des Publius Virgilius Maro Landbau 175.
Die Dichtkunst 136.
Gedichte 64.
Homers Odyssee übersetzt 136.
Homers Werke übersetzt, die Ilias neu, die Odyssee umgearbeitet 212. 288.
Musenalmanach für 1796 184.
—, Johann Heinrich (1779—1822), dessen Sohn 299.
Vulpius, Christiane (1764—1816) 184.

W.

Wallenstein, Albrecht Wenzel Eusebius Graf von (1583—1634) 284.
Weißhuhn, Friedrich August (1759—1795), Privatdozent der Philosophie in Jena 56. 113. 116.
Das Spiel in strengster Bedeutung 235.
Sinngedichte 56. 113.
Wieland, Christoph Martin (1733—1813) 63. 78. 241. 271. 335. 336. 337.
Horazens Briefe aus dem Lateinischen übersetzt und mit historischen Einleitungen und andern nötigen Erläuterungen versehen 228.
Neuer teutscher Merkur 179.

ENTSÄUERT
PAL 11/2019

Winckelmann, Johann Joachim (1717—1768) 320.
Wolf, Friedrich August (1759—1824), Professor der klassischen Philologie in Halle 50. 67. 183. 188. 197. 199. 205. 215.
Ankündigung eines deutschen Auszugs aus Professor Wolfs Prolegomenis ad Homerum und Erklärung über einen Aufsatz im neunten Stücke der Horen 183. 197.
Prolegomena ad Homerum 184.
Woltmann, Karl Ludwig (1770—1817), Professor der Geschichte in Jena 55. 60. 61. 76. 82. 99. 124. 155. 202. 208. 256. 270.
Beitrag zu einer Geschichte des französischen Nationalcharakters 60. 61.
Caecilie von der Tiver 155. 256. 270.
Der Dorfkirchhof 137.
Der Gerichtshof der Liebe 155. 256. 257. 270.
Die Kunst 83.
Die Rache der Elfen 83.
Die Treue 124. 138.
Die Verheißung 83.
Gedichte 55.
Geschichte der Gracchen 55.
Geschichte der Hohenstaufen in Italien 55.
Geschichte und Politik 155.
Grundriß der älteren Menschengeschichte 155.
Grundriß der neueren Menschengeschichte 155.
Herodot, ein historischer Roman 76.
Lethe 137.
Mathilde von Merveld 60.
Rezension der Musenalmanache für 1795 99.
Rezension von Mereau, Das Blütenalter der Empfindung 60.
Rudolf von Erlach 83. 112. 330. 331.
Sylphenlied 83.
Wolzogen, Wilhelm Friedrich Ernst von (1762 bis 1809), Schillers späterer Schwager 68.

X.

Xenophon (434—357) 201. 211.

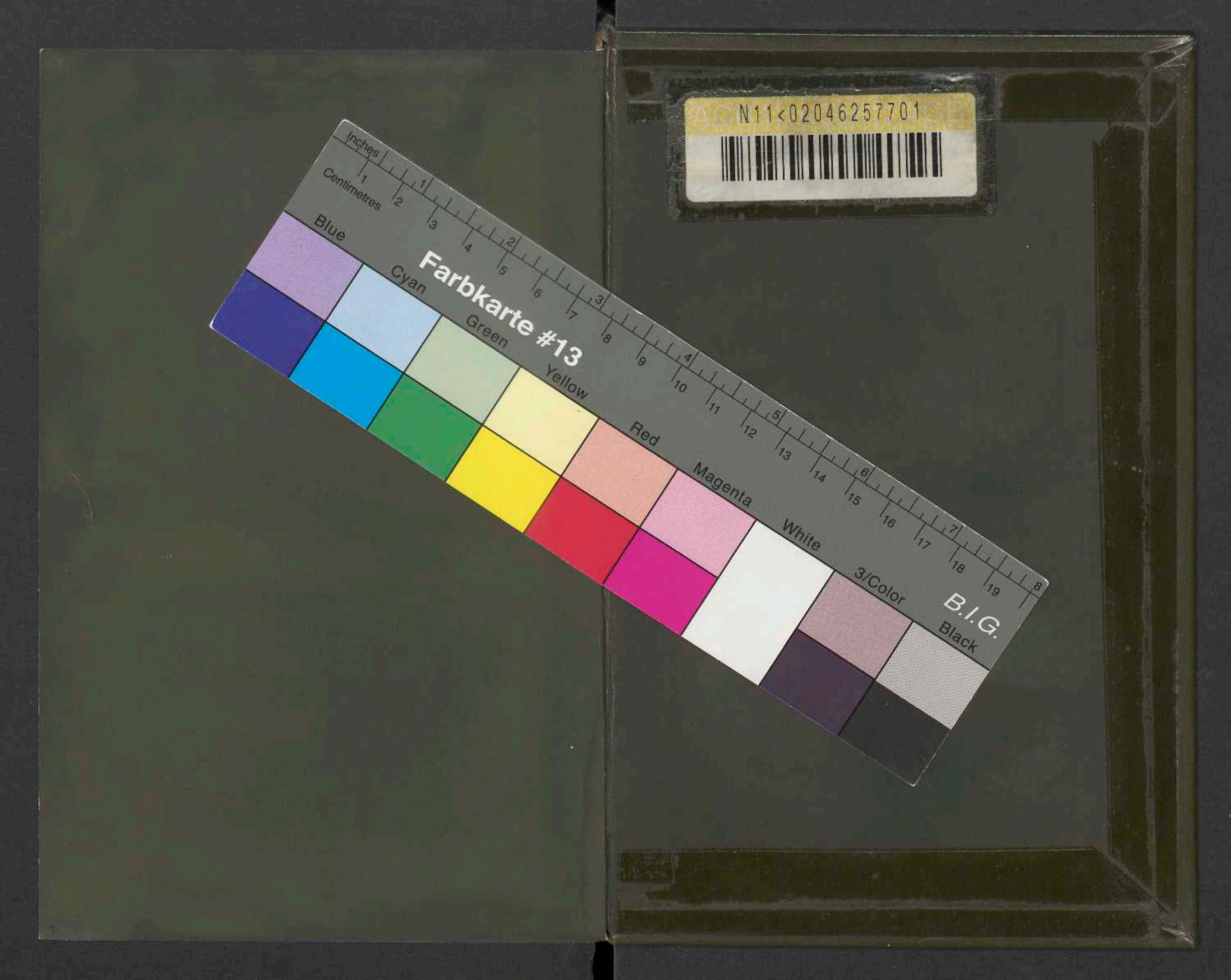
Z.

Zimmermann, Johann Georg (1728—1795), Leibarzt in Hannover 74.

12.—

3 Leg

N11<02046257701


N11<02046257701
Farbkarte #13
Inches
Centimetres
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
B.I.G.